

9525









# Meine Lebensreise.

---

In  
sechs Stationen  
zur  
Belehrung der Jugend  
und zur  
Unterhaltung des Alters  
beschrieben

von  
U R C E U S.  
(Krug)

Ich bin nun, wie ich bin;  
So nimm mich denn hin!  
Götze.

---

Mit  
Franz Volkmar Reinhard's  
Briefen an den Verfasser.

---

Leipzig, 1825.  
In der Baumgärtner'schen Buchhandlung.



6053



29325

11  
—

# **I n h a l t.**

---

## **E i n l e i t u n g.**

### **1. Station.**

**Die Kinderjahre.**

**1770 — 1782.**

### **2. Station.**

**Die Schuljahre.**

**1782 — 1788.**

### **3. Station.**

**Die Studentenjahre.**

**1788 — 1794.**

### **4. Station.**

**Die akademischen Hungerjahre.**

**1794 — 1801.**

### **5. Station.**

**Die preußischen Dienstjahre.**

**1801 — 1809.**

### **6. Station.**

**Die sächsischen Dienstjahre.**

**1809 — \*\*\*.**

---

Zwischen Freunden und Feinden haben Bücher und Menschen ihr Leben zu vollbringen; sie werden die Einen lieben und wegen der Andern sich trösten.

Köppen's vertraute Briefe über Bücher  
und Welt. Th. 2.

---

Omnibus *semper* placuisse, res est  
Plena fortunæ; placuisse paucis,  
Plena virtutis; placuisse nulli,  
Plena doloris.

*Ralde.*

1781

---

## Einleitung.

---

Als unser Herr, Gott die Welt erschaffen, und Adam sein Excheir zum ersten Male geküßt hatte, glaube ich freilich nicht, daß ich je würde geboren werden; noch weniger dacht ich daran, meine Lebensreise zu beschreiben. Denn wiewohl, nach mancher Theologen und Philosophen Meinung, meine Seele, wie alle die andern, gleich im Anfange der Dinge mit erschaffen worden, so wußte sie doch natürlich damals noch nichts davon, daß sie auf dem Welt-Maulwurfs-Hügel, den die Menschen ihre Erde nennen, mit einem menschlichen Leibe würde bekleidet werden. Eben so wenig wußte sie, daß dieß im Jahre der Welt 5754 oder im Jahre Christi 1770 zu Radis bei Wittenberg geschehen würde. Noch weniger aber wußte sie, daß sie nach mancherlei, bald erfreulichen bald traurigen, mitunter auch seltsamen und lächerlichen Schicksalen Professor zu Leipzig werden und endlich ebendasselbst ihren Leib wieder ablegen würde. Denn der geneigte Leser soll wissen, daß

ich bereits wieder, wie man's dort unten nennt, gestorben bin, und daß ich jetzt hier oben im Himmel sitze und schreibe, um das, was ich schreibe, mit der nächsten Eilpost d. h. mit dem nächsten Kometen, der mit seinem Schweife die Erde berühren wird, meinem dortigen Freunde, dem Buchhändler N. N. zu überschicken, damit er es drucken lasse und nach allen vier Weltgegenden hin verbreite.

Da ich nämlich nun einmal auf der Erde geboren worden und solche Schicksale erlebt habe, so will ich sie auch erzählen oder eine Beschreibung von meiner irdischen Lebensreise machen, und zwar aus mancherlei Gründen, hauptsächlich aber deswegen, weil es wohl gar jemanden dort unten einfallen könnte, mein Leben zu beschreiben, wenigstens einen sogenannten Nekrolog von mir in der allgemeinen Zeitung oder sonst wo zu machen, und weil dieser Biograph oder Nekrologist gar leicht mein ganzes Leben — sit venia verbo — verkünzen könnte. Denn ich glaube während meines Lebens dort unten bemerkt zu haben, daß die meisten Schreiber der Art als Heterobiographen aus ihrem Manne ein ganz andres Ding machen, als er wirklich war. Nun machen es zwar die Autobiographen oft auch nicht besser, indem sie ihr eignes Leben und folglich auch ihr werthestes Ich mit Hülfe jener Zauberkräfte verschönern, die man Phantasie nennt.

Diese hält ihnen gleichsam einen magischen Spiegel vor, in welchem sie sich selbst ganz anders anschauen, als sie wirklich waren. Darum gehen sie dann „aus ihrem Leben, wo nicht statt Wahrheit, lauter Dichtung, so doch „Wahrheit und Dichtung,“ also jene mit dieser stark versetzt, ja so innig verschmolzen, daß man beide gar nicht mehr unterscheiden kann. Mein Vorfaß aber ist, jene Zauberkraft, die bei mir — außer der Jugendzeit, wo sie alle Menschen behert — nie vorherrschend gewesen, möglichst im Zaume zu halten. Ich sage, möglichst. Denn freilich kann ich nicht dafür stehen, daß nicht denn doch zuweilen jene Kraft sich mit der jedem Menschenkinde natürlichen und leider auch jetzt mir noch etwas anklebenden Eitelkeit verbinden sollte, um mir einen Streich zu spielen. Auch könnt' es wohl sein, daß ich hin und wieder einen kleinen Gedächtnißfehler beginge. Indessen fürcht' ich doch nicht, daß dieß oft der Fall sein werde, da ich eben erst von der Erde abgesegelt bin und mein dortiges Leben noch mit voller Frische und Lebendigkeit in meinem Bewußtsein trage.

Aber — muß ich hier leider noch mich selbst fragen — ist es denn auch wohl der Mühe werth, daß du dein eignes Leben beschreibst und es so gleichsam noch einmal durchlebst? Und darfst du dabei auf so gutmüthige oder neugierige Leser rechnen, daß

sie dich auf dieser wieder von vorn angefangenen Lebensreise werden begleiten wollen? — Auf diese Fragen weiß ich freilich nichts weiter zu antworten, als was man fast bei allen Unternehmungen in der Welt sagen muß: *Faciamus periculum!* Gelingt der Versuch nicht, langweilt sich der Leser bei meiner Beschreibung, so darf er ja nur das Buch aus der Hand legen. Ich nehm' es ihm wahrlich nicht übel. Denn in dem seligen Dämonenstande, in welchen meine Seele nun zurückgekehrt ist, kümmert sie sich gar nicht mehr um das Thun und Treiben der Menschenkinder. Sollt' es daher auch einem derselben einfallen, meine Selblebensbeschreibung recht scharf zu rezensiren, sagend, daß sie wohl ungeschrieben und ungedruckt hätte bleiben mögen: so wird mich auch das nicht ärgern. Denn ich habe mir schon dort unten nicht viel aus Rezensionen gemacht, ob ich gleich selbst deren wohl einige tausend für die hallische, jenaische, Leipziger Literaturzeitungen und andre kritische Blätter geschrieben habe. Wie viel weniger werd' ich mir jetzt daraus machen, da ich, weit erhaben über die Erbärmlichkeiten der untermondlichen Welt, mitten unter den Sternen wandle? — Also *faciamus periculum!*

---



---

## Erste Station.

# Die Kinderjahre: 1770—1782.

---

Tempestivum pueris concedere ludum.

*Horat.*

Von meiner Geburt weiß ich natürlich nichts. Ich kann daher nicht sagen, ob ich köpflings oder steißlings in die Welt gekommen, ob ich zuerst den rechten oder den linken Arm in das All der Dinge hinausgestreckt. Aber zwei fatale Umstände sollen bei meiner Geburt stattgefunden haben, wie mir späterhin erzählt worden. Ich kam halbtodt zur Welt, so daß die eben angezündete Lebensfackel im nächsten Augenblicke wieder verlöschen zu wollen schien. Mit vieler Mühe unterhielt man jedoch das Flämmchen, wiewohl es eine Zeit lang nur schwach fortglommte. Die Mühmen und Gevatterinnen prophezeiheten daher, daß ich, wo nicht als Kind sterben, doch kein gesunder und kräftiger Mann werden würde. Glücklicher Weise

hat das Schicksal ihre Prophezeiung zu Schanden gemacht. Ich erholte mich bald, wuchs munter heran, und erfreute mich, einige Krankheiten ausgenommen, die dort unten die meisten Menschen quälten, fast immer einer so guten Gesundheit, daß ich während meines Erdenlebens meinen Geburtstag meist recht heiter gefeiert habe.

Aber in Ansehung dieses Tages selbst fand ein andrer fataler Umstand statt. Ich wurde in der Mitternachtsstunde zwischen dem 21. und 22. Junius geboren. Da erhob sich nun ein großer Meinungs= zwiespalt. Mein Vater rechnete diese Stunde zum folgenden Tage und behauptete daher, ich sei den 22. geboren. Der Pfarrer des Ortes aber rechnete diese Stunde noch zum vorigen Tage und behauptete daher, ich sei den 21. geboren. Auch trug er diesen Tag ins Kirchenbuch ein. Darum ging es mir späterhin wie Buridan's Esel mit den beiden Heubündeln. Ich wußte nicht, welchen Geburtstag ich wählen sollte. In der Jugend, wo man gern etwas älter ist, neigt ich mich zum 21., im Alter aber, wo man gern etwas jünger ist, neigt ich mich zum 22. Jetzt, wo ich dieses schreibe, also jene Unterwelt, die man auf der Erde so verkehrter Weise Oberwelt nennt, schon verlassen habe, ist es mir gleichgültig, wie die Herren Gelehrten diese große Streitfrage entscheiden mögen.

Indessen gab diese fatale Geburtsstunde noch zu einer andern Streitfrage Anlaß. Da es gerade die schauerliche Stunde war, wo die Geister der Verstorbenen aus ihren Gräbern hervorgehn und die Lebenden ängstigen sollten, so meinten die Einen, ich würde einst ein Geisterseher, ein Schwärmer, ein Phantast werden. Die Andern aber, die etwas von der Astrologie verstanden, meinten das gerade Gegentheil, indem sie sich auf den damaligen Sonnenstand beriefen. Denn da zu jener Zeit — es war eben Sommers Anfang für die nördliche Erdhalbkugel, auf der mein Geburtsort lag — die Sonne den höchsten Punkt am Himmel erreicht hatte und also auch am längsten über dem Horizonte lichtspendend verweilte, so schlossen jene Astrologen aus einer so bedeutungsvollen Konstellation, daß ich ein Freund des Lichts und der Aufklärung, mithin ein Feind aller Geisterseherei, Schwärmerei und Phantasterei, wo nicht gar ein Freigeist werden würde. Dabei schlugen die vorhin erwähnten Muthmen und Gevatterinnen natürlich ein Kreuz, seufzten ein andächtiges Gott steh' uns bei! und wünschten im Stillen, der Himmel möchte doch das schwächliche Kind lieber sogleich wieder zu sich nehmen, eh' er zugäbe, daß daraus ein solcher Teufelsbraten würde. Ich aber will dem Urtheile der Welt hinsichtlich der Frage, welche von den beiden letzten Vorhersagungen eingetroffen, keineswegs vorgreifen.

Statt dessen will ich den Lesern lieber noch etwas von den Aeußerlichkeiten sagen, unter welchen ich geboren wurde — ich meine den Geburtsort und die Familie. Zwar ist von beiden eben nicht viel zu sagen, da sie sehr obskur sind. Indessen hat doch sowohl die Dertlichkeit der Geburt als auch die Familie, aus der man abstammt, immer einen bedeutenden Einfluß auf unser Leben. Folglich dürfen diese Umstände in einer Lebensbeschreibung, die etwas pragmatisch sein soll, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Den Ort meiner Geburt hab' ich schon oben in der Einleitung beiläufig genannt. Dieses Radis — sonst ein kurfürstlich-sächsisches, jetzt (seit der viel beseufzten Theilung Sachsens) ein königlich-preussisches Dorf — liegt mitten im Walde und war damals fast von aller Welt abgeschlossen. Ein Fremder war daher eine seltne Erscheinung; und wenn einmal der dasige Rittergutsbesitzer, ein Kammerherr von Bodenhausen, der aber auf einem andern seiner vielen Güter wohnte, nach jenem Dorfe kam: so war es nicht anders, als wenn unser Herr Gott selbst angelangt wäre. Es war aber auch ein stattlicher Herr, groß, stark, und wohlgewachsen, von einer zahlreichen Familie und Dienerschaft umgeben, so daß er allen Dorfbewohnern, alt und jung, einen gewaltigen Respekt einflößte und mir noch jetzt so

lebendig vor der Seele steht, als wenn ich ihn eben erst gesehen hätte. Späterhin ward das alles ganz anders. Ein lebenslustiger Erbe ließ sich dort nach dem Tode des alten Herrn nieder, sahe viel Fremde zur Gesellschaft bei sich, und lichtete auch zum Theil die umgebenden Waldungen. Ja es geht nun sogar eine große Landstraße, die von Berlin nach Leipzig und Halle, mitten durch das Dorf. Sollte es daher einntal dem heiligen Vater in Rom einfallen, mich wegen der exemplarischen Frömmigkeit, die ich während meines Erdenlebens bewiesen, zu kanonisiren und meinen Geburtsort in einen Wallfahrtsort zu verwandeln: so dürfen die frommen Pilgrimme, wenn sie in die Gegend von Wittenberg auf dem linken Elbufer kommen, nur achtgeben, in welchem Dorfe man die Bauerhöfe und Gärten durchbrochen hat, um eine möglichst gerade Straße zu bekommen. Das ist der Ort, wo sich das merkwürdige Faktum meiner Geburt ereignete.

In der ländlichen Stille dieses heimlichen Dortschens ward ich auch anserzogen. Mein Vater war ein schlichter Landmann, Pächter des dasigen Ritterguts. In seiner Jugend hatt' er wohl Lust zum Studiren gehabt. Da es ihm aber an allen Mitteln dazu fehlte, so hatt' er sich erst der Leinweberei, dann der Landwirthschaft ergeben. Uebrigens ein verständiger, rechtschaffener und frommer Mann, nur zu-

weilen etwas herrisch, hitzig und auffahrisch. Meine Mutter (eine Verwandte des bekannten Künstlers Defser) war ihm in den ersteren Eigenschaften gleich, aber von weit milderem und sanfterem Charakter. Dennoch stand er so ziemlich unter ihrem Pantoffel. Denn sie war zugleich schön — so schön, daß selbst S. D. der damal regierende Fürst oder, wie er späterhin von Napoleon betitelt wurde, Herzog von Dessau, ein großer Kenner und Liebhaber der Schönheit, einmal geruhete, seine fürstlichen Augen mit Wohlgefallen auf sie zu heften, wobei der guten Frau wegen ihrer Schüchternheit und ihrer strengen Grundsätze so angst und bange wurde, daß sie über Hals und Kopf davon lief — die Schönheit aber weiß gar oft den harten Sinn der Männer zu brechen, ohne andre Waffen, als Blicke und Thränen, oder auch ein wenig Schmollen, wenn jene sanfteren Waffen nicht ausreichen wollen. Daher war meine Mutter, die mich als den jüngsten Sohn besonders lieb hatte, ja mich zuweilen wohl gar etwas verhätschelte, auch oft mein Schuß gegen den Vater, wenn dieser nach der alten Erziehungsmethode wegen eines dummen oder vormißigen Streichs, dergleichen ich nicht selten machte, seinen Feldstock etwas unsanft auf meinem Rücken herumtanzen ließ. So erinnr' ich mich noch mit Rührung folgender tragischen Begebenheit aus dieser frühern Periode meines Lebens.

Ich war ein leidenschaftlicher Liebhaber des Reitens. Wo ich daher einen Bauerburschen, der seine Pferde auf die Weide brachte, oder einen unserer Dienstknechte, der mit seinen Pferden arbeitete, ansichtig wurde, bat ich dringend, mich doch ein wenig reiten zu lassen. Das ging mir aber zu langsam; auch ward mein Bitten nicht immer erhört, weil ich nichts zur Unterstützung desselben zu geben hatte. Nun kam zuweilen ein Fleischer zu uns geritten, um Schlachtvieh zu kaufen. Sein Pferd war ein kleiner munterer Polak. Ich ersahe mir also einmal die Gelegenheit, während der Fleischer mit den Eltern in der Stube handelte, das vor der Thüre angebundene Pferd loszubinden, mich darauf zu schwingen und zum Hofe hinaus zu jagen. Weil ich aber das Pferd nicht zu lenken verstand; oder weil die Bestie etwas hartnäckig war, so ging sie mit mir durch über Stock und Block, und ich stürzte herunter. Zwar nahm ich selbst keinen Schaden; aber das Pferd lief in alle Welt und war nur mit großer Mühe wieder einzufangen. Mein Vater war darüber höchlich ergrimmt und würde mich vielleicht halbtodt geschlagen haben, wenn nicht die Mutter mich mit ihrem Körper gedeckt und dem Vater endlich den Stock aus den Händen gewunden hätte.

Unter den Familiengliedern aber, welche auf meine Bildung Einfluß hatten, darf ich meine Großmutter

nicht mit Stillschweigen übergehn, eine herzensgute Frau, deren Herzensgüte jedoch oft in Schwäche ausartete und daher von uns Kindern häufig gemisbraucht wurde. Auch war sie den äußern Andachtsübungen sehr ergeben, betete oft mit uns bis zum Ueberdruß, besonders Abends beim Schlafengehn, wo wir vor Müdigkeit kaum noch die Augen offen erhalten konnten und daher meist bloß mechanisch nachlafften, was sie uns vorbetete. Gewiß, das sicherste Mittel, Kindern solche Andachtsübungen zu verleiden. Ueberdies hatte sie die Gewohnheit, wenn sie des Morgens ihre kleinen Geschäfte im Hause besorgte, dabei ein geistliches Lied zu singen. Eines Morgens, als sie ebendies that, ward ich aufmerksam auf die Melodie des Liedes und brummte sie nach, weil sie mir gefiel. Meine Großmutter betrachtete dieses ganz unabsichtliche Akkompagnement als ein besondres Zeichen meiner Frömmigkeit, liebte mich deshalb und beschenkte mich mit einer kleinen Mäscherei. Von der Zeit an hatt' ich natürlich früh nichts Angelegentlicheres zu thun, als meine Großmutter bei ihrem Morgengesange mit meiner Stimme zu begleiten. Ich wurde nun gelobt als ein recht frommes Kind, aus dem wohl einst ein großes Kirchenlicht werden könnte; man streichelte mir die Wangen, küßte mich und steckte mir auch etwas Süßes in den Mund. Welches Kind vermöchte solchen Anreihungen zur Frömmigkeit zu widerstehn,



wenn auch diese Frömmigkeit nur, halb bewußtlos, erheuchelt war! Daher macht' ich mir auch kein Gewissen daraus, meiner lieben Großmutter, die mich selbst so schön zum Naschen angeleitet hatte, einmal, ein paar Groschen zu entwenden, um mir dafür noch andre Naschereien zu erkaufen. So werden die meisten Eltern, ohne ihren Willen, die Verführer ihrer eignen Kinder; und es ist wahrlich nicht das Verdienst jener, wenn diese nicht so schlecht werden, als sie es unter den gegebenen Umständen wohl hätten werden können.

Mit dem Unterrichte war es daheim nicht viel besser bestellt, als mit der Erziehung. Eine Zeit lang ging ich in die Dorfschule, um Lesen und Schreiben zu lernen und den ersten Religionsunterricht zu empfangen. Das dauerte aber der unbeschreiblichen Schlechtheit wegen nicht lange und nahm ein wahrhaft tragisches Ende. Die Bauerjungen machten mir und meinem Bruder weiß, ein junger Bauer, vor dessen Hof wir vorbei mußten, wenn wir in und aus der Schule gingen, hör' es gern, wenn man ihn Schwerin nenne — ein Name, der damals noch im Munde des Volks umlief, wie die Namen Reich, Seydlig, Landon, Daun u. a. aus dem nicht längst beendigten siebenjährigen Kriege. Wir waren einfältig genug, das zu glauben. Als wir daher vor jenem Hofe vorbei nach Hause gingen und den jungen

Bauer seine Pferde eben ausspannen sahen, begrüßten wir ihn mit dem berühmten Namen, der aber für ihn ein Ekel- oder Spitzname geworden; wie und warum? weiß ich nicht mehr. Er hatte nun nichts Eiligers zu thun; als hinter uns her zu laufen und zuerst meinen Bruder mit dem Peitschenstocke fast halbtodt zu schlagen. Gleiches Schicksal würde mich unfehlbar betroffen haben, wenn ich nicht ein Zetergeschrei erhoben und dadurch aus unfrem eignen nicht weit entfernten Hofe Hülfe herbeigerufen hätte. Seit der Zeit durften wir nicht mehr in die Dorfschule gehn.

Ich ward nun nebst meinen Geschwistern von besondern Hauslehrern unterrichtet. Unter diesen war eigentlich nur ein guter, Namens Brauer, dem ich viel verdanke. Die übrigen bekamen zwar mehr Gehalt und machten überhaupt mehr Ansprüche, als jener genügsame, bescheidne, fleißige und wahrhaft fromme Mann, leisteten aber dafür weniger. Er gab mir auch den ersten Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Nach der alten, freilich eben nicht zu lobenden, Methode legt' er dort den Cornelius Nepos, hier das neue Testament, und zwar gerade das schwerste Buch desselben, das Evangelium Johannis, zum Grunde. Indessen ersetzte der Fleiß von beiden Seiten, was der Methode fehlte. Auch hat' er mich eben so lieb als ich ihn, und

diese gegenseitige Liebe förderte den Unterricht noch mehr. Leider bejelt ich aber diesen wackern Lehrer nicht sehr lange. Er starb in unsrem Hause an der Auszehrung, aufrichtig beweint von uns allen, sowohl Eltern als Kindern, und selbst von den übrigen Hausgenossen und Dorfbewohnern. Denn sein leutseliges und menschenfreundliches Wesen gewann ihm Aller Herzen, und auch die erbaulichen Predigten, die er von Zeit zu Zeit statt des Pfarrers hielt, fanden viel Beifall bei der Gemeinde.

Ich rühmte vorhin seine Frömmigkeit, obwohl dieselbe sich zuweilen auf eine etwas seltsame Weise äußerte. Noch erinner' ich mich lebhaft folgender Szene. Ueber der Treppe, die zu seiner Wohnung führte, hatt' ich mit meinem Bruder eine Kaninchenhecke angelegt. Diese Thierchen mochten den Fußboden locker gemacht haben. Ich brach also durch und hing, mich zu beiden Seiten der Oeffnung mit den Händen anklammernd und so gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend, über der Treppe. Mein Angstgeschrei rief den Lehrer herbei. Er stellte sich auf die Treppe gerade unter mich und befahl mir, auf seine Schultern zu springen. Nachdem ich diesen salto mortale glücklich vollzogen hatte — denn im Springen, so wie im Klettern, hatt' ich eine große Fertigkeit — führt' er mich auf seine Stube, ließ mich niederknien, und nachdem er mich wegen meiner Un-

vorsichtigelt tüchtig ausgescholten, mußte ich ein Vater=Unser beten, um, wie er sagte, Gott zu danken, daß ich nicht den Hals gebrochen. Nun fiel mir während dieses Gebets ein, daß er uns in einer der letzten Religionsstunden gesagt hatte, man müsse Gott auch für das Ueble danken, was uns begegne; denn dieß sei ebenfalls eine Wohlthat Gottes. Nach Vollendung des Vater=Unsers fragte ich ihn also ganz treuherzig, ob ich wohl auch ein Vater=Unser hätte beten müssen, wenn ich den Hals gebrochen. Diese Frage machte ihn so stutzig, daß er mich mit den Worten entließ: „Geh, du bist ein naseweiser Junge!“ Vermuthlich hielt er die Frage für etwas ruchlos, was sie doch in meinem Sinne nicht war.

Da nach dem Tode dieses Lehrers nicht sogleich ein anderer zu haben war, so brachte mich mein Vater auf die Stadtschule nach Gräfenhainichen, einem Städtchen in der Nachbarschaft. Hier kam ich gleichsam in eine neue Welt, die mir aber anfangs schlecht behagte. Die Stadtjungen foppten den Dorfjungen, weil sie sich für klüger hielten. In dieser Meinung wurden sie hauptsächlich dadurch bestärkt, daß ich mich nicht sogleich in den hier eingeführten Schematismus finden konnte. Wenn z. B. der Rektor, in dessen Klasse ich kam — wo aber von Gelehrsamkeit nichts weiter getrieben wurde, als Lange's colloquia — fragte: Was ist amabitur? so mußte

geantwortet werden: *Tertia persona singularis indicativi futuri passivi primae conjugationis a verbo amare.* Und so in allen andern Fällen. An diesen Schlendrian war ich nie gewöhnt worden. Ich verstummte also anfangs, da ich ohnehin in der neuen Sphäre etwas schüchtern war, wenn sich der Rektor mit solchen Fragen an mich wandte, und staunte selbst die Weisheit der Stadtkungen an, wenn sie in der angezeigten Art antworteten. Weil ich aber doch im Grunde schon mehr Latein verstand, als alle die Jungen zusammengenommen, so eignete ich mir auch jenen Schematismus bald an, und beantwortete nun die Fragen des Rektors meist noch besser als jene. Darob lobte mich der Rektor und stellte mich seinen übrigen Schülern zum Muster vor. Dieß und einige zu rechter Zeit ausgetheilte Ohrfeigen, wenn man sich an mir reiben wollte, floßten der städtischen Jugend bald einigen Respekt ein, so daß ich nicht weiter geneckt wurde. Und da ich im Ballschlagen, Eislaufen und andern Turnübungen (welche damals die Jugend ohne Anweisung, wie ohne Verdacht politischer Umtriebe und also auch ohne Hinderniß abseiten der Polizei, anstellte) eine nicht geringere Geschicklichkeit als im Latein zeigte: so ward der Dorfjunge auch bald ein willkommenes Gast bei den Spielen der Stadtkungen. Kurz, ich lernte mich fühlen und befand mich wohl, ob. ich gleich sonst eben nicht sehr

an geistiger Bildung wuchs. Denn der Unterricht auf jener Schule (die, wie gewöhnlich zu jener Zeit, halb Bürgerschule, halb Gelehrtenschule seyn sollte, aber eigentlich keins von beiden war) war im Ganzen schlecht bestellt.

Indessen nahm sich der Superintendent des Orts, Namens Hofmann, ein Freund meines Vaters, meiner an. Da ich bei ihm Wohnung und Tisch hatte, so las er zuweilen mit mir in einem lateinischen Autor. Auch gab er mir den ersten Unterricht im Französischen. Weil aber der Mann eine schwere Zunge hatte und selbst das Deutsche ziemlich hart aussprach, so war dieß noch mehr beim Französischen der Fall. Dadurch gewöhnt' ich mir ebenfalls eine harte Aussprache des Französischen an, und es kostete mir späterhin viel Mühe, mir dieselbe wieder abzugewöhnen. Da ich muß gestehn, daß es mir damit nie ganz gelungen ist. So viel kommt auf den ersten Unterricht in jeder Sache an. Glücklicher Weise spricht man hier im Himmel nicht französisch, sondern engelisch (*angelice*, nicht englisch, *anglice*), und diese Sprache ist so leicht, daß ich sie in einer Stunde nach meiner Ankunft vollkommen inne hatte.

Nachdem ich fast ein Jahr in jenen Verhältnissen gelebt hatte, kehrte ich in das elterliche Haus zurück, wo ein neuer Lehrer angekommen war. Von nun an wurde fest bestimmt, daß ich studiren sollte.

Denn früher war dieß nicht so ausgemacht, wiewohl ich mit meinen beiden ältern Brüdern gleichmäßig im lateinischen und Griechischen unterrichtet wurde. Allein mein ältester Bruder, der gleich anfangs zum Studiren bestimmt und daher bald, nachdem er den ersten Unterricht empfangen, auf das Waisenhaus in Halle gebracht worden, schlug gänzlich um und ward ein Kaufmann. Der zweite bezeugte so große Lust zur Landwirthschaft, daß mein Vater, der ohnehin bei zunehmenden Jahren einen Gehülfsen brauchte, ihn gern zu einem solchen heranzog. Weil nun aber mein Vater in seiner Jugend selbst Neigung zum Studiren gehabt hatte, so wünscht' er, daß wenigstens einer von seinen Söhnen ein Gelehrter werden möchte. Und so ward ich dazu bestimmt, da man an mir sowohl Talent als Neigung dazu bemerkt zu haben glaubte. Denn während mein Bruder den Gänsen und Hühnern nachging, saß ich oft in einem Winkel mit einem Buche in der Hand, ob ich gleich auch gern an manchen landwirthschaftlichen Arbeiten, besonders solchen, die eine stärkere Leibesbewegung foderten und wobei ich reiten oder fahren konnte, wie Erndten und Heumachen, theilnahm. Ich glaube daher, daß ich so gut, wie mein Bruder, ein tüchtiger Oekonom würde geworden sein, wenn man meiner Thätigkeit nicht absichtlich eine andre Richtung gegeben hätte.

Ein besondrer Umstand bestärkte mich noch in

dem Vorsatze zu studiren. Ein Verwandter von uns, der in Wittenberg studirte und uns öfters besuchte, schilderte mir das Studentenleben mit sehr reizenden Farben. Einst nahm er mich selbst mit nach Wittenberg zur Zeit der Rektorewahl. Diese wurde dort mit großen Feierlichkeiten in der Schloß- und Universitätskirche vollzogen. Der Rektor im goldgestickten Purpurmantel zog an der Spitze sämtlicher Professoren unter Pauken- und Trompetenschall aus einer hintern Arkade durch das Schiff der Kirche nach dem Altare, vor welchem ein großes Katheder aufgestellt war, das er mit seinem Nachfolger bestieg. Hier hielt er eine lateinische Rede und übergab am Schlusse derselben dem neuermählten Rektor die Insignien seiner Würde, Mantel, Szepter, Statuten, Siegel u. s. w. Der neue Rektor hielt dann eine Gegenrede, nach deren Vollendung beide Rektoren, von den Professoren der theologischen Fakultät begleitet, vor dem Altare niederknieten, während das Te Deum mit voller Orchestermusik gesungen wurde. Diese Feierlichkeit machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf meine jugendliche Phantasie. Etwas Größeres, Herrlicheres, Prachtvolleres hatt' ich noch nie gesehn. So ein Professor oder gar Rektor zu werden, schien mir das höchste Glück der Erde. Ganz besonders ehrwürdig aber erschienen mir diejenigen unter den Professoren, welche schwarze Sammetröcke



und weiße Allongeperücken (die damals noch nicht ganz aus der Mode waren) trugen. Ich hätte niederfallen und sie anbeten mögen. Von der Zeit an war es entschieden, daß ich studiren wollte, ungeachtet ich weit davon entfernt war, nur die Möglichkeit zu denken, daß ich wohl selbst noch einmal ein so großes Thier werden könnte. Von der hinter all dieser Größe verborgnen Kleinheit hatt' ich freilich noch gar keine Ahnung.

Was sollt' ich nun aber studiren? — Das war eine große Frage. Die meisten Stimmen entschieden für die Theologie. Auch mein Lehrer, selbst ein Theolog, stimmte dafür. Um mir noch mehr Lust zu machen, da er merkte, daß mir besonders das Predigen gefiel, schnitt' er von Papier eine Stuhperücke, wie sie zu jener Zeit noch alle unsere Prediger trugen. Diese setzt' ich auf und hielt dann eine Rede von einem Stuhle herab wie von einer Kanzel. Bald darauf aber sprang ich mitsammt der Perücke in eine Pfütze, wo das schöne papierne Koffengebäude zu Grunde ging. Einige meinten jedoch, ich wäre ein zu wilder Junge und hätte kein geistliches Blut. Eher würd' ich zu einem Soldaten taugen, da ich das Soldatenspiel liebte und bei diesem Spiele, das damalige militärische Prügelsystem nachahmend, gern auf die Jungen losschlug, mit denen ich spielte, wenn sie meinem Kommando nicht gehorchen wollten. Noch

andre meinten, ich würde wohl ein Poet werden. In diesen Verdacht fiel ich unschuldiger Weise durch ein paar Verse, die ich einmal am Vorabende des Pfingstfestes machte und meinem Vater unter die Serviette auf den Teller legte. Sie lauteten so:

Die Pfingsten sind nun da,  
Sie sind schon vor der Thüre;  
Die Kuchen bäckt Mama,  
Die Leute gehn zu Biere.  
Drum, lieber Vater, mich zu freun,  
Gieb mir doch nur zwei Gröschelein!

Natürlich erhielt ich sie; und dieses kleine Honorar erfreute mich mehr, als irgend eins, das ich später für meine größeren Werke bekommen habe.

Indessen blieb es dabei, daß ich Theologie studiren sollte, da Mutter und Großmutter eine große Vorliebe für den geistlichen Stand hatten und sich schon im Geiste darauf freuten, mich einst auf der Kanzel paradiren zu sehn. Ich fing also nun auch an, hebräisch zu lernen und — gleichsam als Präludium zum künftigen Stande — den Kirchengesang der Gemeinde auf der Orgel in unsrer Dorfkirche zu begleiten. Mit diesem Orgelspiele war es freilich nicht weit her, da meine musikalischen Kenntnisse und Fertigkeiten noch sehr beschränkt waren und nicht einmal meine Füße zulangten, das Pedal zu treten. Allein dem letzteren Mangel half mein Lehrer ab, indem er sich an meine Seite auf der Orgelbank setzte

und mit seinen Füßen unten das Pedal trat, während ich mit meinen kleinen Händen auf den Tasten herumfingerte. Und was den erstern Mangel betrifft, so nahmen es die Bauern natürlich nicht so genau, wenn ein falscher Griff mit unterließ; sie hatten vielmehr ihre Freude an dem kleinen Organisten und meinten, Pächters Traugottchen — so hieß ich im Dorfe — könnte auch wohl einst ihr Kantor werden. Denn diesen Titel führte ihr Schulmeister und dieser war zugleich Organist und Küster.

Mein Vater sah jedoch wohl ein, daß, wenn ich Theologie studiren sollte, ich nicht in seinem Hause die nöthige Vorbildung zur Universität erhalten könnte. Die Stadtschule in Gräfenhainichen war auch nicht dazu geeignet. Er sah sich also nach einer höhern Lehranstalt um, auf die er mich bringen könnte. Nach Halle aber, wozu Einige riethen, wollte er keinen Sohn wieder bringen, weil der älteste dort nichts gelernt hatte. Während er nun darüber in Sorgen war, kam der Kammerherr von Bodenhansen mit seiner Familie zu einem Besuche nach Radis und brachte auch seinen Hauslehrer mit, Namens Döring, der späterhin als Philolog und Direktor des Gymnasiums in Gotha der gelehrten Welt bekannt wurde und mir von jener Zeit an immer seine Freundschaft erhalten hat. Dieser Mann, ein Zögling der Schulpforte, rieth meinem Vater, mich ebendahin

zu bringen, zeigte ihm auch Mittel und Wege, dort eine Freistelle für mich zu erhalten, da mein Vater bei seiner zahlreichen Familie auf möglichste Kostenersparniß denken mußte. Ich erhielt auch bald eine solche Stelle und verließ im Sommer 1782 das väterliche Haus unter vielen Thränen. Denn da ich hörte, daß Pforte zwei Tagereisen von Nadis entfernt sei, so glaubt' ich nicht anders, als daß es am Ende der Welt liege, und zweifelte, ob ich je die geliebte Heimat wieder sehen würde. Es giebt wohl kaum ein schmerzlicheres Gefühl, als dasjenige, welches das erste Losreißen vom Boden, auf dem man gewachsen, und das Fortziehn in eine ferne unbekannte Gegend erregt. Wie aber in der Jugend alles flüchtig ist, so vertrockneten auch jene Thränen sehr bald, als ich nur erst über die Gränzsteine der heimatlichen Fluren hinaus war. Der Reiz der Neuheit aller der Gegenstände, die sich nun in meinen Gesichtskreis drängten, und besonders der Anblick der ersten Berge bei Naumburg an der Saale, fesselte mein Gemüth so sehr, daß nur noch selten jenes leisere Schmerzgefühl auftauchte, welches unsere Sprache recht treffend mit dem Namen des Heimwehs bezeichnet hat.

---

---

## Zweite Station.

# Die Schuljahre.

1782—1788.

---

Labor improbus omnia vincit.  
*Virgil.*

Ich darf wohl voraussetzen, daß die sonst sächsischen jetzt preussische Land- oder Fürstenschule Pforte den meisten meiner Leser, wo nicht durch Anschauung, doch durch Hörensagen bekannt sei. Die Namen Ernesti, Klopstock, Wahrdt, Barth, Schneider, Döring, Böttiger, Mitscherlich, Eichstädt, Sonntag, Fichte, Müllner, Spohn u. a. haben dieser alten und gediegenen Bildungsanstalt eine mehr als gewöhnliche Berühmtheit gegeben. Nichts also von ihrem Ursprunge aus einem vormaligen Kloster; nichts von ihrer einsamen und romantischen Lage in einem von dräuenden Ritterburgen und lachenden Weinbergen bekrönten Saalthale; auch nichts von ihrer klösterlichen Zucht und Einrichtung, die zu

meiner Zeit noch weit strenger war, als jetzt, wo der mildere oder, wie Andre sagen, schlaffere und ungebundnere Geist der Zeit auch in jene Klostermauern und Kreuzgänge gedrungen ist. Alles dieß ist schon genug in Prosa beschrieben und in Versen besungen worden. Also will ich nicht *acta agere*, sondern gleich zu meiner kleinen Persönlichkeit übergehn.

Raum hatt' ich das zwölfte Jahr zurückgelegt, als ich mitten im Sommer d. J. 1782 jenes Heiligthum der Musen betrat. Eigentlich sollte der Aufzunehmende 14 oder wenigstens 13 Jahr alt sein. Man nahm es aber nicht so genau, wenn der junge Ankömmling in der mit ihm vor der Aufnahme anzustellenden Prüfung bestand. Ich bestand aber so gut, daß ich durch den Platz, der mir in der dritten Klasse angewiesen wurde, sogleich mehrer zum Theil weit ältere Schüler übersprang. Das war gut und auch nicht gut. Nicht gut, weil die Uebersprungenen meist scheel darüber sahen. Gut aber, weil man, je höher man gleich anfangs kam, desto eher von der fast sklavischen Dienstbarkeit, in welcher die Untern gegen die Obern standen, erlöst zu werden hoffen durfte. Denn jene mußten diese förmlich bedienen, Wasser holen, Stuben fegen, Stiefeln oder Schuhe putzen, Kleider ausklopfen, und sogar Locken und Zöpfe machen, die damal noch allgemein getragen wurden. Wenn ein Primaner rief: „Komm'

Einer her!“ so mußte gleich eine Schaar von Untern herbeieilen, um zu vernehmen, was der gnädige Herr zu befehlen hatte! Kam Einer nicht und wurde bemerkt, so bekam er Ohrfeigen oder Stockschläge und mußte dann doch noch obendrein den verlangten Dienst verrichten. Man konnte aber auch um weit geringerer Ursachen willen zu Schlägen kommen. So gab mir einmal ein Oberer, der aber freilich seiner Malice wegen allgemein verhasst war, eine Ohrfeige bloß darum, weil mein zu jener Zeit noch etwas röthliches Haar ihm zu misfallen das Unglück hatte. Solcher Unfug wurde zwar hart bestraft, wenn die Lehrer Kunde davon erhielten. Aber wehe dem, der ihnen diese Kunde zubachte! Er hieß ein Pfeiffunge und mußte fürchten, communia (scil. verbera) zu bekommen. Das Unrecht geduldig ertragen, war das einzige Mittel es zu mildern. An persönlichen Widerstand war nicht zu denken. Das hätte für Rebellion gegen die legitime Gewalt gegolten, ungeachtet diese nur eine usurpatorische war. Denn die Obern sollten zwar nach der scholastischen Subordinazion eine gewisse Aufsicht über die Untern führen, aber dieselben nicht mishandeln. Wie jedoch im Staate oft mächtige Vasallen oder Beamte, trotz den Befehlen des Regenten, ihre Untergebenen drücken und quälen, so geschah es auch dort in der Schule. Der Mensch hat nun einmal einen so natürlichen

Hängt zum Despotismus, daß selbst jugendliche Herzen nicht frei davon bleiben.

Indessen ward auch dort zuweilen auf eine exemplarische Weise Rache geübt. Noch steht mir ein Ereigniß dieser Art lebhaft vor Augen, das sich einige Zeit nach meiner Aufnahme zutrug und das ich hier gleich im Vorbeigehn erzählen will, weil es einen sehr berühmten Mann betrifft und zugleich ein anschauliches Bild von dem damaligen Zustande jenes kleinen Schulstaates giebt. Fichte war nicht lange vor meiner Zeit von der Pforte abgegangen und hatte daselbst den Nachruf eines sehr strengen Obern hinterlassen. Nun kam er späterhin als leipziger Student zum Besuche nach Schulpforte. Wir saßen eben bei Tische, als er in den großen Speisesaal hereintrat und dem Lehrer, der die wöchentliche Aufsicht hatte, seine Aufwartung machte. Kaum erblickten ihn aber diejenigen Schüler, die er als Oberer etwas streng behandelt haben mochte und die nun selbst Obere geworden, so fingen diese an, mit den Füßen zu scharren und zu trommeln. Diese lärmende Fußbewegung theilte sich wie ein elektrischer Schlag dem ganzen Haufen mit. Es entstand ein Geräusch, als wenn die Erde bebte und das Kreuzgewölbe des Speisesaals einstürzen sollte. Vergebens gebot der Lehrer Stille; vergebens suchte der Fremdling durch eine imposante Stellung dem Sturme



Troß zu bieten, um abzuwarten, bis sich derselbe legen würde. Der Lärm ward immer ärger, und endlich flogen sogar abgenagte Knochen nach dem Fremdlinge, um ihn aus dem Saale zu treiben! Er mußte sich folglich doch entschließen zu gehn, und der Lehrer begleitete ihn bis vor die Thüre, um ihn nur gegen das Knochen-Bombardement zu schützen! Als der Lehrer zurückkam, herrschte die tiefste Stille in Erwartung einer tüchtigen Strafpredigt. Der Lehrer aber, der die Ursache des Aufruhrs wohl gemerkt haben möchte, sagte bloß mit einer halb drohenden halb lächelnden Miene: „Nun, wir hätten's doch nicht so arg machen sollen“ — gleich als hätte er selbst mit gepocht.

In diesen Haufen junger, muthwilliger, zum Theil roher Leute ward ich nun als ein zwölfjähriger Knabe hineingeworfen. Ich fand darunter auch nicht einen Bekannten; alle waren mir unbekannt. Verlassen und traurig stand ich an einer Ecke des Kreuzgangs, in welchem die Schüler während der Freistunden — wie man's nannte — zu ambuliren pflegten. Denn außer dem Schulhause sich zu ergoßn, war damals mit Ausnahme weniger Sonntage unter Führung eines Lehrers — noch nicht erlaubt; mir die Obern nahmen sich selbst zuweilen diese Erlaubniß. Da trat ein gutmüthiger Schüler zu mir, redete mich freundlich an, faßte mich unter

urcus Lebensreise.

den Arm und ambulirte mit mir. Ach wie wohl that das dem gepreßten Herzen! Der Freundschaftsbund war auf der Stelle geschlossen. Jener Schüler hieß Homeyer und hat späterhin als preussischer Artillerielieutenant einige Schriften über die reine Geographie herausgegeben. Er ist jetzt todt. Aber sein Andenken ist mir noch immer theuer, weil er mir das erste freundliche Gesicht in Pforte zeigte.

Mein guter Genius führte mir auch einen guten Obergesellen zu. So hießen in der dortigen Schulsprache die Obern, welche mit den Untern, die ebendarum ihre Untergesellen hießen, in einer und derselben Zelle zusammen wohnten. Von Mittelgesellen wußte man damal. noch nichts. Denn da noch keine besond.re Wohnstuben- und Schlafsäle vorhanden waren, so wohnten und schliefen in den meist sehr kleinen Zellen nur zwei Schüler, ein Oberer und ein Unterer — eine Einrichtung, die ihr Gutes, aber auch ihr Böses hatte. Denn sie gab auch häufig zu stummen Sünden Anlaß. Der Obere sollte jedoch eigentlich der nächste Aufseher und Lehrer des Untern sein. Bekam also jemand einen guten Obergesellen, so war dieß ein großes Glück; und dieses Glück wurde mir zu Theil, was ich dem Himmel nicht genug danken kann. Mein Obergeselle hieß Leisner, war ein sehr fleißiger und ordentlicher Mensch, und hat sich späterhin als Schul-

mann verdient gemacht. Seine Fähigkeiten waren zwar nicht ausgezeichnet; aber sein eiserner Fleiß ersetzte diesen Mangel. Er las mit mir griechische und römische Autoren, ließ mich Ausarbeitungen (sogenannte *exercitia styli*) machen und weihete mich auch in die Mysterien der lateinischen Poesie oder, vielmehr Prosodie ein. Denn lateinische Verse machen war damals eine Hauptbeschäftigung der Portenser. Ich habe daher auch während meines Aufenthalts in Pforte eine Unzahl solcher Verse gemacht. Bin ich gleich dadurch kein Dichter im eigentlichen Sinne geworden, weil ich nicht dazu berufen war, so reut mich doch die darauf verwandte Zeit keineswegs. Denn eigne Versuche in der Dichtkunst lehren uns die Schönheiten dichterischer Werke inniger fühlen und richtiger schätzen, bilden den Geschmack auch in Bezug auf andre Kunstwerke, und geben selbst der prosaischen Darstellung eine größere Gewandtheit, weil man beim Versemachen auf die Auswahl und Stellung der Worte eine ganz besondere Sorgfalt verwenden muß.

Uebrigens war der Schulunterricht in Pforte damals fast ausschließlich der Philologie im engeren Sinne, nämlich der altclassischen, gewidmet. In den öffentlichen Lehrstunden sowohl als in den sogenannten Repetirstunden (deren zu jener Zeit viel mehr waren als jetzt, wo man dem Privatfleiß der

Schüler — wohl nicht zu ihrem Vortheile — weit weniger überläßt) wurden hauptsächlich nur griechische und römische Klassiker gelesen, erklärt und nachgeahmt. In Geschichte, Erdbeschreibung, Naturkunde und andre sogenannte Realien ward wenig oder gar nicht gedacht. Allerdings war das eine zu große Beschränkung in der geistigen Bildung der Jugend. Aber da man jenen Mangel nachher auf der Universität wohl ersetzen konnte, wenn man nur auf der Schule einen tüchtigen Grund gelegt hatte, so war der Schade nicht so groß, als bei der jetzt auf den meisten gelehrten Schulen herrschenden Vieltreiberei, die *ist* Allem etwas, aber im Ganzen nichts leistet.

Die Mathematik machte jedoch eine Ausnahme. Sie war nicht nur ausdrücklich in den Lehrkreis aufgenommen; sondern sie hatte auch in dem M. Schmidt, der vorkschlechtweg der Mathematikus oder abgekürzt der Mattthes hieß, einen Mann gefunden, der diese unendliche, Raum und Zeit mit Riesearmen umspannende Wissenschaft eben so gründlich als angenehm vorzutragen wußte. Mich zog diese Wissenschaft gewaltig an. Ich hatte bis dahin nur ein wenig rechnen gelernt, und zwar bloß mechanisch, ohne klares Bewußtsein irgend eines Grundes der gegebenen Regeln. Nun hörte ich zuerst, warum man so verfahren müsse. Und das gefiel mir ungemein. Noch mehr aber als die Arith-

metik mit ihren Zahlen zog mich die Geometrie mit ihren Figuren an. Das war mir etwas ganz Neues; Ich hatte nicht einmal den Begriff von einer Wissenschaft, welche räumliche Größen, sogar den Erdball und das ganze Sonnensystem, ausmessen lehre. Es wurden jedoch in den öffentlichen Lehrstunden, außer der reinen Mathematik, nur einige Theile der angewandten, als Mechanik, Astronomie und Architektur, vorgetragen, und auch diese nur in den höhern Klassen. Daher vereinigte ich mich späterhin mit einigen Schülern, die von gleicher Liebe zur Mathematik besetzt waren — unter welchen sich auch Steinhäuser, nachheriger Professor der Mathematik in Wittenberg und Halle, befand — um Privatunterricht in allen Theilen der Mathematik beim M. Schmidt zu nehmen.

Dieser Mann war überhaupt einer der einflussreichsten Lehrer in Bezug auf die Bildung der Jugend, und wurde daher auch von dieser, trotz seinem unansehnlichen Aeußern, seiner übertriebenen Aengstlichkeit und daraus hervorgehenden Strenge, so wie seiner fast ins Lächerliche fallenden Orthodoxie, sehr geachtet und geliebt. Was die letztere betrifft, so mischt er sie selbst da ein, wo sie gar nicht hingehörte. In der Geometrie z. B. unterließ er nie, bei der Lehre vom Triangel das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit wenigstens zu erläutern; denn

daß es nicht eigentlich begriffen und bewiesen werden könnte, mußte er freilich eingestehn, da er es einmal für ein übervernünftiges Geheimniß erklärt hatte. Eben so pflegt er in seinen Privatvorträgen über die deutsche Dichtkunst und deren Geschichte Klopstock vorzüglich wegen seiner in der Messiasde ausgesprochenen Rechtgläubigkeit zu loben, Lessing aber wegen seiner aus dem Nathan hervorleuchtenden Ungläubigkeit sehr zu tadeln. Zwar ließ er dem Gedichte als solchem alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren; aber, setzt er hinzu, es sei wie von einem bösen Geiste eingegeben. Ich konnte nicht umhin, ein so drolliges Urtheil in folgendes Epigramm zu fassen und dieses meinen Nachbarn ins Ohr zu flüstern:

Der schönste Geist gebär den weisen Nathan,  
Empfangen von dem häßlichsten, dem Satan.

Uebrigens waren eben diese Vorträge höchst anziehend und wurden für Viele von uns ein Anlaß, uns auch in der deutschen Dichtkunst zu versuchen, was sonst eben nicht geschehen, da man in Pforte nur gewohnt war, sich mit der lateinischen Poesie zu beschäftigen. Wir legten diese Versuche zum Theil dem M. Schmidt zur Prüfung vor; und da er selbst einen recht hübschen Vers machte und uns manche seiner Gedichte vorlas, so hatte diese Wechselwirkung, gleichsam ein poetischer Wettkampf zwischen Lehrer

und Schülern, einen sehr heilsamen Einfluß auf die Bildung derer, so daran Theilnahmen.

Unter den übrigen Lehrern war der ausgezeichnetste Geistler, der als Rektor an der Spitze des ganzen Schulstaates stand. Ein würdiger Mann; mit Recht gravissimus genannt, wenn er lateinisch angeredet wurde. Schon sein Aeußeres imponirte; so daß, wenn er in die Klasse hereintrat oder in den Speisesaal, der auch als Versaal und überhaupt als allgemeiner Versammlungsort diente, alles mäuschenstill war. Aber seine Gravität hatte durchaus nichts Pedantisches, nichts Hartes, nichts Zurückstoßendes. Er hatte sich in frühern Lebensverhältnissen als Kirchenrath und Direktor des Gymnasiums zu Gotha durch den Umgang mit dem Herzoge Ernst, der ihn sehr hoch schätzte, einen gewissen Welkten angeeignet, und sein edles Herz liebte die Jugend, die seiner väterlichen Leitung anvertraut war. Ich war ihm durch meinen Vater besonders empfohlen oder, wie man's dort nannte, an ihn rekommen d i r t. Dieß verschaffte mir öfteren Zutritt zu ihm. Er empfing mich immer freundlich, ungeachtet mit seinem Amte eine Menge lästiger Geschäfte verknüpft waren. Nur ein einziges Mal schalt er mich aus, als ich ohne seine Einwilligung Bücher gekauft hatte und, da er mein Geldverleger war, nun die Bezahlung von ihm verlangte. Ich mochte

wohl bei diesem Handel weder die Brauchbarkeit noch die Preiswürdigkeit der Bücher berücksichtigt haben. Es verdroß mich aber doch ein wenig, daß ich eben darüber Schelte bekam, weil ich glaubte, das Geld nicht unnütz angewandt zu haben. Indesß verlor sich dieser Verdruß bald wieder; denn ich hatte den Mann ungemein lieb. Groß war daher mein, so wie aller Schüler, Schmerz, als dieser Mann die Schule verließ. Der Herzog von Gotha berief ihn nämlich zurück, und ernannte ihn zu seinem Hofrath und Oberbibliothekar. Meine Verbindung mit ihm wurde jedoch späterhin durch Briefe wieder angeknüpft. Auch besucht' ich ihn einmal in Gotha und ward von ihm ganz mit der alten Freundlichkeit empfangen. Er führte mich auf die herzogliche Bibliothek, zeigte mir deren Merkwürdigkeiten, und stellte mich auch dem eben anwesenden Herzoge vor, der aber freilich von einem so jungen Menschen wenig Notiz nahm, und bloß ein paar ganz gewöhnliche Fragen an mich richtete. Da es indesß der erste Fürst war, dem ich so nahe kam, so machte diese Erscheinung einen tiefen Eindruck auf mein junges Gemüth, und das Bild dieses gelehrten und biedern Fürsten steht noch recht lebhaft vor meiner Seele.

An die Stelle jenes würdigen Mannes kam Barth, der vorher Konrektor an derselben Schule war. Es kann wohl nicht leicht zwei Männer geben,



die sowohl als Menschen überhaupt, wie auch als Gelehrte und Schulmänner insonderheit, einen stärkern Kontrast bildeten, als Geißler und Barth. Dieser Kontrast sprach sich schon körperlich recht offen aus. Der Erste war lang und hager, der Andre kurz und dick. Jener war blond, dieser braun. Jener hatte ein längliches Gesicht, an welchem Stirn und Nase hervortraten und bloß das Kinn sich zurück zog; dieser hatte ein rundes Gesicht, in welchem Stirn und Nase sich nach innen zogen, das Kinn aber vorsprang. Auch ihre Bewegungen, ihre Sprache und ihre Handschrift bildeten einen solchen Gegensatz. Hier hätte ein Lavater seine physiognomische Kunst erproben können, um aus dem Aeußern das Innere zu entziffern. Denn dieses Innere war nicht minder kontrastirend. Geißler hatte ein ruhiges, gefestetes, sich fast immer gleich bleibendes Gemüth; Barth war leicht beweglich, heftig, auffahrend. Jener besaß mehr Welt- und Menschenkenntniß, dieser mehr Schul- und Bücherkenntniß. Jener war mehr Pädagog als Philolog, dieser mehr Philolog als Pädagog, ja ein wahres Sprachgenie; denn er war nicht bloß im Griechischen und Lateinischen jenem weit überlegen, sondern er hatte auch die orientalischen und viele neuere Sprachen so inne, daß er darin Unterricht gab, welchen Unterricht ich auch benutzte, wiewohl seine Aussprache (besonders im Eng-

lischen) nicht die beste war. Und während jener im Umgange mit Andern, vornehmlich mit Fremden, welche die Schule häufig besuchten, nichts weniger als pedantisch und submiß war, obwohl höflich und zuvorkommend, fiel dieser oft mit seinem Anstande und seiner Unterwürfigkeit gegen Höhere ins Lächerliche. Wenn z. B. der Schulinspektor oder ein anderer Mann von Bedeutung nach Pforte kam und mit dem Rektor im Kreuzgang oder im Speisesaal auf und abging, so kehrte Geißler bei der jedesmaligen Wendung ganz ruhig um, ohne auf die rechte oder linke Hand zu achten; Barth aber schlug allemal hinter dem vornehmen Fremden herum einen possirlichen Haken; um ihm die linke Hand abzugewinnen, weil er es für unziemlich hielt, irgend einmal zur Rechten desselben zu gehen. Mir kam das vornehmlich darum so komisch vor, weil ich bei der Hasenjagd oft gesehen hatte, wie die Hasen solche Haken schlugen, um den Hunden zu entkommen.

Es war wohl natürlich, daß zwei Männer so verschiednen Gepräges nicht mit einander einstimmen konnten. So lange daher Geißler Rektor und Barth Konrektor war, gab es immer Mißhelligkeit unter ihnen; dieser, seine Ueberlegenheit an gelehrten Kenntnissen fühlend und eifersüchtig auf das Ansehen, welches jener dennoch zu behaupten wußte, wirkte bald insgeheim bald offen dem entgegen, was jener

bezweckte. Daß dieser Zwiespalt nachtheilig auf die Schule wirkte, versteht sich von selbst. Es war daher wenigstens in dieser Hinsicht gut, daß Geißler die Schule verließ; denn nun hörte doch die beständige Reibung auf. Indesß hörte Barth nicht auf, seine Eifersüchtelei gegen jenen auch noch späterhin gelegentlich zu äußern. So war es gewöhnlich, daß am Neujahrstage von einem Primaner eine lateinische Rede gehalten wurde, welche der Rektor vorher durchsah. Nun fiel mir diese Rede an dem ersten Neujahrstage zu, der auf Geißler's Abgang folgte. Mein Herz war so voll von Achtung und Liebe gegen diesen Mann, daß, als ich in der Rede, wie gewöhnlich, die Schulveränderungen des vergangenen Jahres erwähnte, meine ganze Beredsamkeit sich in Geißler's Lob ergoß und zugleich den großen Verlust beklagte, den die Schule durch dessen Abgang erlitten hätte. Zwar war ich wohl so klug einzusehen, daß dieß seinem Nachfolger nicht gefallen konnte. Indesß glaube ich diesem Uebel dadurch abzuhelpfen, daß ich hinterher sagte, Gott hätte uns jenen Verlust eben durch den Nachfolger ersetzt, und daß ich nun auch diesem das gebührende Lob spendete. Allein der alte Spruch: *Pequtis est, quod disertus facit*, bewährte sich auch hier. Der Vordersatz war besser gelungen, als der Nachsatz. Als ich daher meine Rede dem Rektor zur Durchsicht brachte, ge-

rieth er ganz außer sich über jene Stelle. Er zerriß das Blatt und warf es mir vor die Füße, sagte, Geißler habe sich gar nicht so verdient um die Schule gemacht, habe die alte Disziplin verfallen lassen, sei überhaupt kein Schulmann gewesen u. s. w. Ich stand da, wie ein begossener Hund. Endlich wagte ich die Frage, ob ich denn gar nichts über Geißler's Abgang sagen sollte. Er fühlte nun wohl, daß es ganz unschicklich sein würde, über ein so wichtiges Schulareigniß in der Neujahtsrede gar nichts zu sagen; und noch unschicklicher, wenn ein Schüler seinen abgegangenen Lehrer öffentlich tadeln oder auch nur ganz gleichgültig besprechen wollte. Er erlaubte mir also, doch etwas zum Lobe seines Vorgängers zu sagen, mildert es aber gar sehr, so wie auch das seinige, um unparteiisch zu scheinen, indem er sagte, man dürfe Niemanden so ins Gesicht loben. Allein mir that diese Verstümmelung meiner Rede ungemein wehe; mein Herz nicht nur fühlte sich gekränkt, sondern auch meine Eitelkeit. Denn die vernichtete Stelle war wirklich die beste, wenigstens die beredteste meiner ganzen Rede. Ich hielt daher auch die Rede mit großem Mismuthe, blieb aber doch nicht stecken, wie ich eben dieses Mismuths wegen befürchtet hatte. Es war dies übrigens das erste Mal, daß ich in einer öffentlichen und feierlichen Versammlung als Redner auftrat; und

das Gelingen dieses ersten oratorischen Aktes würde mir viel Freude gewährt haben, wenn nicht der vorhergegangene korrektorische Akt mir den Genuß so sehr verkümmert hätte.

In anderer Hinsicht hatt' ich jedoch von Seiten jenes Lehrers wohl eine kleine Züchtigung verdient. Er ließ mir nämlich, als er noch Korrektor war, durch seinen abgehenden Famulus die Famulatur bei sich antragen. Ein solcher Antrag ward von allen Schülern für höchst ehrenvoll gehalten; denn er war ein Zeugniß von der guten Meinung, die der Lehrer von dem Schüler hatte. Auch waren kleine Vortheile mit solchen Famulaturen verbunden, außer dem großen, daß man in genauere Verbindung mit dem Lehrer kam, auf seinen Rath; seine Bibliothek und seine Unterstützung in dringenden Fällen nähere Ansprüche machen konnte. Darum ward ein solcher Antrag nie abgelehnt, vielmehr mit Dank angenommen. Ich aber lehnte ab, unter dem Vorwande, daß ich bald abgehen würde, was aber nicht gegründet war. Die Ursache meiner Ablehnung war jedoch keineswegs Abneigung gegen die Person. Denn wiewohl ich Geißler'n mehr achtete und liebte, so war mir doch Barth nicht zuwider. Seine Gelehrsamkeit war von Allen anerkannt und gebot Achtung; auch war er freundlich gegen die Schüler und dienstfertig, wenn er gleich zuweilen wegen eines Fehlers aufbrauste.

Nie hatt' er mich zuvor beleidigt; wenigstens erinnere ich mich keiner Beleidigung, außer der vorhin erzählten, die aber in eine spätere Zeit fiel. Die Ursachen meiner Ablehnung waren ganz andre; fast 'schäm' ich mich, sie zu gestehn. Da ich aber einmal zu beichten angefangen, so will ich sie nicht verhehlen. Fürs Erste misfiel mir der Name Famulus; ich wollte Niemandes Diener heißen; ich hielt das für entehrend. Sodann wollt' ich mich auch nicht gern geniren, was in diesem Verhältnisse immer, mehr oder weniger, geschehen musste. Endlich — und dieser Grund war für mich der stärkste, aber auch der kleinlichste und folglich schlechteste von allen — es konnte zu jener Zeit kein Famulus Tisch-Inspektor werden, also auch nicht in den ersten Platz am Tische aufrücken, wenn er gleich in der Klasse höher saß, als der Tisch-Inspektor. Mir aber war der Gedanke, daß ich am Tische immer nur den zweiten Platz einnehmen sollte, ganz unerträglich. Darum mochte mir der abgehende Famulus vorstellen, was er wollte, um mich zur Annahme der Famulatur zu bewegen, ich beharrte auf meinem Kopse. Das war allerdings ein dummer Stolz! Ich bereute nachher auch mein einfältiges Benehmen, als ich merkte, daß es der Lehrer übelgenommen, und erinnerte mich wohl desselben bei Gelegenheit der unglücklichen Niederlage. Allein es war nun zu spät. Ich blieb Inspektor

und rückte allmählig bis zum ersten Tische auf, ward aber doch nicht Primus Portensis, wonach mein kindischer Ehrgeiz strebte, weil zwei Brüder, die über mir saßen und beiderseit Famulaturen hatten, ihre Schulzeit mit höherer Erlaubniß um ein Jahr verlängerten. Ich mußte mich also drein ergeben, als Tertius Portensis abzugehn.

Von meinen übrigen Lehrern ist wenig zu sagen; sie hatten nichts Hervorstechendes. Dem Range nach der zweite war der geistliche Inspektor oder Pastor. Diese Stelle wechselte oft; während meines Aufenthalts in Pforte lösten sich drei Männer in derselben ab, Hand, Eifert und Gehe. Der mittellste war der beste; er predigte wenigstens gut und hatte ein paar hübsche Töchter, was in unsern Augen ein großes Verdienst war. Die andern beiden aber waren schlechte Prediger, und der dritte hatte noch das besondre Unglück, eine Frau zu besitzen, die nicht vergessen konnte, daß sie einmal hübsch gewesen, und die daher sogar mit den Schülern kokettirte. Auch schien er gar nicht zu wissen, was er jeden Schüler fragen sollte. An mich als einen alten Primaner richtete er einmal die Terzianer-Frage: was *ερωδης* (oder ein andres ähnliches Wort) sei. Der ganze Schülerhaufe brach in ein gellendes Gelächter aus; ich antwortete gar nicht, und als er doch irgend eine Antwort haben wollte, sagt ich, sie stände in der

Grammatik da und da. Wegen dieser naseweisen Antwort verklagt' er mich in der Synode, dem aus sämmtlichen Lehrern bestehenden Schulgerichte, wo er selbst mit Sitz und Stimme hatte; ich ward aber nicht bestraft, wahrscheinlich weil der Rektor es selbst für eine Beleidigung hielt, einem Schüler seiner Klasse eine solche Frage vorzulegen. — Eigentlich hatte der geistliche Inspektor nur den Religionsunterricht in den obern Klassen zu geben. Jene drei Männer aber lehrten statt Religion meist Dogmatik und kramten bei der Gelegenheit, sehr am unrechten Orte, ihre theologischen Kenntnisse aus. Deshalb gab fast niemand Achtung. Die meisten Schüler lasen, während jene dozirten, einen griechischen oder römischen Autor. Ueberhaupt war es zu meiner Zeit mit der religiösen Ausbildung der jungen Leute in Pforte erbärmlich bestellt. Wir wurden freilich von Morgens bis Abends in den Klassen, bei Tische und in der Kirche (wo alle Nachmittage Betstunde, Freitags früh auch Predigt war) mit Beten, Singen und Moralisationen tüchtig abgequält; aber eben das verleidete uns die Andachtsübungen; es wurde alles nur als opus operatum abgemacht. Die Oberrn dispensirten sich auch wohl ganz davon; besonders vom kirchlichen Gottesdienste, indem sie entweder sich fort-schlichen, wenn wir in die Kirche wie Schafe geführt und paarweise abgezählt wurden, oder in der Kirche



selbst verstohlen einen Autor lasen. Die Altvordern mögen recht fromm gewesen sein — wiewohl ich auch das bezweifle, wenn von echter Frömmigkeit die Rede — wie man aber junge Leute, besonders solche, die schon etwas herangewachsen und sich fühlen gelernt, in religiöser Hinsicht ausbilden solle, davon haben sie doch gar nichts verstanden.

Der dritte Lehrer oder Terzjus, Namens Hildebrand, der nachher Konrektor, späterhin Diakonus wurde, war wohl ein gelehrter Mann, aber seine Gelehrsamkeit diente ihm oft nur zum Paradepferde, das er uns auf eine seltsame Weise vorritt. So sprach er einmal beinahe eine Stunde darüber, ob der Name Perikles in der Mitte lang oder kurz ausgesprochen werden müsse. Von dem großen Manne selbst aber, der diesen weltberühmten Namen getraggen, erfuhren wir blutwenig.

Der vierte Lehrer oder Kantor hieß Weiske und war nicht bloß in der Tonkunst, über die er einmal theoretische (auch die Musik der Alten betreffende) Vorträge hielt, sondern auch in der Sprachkunde und andern Wissenschaften wohlbewandert. Aber es fehlte ihm leider an Lehrgabe. Seine Vorträge waren daher etwas langweilig; und ebendarum lasen viele Schüler, während er lehrte, andre Bücher. Als er zum Terzjus aufrückte, kam an seine Stelle ein leipziger Magister, Namens Fleischmann, ein armer

Schächer, höflich und gutmüthig bis zum Uebermaße; er redete sogar alle Schüler mit Sie an, während uns die übrigen Lehrer mit Er oder Ihr oder (wenn sie recht höflich sein wollten) Wir anredeten, woraus oft lächerliche Misverständnisse entstanden. Wenn er jedoch gereizt wurde, so konnt' er auch (wie das bei solchen Leuten oft der Fall ist) leicht aufs andre Extrem fallen. Was aber seine Kenntnisse und Geschicklichkeiten betraf, so war es nicht weit her damit. Unsrer prosodisch gewöhnten Ohren beleidigt' es insonderheit, daß er oft die Worte falsch betonte. Und als er nun gar eine garstige Frau nahm, verlor er vollends seinen Kredit bei uns. Wir dumme Jungen \*), bildeten uns ein, wenn ein Lehrer heirathete und ein Mann von Verstand und Geschmack wäre, so müßte seine Frau wenigstens eine Aspasia, wo nicht gar eine medizinische Venus sein. Er sollte sie gleichsam mit für uns heirathen, um unsern Schönheits Sinn daran zu üben. Da nun jene Frau auch sonst keine geistigen Vorzüge, ja nicht einmal Vermögen hatte und, schon früher von uns gekannt, in

---

\*) Anmerkung eines Lesers, der zu jener Zeit selbst in Pforte gewesen: Wenn der Verfasser sich selbst so betitelt will, so hab' ich nichts dagegen; wir ändern aber verbitten uns solche Ehrentitel †).

†) Anmerkung des Verfassers: Sehr wohl! ich werde mich künftig derselben enthalten.

gar keiner Achtung stand, so ward diese Heirath allgemein als ein einfältiger Streich angesehen, und der Lehrer war dadurch in der Meinung seiner Schüler unwiederbringlich verloren. Eine kurze Zeit vikarirte ich für seinen Famulus als Präsentor, weil ich im Chore war. Sonst bin ich mit dem Manne in keine nähere Beziehung gekommen; denn als er nach Pforte kam, war ich schon über seine Klasse hinaus.

Der fünfte Lehrer hieß Liebel und war zugleich Diaconus, weshalb er in der Kirche Sonntags die Nachmittagspredigt und an den Wochentagen die Betstunden hielt, in der Schule aber außer den Lehrstunden im Griechischen und Lateinischen auch noch den Religionsunterricht für die untern Klassen zu erteilen hatte, mithin viel beschäftigt war. Auch war der Mann nicht ungeschickt, sehr milde, aber zugleich sehr phlegmatisch. Ich habe keinen Lehrer so oft, als ihn, gähnen sehn. Daher war auch sein Unterricht etwas trocken; während seiner Nachmittagspredigten aber hielt fast die ganze Versammlung ihre Siesta. Die Schüler achteten ihn nicht besonders — sie nannten ihn scherzweise nur den Stengel, weil er sehr lang war und einen etwas steifen Gang hatte, oder auch den Hahn, weil er beim Doziren oft die Augen zumachte und man sagt, daß der Hahn beim Krähen oder einem andern Werke dasselbe thue, um zu zeigen, daß er es auswendig könne — aber sie waren ihm

doch gut, weil er ein Mann ohne Falsch war. Manche Wislinge spielten zwar auf seinen Namen an, sagend: Liebel liebelt. Aber mit Unrecht. Denn ob er gleich im Zölibate lebte, wie ein katholischer Priester, so hatt' er doch keine hübsche Haushälterin, sondern seine Schwester führte ihm die Wirthschaft, und er selbst führte ein unbescholtenes Leben.

Von dem sechsten Lehrer, dem Mathematikus, ist oben schon die Rede gewesen. Auf ihn folgte der französische Sprachlehrer, der aber damal nicht zu den eigentlichen Lehrern gerechnet, sondern bloß als Sprachmeister angesehen wurde, weshalb er auch schlechtweg der maître hieß. Er selbst nannte sich Richelieu, boshafte Leute aber wollten behaupten, er habe sich diesen vornehmen Namen bloß aus Eitelkeit, und um für einen gebornen Franzosen zu gelten, gegeben; ursprünglich hab' er Reichel geheißen und sei in Böhmen zur Welt gekommen. Dieß warf ihn ins Lächerliche; und da auch seine Figur und sein Benehmen etwas Komisches hatten, so spielten die Schüler, besonders die obern, zuweilen Teufel mit ihm. Sie sprachen z. B. das Französische absichtlich falsch aus, und die, welche der böhmischen Aussprache kundig waren, ahmten diese auch im Französischen nach, was sich ganz possirlich machte. Ich lachte dann wohl mit — denn das Lachen war un-

möglich zu verhalten — aber ich kann versichern, daß ich ihn nie gefoppt habe. Der Mann dauerte mich vielmehr; denn er war alt und schien es oft sehr schmerzlich zu empfinden, daß er zum Kinderspotte geworden.

Noch hatten wir einen Tanzmeister, Namens Mdbius. Das war in seiner Art ein recht tüchtiger Mann, der sich auch, trotz dem, daß er nicht mit zu den eigentlichen Lehrern gehörte und eine Kunst trieb, die oft ins Lächerliche fällt, bei den Schülern in großem Respekte zu erhalten wußte. Denn die Jugend ist immer geneigt, jede Art von Tüchtigkeit mit Achtung anzuerkennen. Sein Tanzunterricht war wirklich das, was er sein sollte, eine Schule des Anstandes und der Körperbildung. Daher mußten wir lange Zeit erst stehn und gehn und den Körper tragen und beugen lernen, eh' es zum Tanzen kam; und auch hier mußten wir lange Zeit erst Menuet tanzen, bevor wir zu den übrigen Tänzen übergehn durften. Ebendarum wurden auch die pförtmischen Fastnachtsbälle — die aber mehr Tanzschauspiele waren, bei welchen die Schüler allein agirten, mithin die eingeladenen Damen bloß das, mancher freilich nicht genügende, Vergnügen des Zusehns hatten — von allen Honorazioren der Umgegend besucht. Da funkelten dem Meister die Augen vor Freude, wenn er bemerkte, wie seine Zöglinge und die von ihnen nach seiner

Angabe ausgeführten kunstreichen Tänze von den Zuschauern bewundert wurden. Denn der Mann lebte und webte in seiner Kunst, wie es immer sein muß, wenn jemand etwas Tüchtiges leisten will. Auch war er selbst, obwohl schon bei Jahren, ein Muster gefälliger Bewegung. Wenn er des Sonntags vor den Lehrern und Schülern vorbei nach seinem Kirchenstuhle ging, so macht' er sein compliment en passant so fließend und grazios — was er selbst von einem solchen Komplimente foderte — daß man ordentlich seine Freude daran sah. Ueberdieß spielte der Mann auch eine trefliche Geige und machte sich um die musikliebenden Schüler dadurch verdient, daß er sie zu Konzert-Übungen bei sich vereinigte. Mit großem Vergnügen erinnere ich mich noch dieser genußreichen Übungen, da ich selbst als Flauto secondo daran theilnahm. Unglücklicher Weise — wie denn jeder Mensch sein Bißchen Hauskreuz oder sonst etwas Verdrüßliches an oder um sich hat, damit ihm nicht zu wohl werde — hatte auch dieser Mann eine Schwester bei sich, die eine alte Jungfer und noch sehr verliebt war. Sie hieß schlechtweg die Tanzgustel oder die Tanzchristel — denn bestimmt erinnere ich mich des Beinamens nicht mehr — und gab zu vielen Spöttereien und Neckereien Anlaß. Um ihretwillen bekam ich auch meine erste und einzige Schulstrafe. Mein Zellfenster war dem Fenster

jener Schwester gegenüber. Ein Oberer, der sich eben in meiner Zelle befand, erblickte sie am Fenster und neckte sie. Sie oder ihr Bruder verklagte mich deshalb als den Schuldigen beim Rektor. Ich ward vor die Synode gefodert, und da ich den Obern nicht angeben durfte, so bekam ich vor allen Lehrern einen verben Verweis. Aber so geht's in der Welt, wie im Großen so im Kleinen. Der Unschuldige muß leiden, und der Schuldige geht straflos aus, wenn er hoch steht. Ich will jedoch damit nicht sagen, daß ich gar keine Strafe verdient hätte. Ich kletterte z. B. oft über die Schulmauer, um mich im Freien zu ergehen oder im Wirthshause eines benachbarten Ortes Willard zu spielen — was stark verpönt war. Das Strafgesetz ward also doch an mir, wenigstens durch Substitution, erfüllt.

Wenn ich hier meine sämtlichen Lehrer in Pforte kritisirt habe, und zum Theil eben nicht vortheilhaft, so wolle man dies nicht Undank oder Tadel sucht nennen. Ich fühle mich allen verbunden und schätze jeden nach dem Maaße seiner Verdienste um mich und um die Schule. Aber ich bin der Meinung, daß Schullehrer, wie Staatsbeamte, das sind, was der Engländer einen publick character nennt, und daß sie folglich auch dem Urtheile der Welt unterliegen. Ich selbst muß mir dieß gefallen lassen und gestatt' es auch gern jedem meiner Schüler, der

künftig etwa sein Leben beschreiben und mich darin kritisiren will. Ueberdieß sind alle jene Männer bereits hier oben angelangt, wo ihnen das Urtheil der Unterwelt um so weniger schadet, da ich versichern kann, daß sie nun alle jene kleinen Fehler und Schwächen abgelegt haben. An den Ausspruch: *De mortuis non nisi bene*, wird man mich also wohl nicht erinnern wollen. Denn würde dieser buchstäblich genommen, so fiel alles Urtheil über Verstorbne und selbst alle Geschichte über den Haufen. Die Schwächen und Fehler der Vorfahren aber sollen den Nachkommen zur Lehre und Warnung dienen. Ich werde daher auch künftig unbedenklich auf gleiche Weise verfahren, und zwar um so mehr, da ich mich selbst nicht schone.

Bevor ich jedoch diese Stazion meines Lebens verlasse, sei mir erlaubt, noch einen kurzen Bericht von den Freuden und Leiden zu erstatten, die mir auf derselben zugemessen wurden. Denn Freuden und Leiden wirken ja auch mächtig auf unsre Bildung ein, bald fördernd, bald hemmend.

Zu den ersten rechn' ich vorzugsweise die Bergfreuden. Wenn nämlich im Lenze die wiederkehrende Sonne die ersten heitern und warmen Blicke auf unser romantisches Thal herab warf, so wurden wir von Zeit zu Zeit aus unsern düstern Kreuzgängen und hohen Klostermauern herausgelassen, um den



mit Laubholz umfränzten Berg zu besteigen, an dessen Fuß die Pforte liegt und der daher auch der Knabenberg heißt. Man kann leicht denken, was uns das für ein Fest war. Wie junge Kälber sprangen wir herum. Mit Gesang begann der Zug, anfangs in ziemlicher Ordnung; nach und nach aber löste sich die Ordnung, wie wir höher und höher stiegen. Auf dem Rücken des Berges, der eine weite Ebene darbot, angelangt, zerstreuten wir uns gänzlich, indem Einige mit dem Lehrer spaziren gingen, Andre spielten, noch Andre ihrem eignen Genius hier oder dorthin folgten. Ich setzte mich zuweilen einsam auf dem Abhänge des Berges unter eine alte Eiche, verlor mich im Anschauen des Thales und der gegenüber liegenden Weinberge mit ihren freundlichen Weinbergshäuschen — dergleichen ich auf den Weinbergen am Main und Rhein schmerzlich vermisst habe — überließ mich dann dem träumerischen Zuge meiner Gedanken und Gefühle, und langte wohl auch aus der Tasche ein Schreibräfelchen hervor, um — Verse zu machen. Diese Verse besangen bald die umherliegenden Gegenstände, bald die pförtinischen Musen — so nannten wir die jüngern Frauen und die erwachsenen Töchter der Lehrer und Schulbeamten — welche dann bald im lyrischen bald im elegischen Maasse gepriesen oder auch durchgehechelt wurden, je nachdem es Neigung oder Laune mit sich brachte.

Von jenen Mäusen, unter denen sich auch manche Grazie befand, die ein junges Blut von 16 bis 18 Jahren schon in Bewegung setzen konnte, begeisterte mich vornehmlich die Frau eines Lehrers, die ein zwar blaßes, aber doch recht anziehendes Gesicht mit einem schwärmerischen Blicke und dabei einen recht hübschen Wuchs hatte. Eine Frau, und noch dazu die Frau eines Lehrers, war für mich etwas so Heiliges, daß ich sie nur von fern anzuschauen wagte, und auch dieß nur da, wo ich mich unbemerkt glaubte. Das war vornehmlich in der Kirche der Fall; Gott verzeihe mir's! Aber bei der oben geschilderten Art und Weise unsrer Andachtsübungen und unsres Gottesdienstes — sagt selbst, gestrenge Richter! — war es da einem jungen Menschen wohl so gar übel zu nehmen, wenn er lieber ein hübsches Gesicht ansehen, als eine schlechte Predigt anhören wollte! Und die Andacht, die sich auf dem Gesichte jener Frau und besonders in ihrem schwärmerischen Auge mahlte, versetzte mich selbst in eine wirklich andächtige Stimmung. Ich dachte da gewiß nichts Böses, was auch Lustlinge sagen mögen, die da meinen, man könne eine Frau nicht mit Wohlgefallen ansehen, ohne ihrer zu begehren.

Nun begab es sich, daß diese Frau plötzlich starb. Ich war darüber tief betrübt. Aber sonderbar! Die ich im Leben nie in der Nähe gesehen, viel weniger be-

rührt hatte, sollte im Tode auf meinen Schultern ruhn, und mir so eine Art von Liebesgenuß gewähren. Es war nämlich in Pforte Sitte, daß, wenn ein Lehrer oder höherer Schulbeamte oder die Frau eines solchen oder ein Schüler starb, allemal die größten und stärksten Schüler ausgesucht wurden, um den Leichnam zu seiner Ruhestätte zu tragen. Dieses Loos fiel jetzt auch mir zu. Und wie glücklich machte mich das! Ich kann aber unmöglich beschreiben, welche seltsame Gefühlsmischung in mir stattfand. Der Tod dieser verehrten Frau schmerzte mich innig, und doch war ich auch innerlich so vergnügt, als ich ihre Last auf meinen Schultern empfand. Es that mir nur leid, daß ich sie nicht allein tragen konnte.

Indeß sind Schmerz und Vergnügen in jenen Jahren nur flüchtige Erscheinungen. Die Frau war schon ziemlich vergessen mit all den Gefühlen, die sie in mir unbewußt erregt hatte, als ich auf eine schreckliche Weise wieder an sie erinnert wurde. Eh' ich aber dieses Ereigniß erzähle, muß ich bemerken, daß ich in jener Zeit noch an Gespenster glaubte. Es regten sich wohl schon Zweifel dagegen in meinem Verstande; allein die Einbildungskraft schlug wie gewöhnlich alle diese Zweifel zu Boden. Die Gespenster-Erzählungen, die ich in frühern Jahren gehört hatte, die Erscheinung eines sogenannten Knecht-Ruprecht, mit welcher mich als Knaben von

7 bis 8 Jahren ein unbesonnener Oheim am Weihnachtsabende fast bis zum Tod erschreckt hatte, und die Sagen, die auch in Pforte von allerlei Spukereien im Kloster umliefen, erfüllten meine Phantasie mit Bildern, die keinen Zweifelsgrund aufkommen ließen. Die Dunkelheit der Nacht bei völliger Einsamkeit und besonders die Mitternachtsstunde hatte daher für mich immer etwas Unheimliches und Grauenhaftes; und ich gestehe, daß ich diese lebhaften Jugendeindrücke bis zu meinem Tode behalten habe. Jetzt seh' ich allerdings ein, daß ich ein Narr war. Denn ich gehe hier oben mit lauter Verstorbenen um, und das sind insgesamt so vernünftige Leute, daß sie an keinen Spuk auf der Erde denken. Sie sehnen sich auch gar nicht dahin zurück, da hier alles viel hübscher ist. Das wußt' ich aber freilich in Pforte noch nicht.

Man denke sich also, in welchen Zustand mich folgende Erscheinung versetzen mußte. Ich war zu einer Gesellschaft in Naumburg geladen und hatte die Erlaubniß dazu unter der Bedingung erhalten, daß ich Abends vor dem Schlafengehn wieder in Pforte sein sollte. Die Gesellschaft war aber sehr angenehm; es ward gespielt und getanzt; auch gab es guten Wein zu trinken und allerlei zu naschen, selbst baisers (nämlich ungebackne — denn die schöne Kunst, sogar Küsse zu backen, war damal noch nicht

erfunden — man mußte sie also in natura serviren, was auch viel besser war). Die Zeit verlief also unbemerkt; es kam elf Uhr heran, eh' ich mich losreißen konnte. Nun lief ich über Hals und Kopf nach Pforte zurück eine halbe Meile Wegs. Es war schwer, so spät noch ins Schulhaus zu kommen; da ich aber alle Schliche und Mittel so ziemlich kannte, mir auch durch weibliche Hand einen Hauptschlüssel zu verschaffen wußte, so gelang es mir doch. Als ich in den großen Kreuzgang trat, tönt' es eben zwölf vom Kirchturm herab. Jeder Schlag der Uhr und jeder Tritt meiner Füße hallte von den alten Mauern wieder. Schon fing ich an zu beben. Nun mußte ich vor der Thüre vorbei, aus welcher ich den Leichnam jener verehrten Frau herausgetragen hatte. Kaum näher ich mich der Thüre, so erblick' ich die Frau in ihrem Sterbekleide dastehend und mir mit der Hand zuwinkend. Grausen und Entsetzen ergreift mich; die Haare stehn mir zu Berge. Ich will die Treppe hinaufspringen; es ergreift mich am Rockzipfel und zieht mich zurück. Ich überwinde den Widerstand und erreiche den langen Korridor, der nach dem Schlaffsaale führt. Hier empfangen mich neue Schreckgestalten. Seit der Schlaffsaal erbaut war, wurden die Korridors, auf welchen sich unsre Wohnzellen befanden, nicht mehr erleuchtet. Es war also ganz dunkel um mich her; nur vom Ende her

fiel ein schwaches Mondlicht ein, das die Finsterniß gleichsam noch sichtbarer machte. Ich will nach dem Schlaßaal eilen. Aber aus allen Zellothüren grinsen mich furchtbare Gesichter mit feurigen Augen und Zungen an. Doch treibt mich die Furcht vor dem, was hinter mir, vorwärts, wie Soldaten in der Schlacht zuweilen durch die Kanonen hinter sich gegen die Kanonen vor sich getrieben werden. Endlich lang' ich athem- und besinnungslos vor der Thüre des Schlaßaals an. Der Wächter tritt mir mit seiner Laterne entgegen. Nun, da ich einen lebenden und bekannten Menschen und Licht sehe, kehrt auch Athem und Besinnung zurück. Ich bitte den Wächter, mich geschwind einzulassen. Nachdem er mich einige Zeit bedenklich angesehen, weil ich vermuthlich ganz verstört aussehe und die Erscheinung eines Schülers vor der Schlaßaalthüre um diese Zeit etwas ganz Ungewöhnliches war, gab er endlich meinen Bitten oder vielmehr einem Geldstücke nach, das ich ihm in die Hand drückte, damit er nichts von meiner späten Ankunft sagen sollte. Ich warf mich schnell ins Bett, konnte aber nicht schlafen. Ein Fieberfrost überfiel mich und alle Schreckgestalten dieser Nacht kehrten zurück, sobald ich die Augen schloß. Erst gegen Morgen ward ich etwas ruhiger und schlummerte ein. Es währte aber nicht lange, so weckte mich schon wieder das Frühglöckchen und der

Lärm der aufstehenden Schüler. Ich befand mich noch immer unwohl, kleidete mich aber doch an und ging mit herunter nach dem Betsaale, um nicht vermißt zu werden und Nachfrage zu veranlassen. Meine Freunde fragten mich freilich, als sie mich ansichtig wurden, was mir fehlte, ich sähe so bleich aus. Ich hütete mich aber wohl, ihnen mein Abenteuer zu erzählen. Sie würden mich nur ausgelacht haben. Denn ich merkte nun wohl, daß meine Phantasie, erhitzt durch die Gesellschaft, den Wein und den eiligen Nachtgang, mir einen bösen Streich gespielt hatte. Auch erholt' ich mich bald wieder.

Weit gefährlicher für meine Gesundheit ward ein andrer Zufall. Ich liebte inuner starke Körperbewegung und besuchte daher fleißig den Tanzboden, wie ich denn bis an mein seliges Ende, zum großen Ausstoß für alle vernünftige und gesetzte Leute, gern einen Walzer tanzte, besonders mit einer hübschen Walzerin. Damal aber trieb ich das Ding viel toller. Die heftigsten Sprünge waren mir die liebsten. Dadurch that ich mir Schaden. Ich bekam eine doppelte Hydrocele. Der unwissende Schularzt, ein D. Dresden, hielt es für eine schlechte Krankheit, von der auch nicht die mindeste Spur in meinem Körper war, und verordnete Mercurialien bis zum Speichelfluß. So saß ich sieben Wochen auf der Siechstube. Da ich keine Besserung sah, vielmehr

die Geschwulst immer größer und härter wurde, schrieb ich nach Hause und bat um Abholung. Meine Mutter kam sogleich und führte mich mit vielen Thränen fort; denn ich sah' erbärmlich aus. Der heimathliche Arzt, obwohl kein Doktor, sondern nur ein Feldscheer, Namens Eckardt, beurtheilte die Krankheit sogleich aus dem richtigen Gesichtspunkte. Unsicherer zu gehn, fuhr er mit mir nach Wittenberg und ließ mich vom D. Böhmer und D. Langguth untersuchen. Beide stimmten ihm bei. Ich mußte mich also einer schmerzlichen Operation unterwerfen; die Kur dauerte über ein Vierteljahr und ich wäre fast darüber zu Grunde gegangen. Die frühere ganz falsche Behandlung hatte meinen Körper angegriffen und die Geschwulst beinahe skirrhus werden lassen. Doch überstand ich alles glücklich und kehrte nach achtzehn Wochen wieder zurück nach Pforte. Viel hatt' ich zwar versäumt, aber doch an Lebenserfahrung gewonnen. Durch Schaden klug geworden, benahm ich mich hinfort vorsichtiger und vollendete meine Schulzeit bei vollkommener Gesundheit.

Nachdem ich nun fünf Jahr und acht Monat an der Brust der guten Mutter Pforte gelegen und mancherlei Kenntniß und Fertigkeit eingesogen, verließ ich die Schule. Gern hätt' ich öffentlich valedizirt; denn diese Art des Abgangs war feierlicher und ehrenvoller, und hatte für mich immer etwas Er-



weckliches und Rührendes gehabt. Aber die Zeit des Examens war so nahe, daß diese Feierlichkeit nicht mehr stattfinden konnte, und bis nach dem Examen konnt' ich nicht warten, weil mein Vater den Tag der Abholung einmal bestimmt hatte. Ich übergab also nur eine lateinische Abhandlung (*de discrimine poëseos et eloquentiae*) und ein lateinisches Abschiedsgedicht im elegischen Versmaasse. Als ich diese Sachen dem Rektor Barth einhändigte und um das gewöhnliche Schulzeugniß bat, fürchtet' ich, die frühern Mißhelligkeiten möchten einen nachtheiligen Einfluß darauf gehabt haben. Allein ich muß es dem Manne zum Ruhme nachsagen, er war sehr freundlich und stellte mir ein treffliches Zeugniß aus, in elegantem Latein abgefaßt und sehr zierlich in Patentform vom Schreibmeister geschrieben. Auf meinen Namen anspielend sagte der Rektor darin, es begegne zwar oft den Lehrern, daß, während sie aus dem überlieferten Thon ein Gefäß zu Ehren bilden wollten, ein Gefäß zu Unehren daraus entstehe, und daß man daher mit Horaz fragen müsse:

*Amphora coepit*

*Institui; currente rota cur urceus exit?*

Allein bei mir finde der umgekehrte Fall statt; aus dem kleinen urceus, der nach Pforte gekommen, sei eine tüchtige amphora geworden. Das war mehr, als ich erwartet hatte. Ich dankte mit Rührung,

urceus Lebensreife.

nahm wehmüthig von den übrigen Lehrern, von den Freunden und der ganzen lieben Pforte Abschied, und reiste über Leipzig nach Hause. Hier war ich sehr verwundert, alles, was mir früher groß geschienen, nun klein zu finden. Besonders kam mir der Kirchturm wie eingesunken und die Kirche selbst wie zusammengeschrunipft vor. Mein Blick hatte sich erweitert; die Welt hatte sich mir aufgethan, zwar nur noch in einem beschränkten Kreise; aber ich hatte doch einen größern Maaßstab für Menschen und Dinge kennen gelernt.

---

---

## Dritte Station.

# Die Studentenjähre. 1788—1794.

---

O mihi praeteritos referat si Juppiter annos!  
*Virgil.*

Als die Frage war, wo ich nun meine Studien fortsetzen sollte, um die zu einer künftigen Anstellung nöthige Ausbildung zu gewinnen, war bald für Wittenberg entschieden. Diese Universität war meiner Heimat die nächste, und darum mir die liebste. Denn ich hing immer noch an dieser Heimat mit ganzer Seele, ob mir gleich die Häuser, die Gärten, die Teiche, die Felder und Wiesen jetzt viel kleiner vorkamen als sonst. Der Fleck, wo man geboren und erzogen ist, bleibt Einem doch immer der liebste auf der Welt. Sonne und Mond scheinen da viel heller, der blaue Himmel lächelt da viel freundlicher, und die Menschen reden da eine ganz andre, weit mehr zum Herzen dringende Sprache. Ueberdies hatt' ich in Wit-

tenberg das akademische Leben zuerst in seinem höchsten Glanze gesehen; und dieser Eindruck auf mein kindliches Gemüth war noch nicht erloschen. Die Männer, die ich bei jener Rectorwahl, wovon ich oben erzählte, nur von weitem gesehen hatte, wollte ich nun näher kennen lernen; ich wollte sie auch hören, wiewohl einige davon schon abgegangen und andre an deren Stelle getreten waren.

Wittenberg erfreute sich aber damals einiger recht tüchtiger und berühmter Männer. Die Namen Reinhard, Zittmann, Geißler, Wiesand, Böhmer, Leonhardi, Schröckh, Ebert u. a. verbreiteten einen gewissen Glanz über diese Universität und zogen eine Menge junger Leute an. Besonders strahlte Reinhard als Stern erster Größe. Er lehrte nicht bloß Theologie, sondern auch Philosophie, und war überdies ein Kanzelredner, der seines Gleichen suchte. Es studirten daher zu jener Zeit über sechshundert junge Leute in Wittenberg, so daß der kleine Ort von Studenten wimmelte und mit mancher weit größern Universitätsstadt, selbst mit Leipzig, wetteiferte. Ach, wer hätte damals gedacht, daß diese blühende Universität, die bald darauf ihr dreihundertjähriges Jubelfest mit großer Pracht und mit den schönsten Hoffnungen drei Tage lang feierte, es zum letzten Male feiern und in kurzem ganz aus der Reihe der deutschen Universitäten verschwinden würde! Wer

hätte gedacht, daß auf den Wällen, wo zu jener Zeit sächsische studirende Jünglinge Arm in Arm spaziren gingen, nach Verlauf einer kurzen Frist erst französische, dann preussische Kanoniere ihr Wesen treiben würden! Ja, wer hätte gedacht, daß die alte cathedra Lutheri im Universitätsgebäude, wo zu jener Zeit noch so fleißig disputirt und perorirt wurde, so bald verstummen und durch ein neues monumentum Lutheri auf dem Marktplaze, wo es nur über den Untergang der Universität zu trauern scheint, ersetzt werden würde! — Aber so ist es in allen menschlichen Dingen. Wenn sie eben in der höchsten Blüthe zu sein scheinen, nagt schon der Todewurm an ihnen.

Bevor ich die Universität bezog, wohnte ich noch einem Hochzeitfeste bei, wo ein Mädchen, mit dem ich als Knabe viel umgegangen war und das ich daher recht lieb gewonnen hatte, einem Pastor angetraut wurde. Es kam mir dabei ganz widerwärtig vor, daß ich eine Person, die ich immer gedulst und schlechtweg Minchen genannt hatte, nun auf einmal Sie und Frau Pastorin nennen sollte. Indessen mußte ich mich doch darein finden, und ich merkte jetzt zum ersten Mal auf eine recht fühlbare Weise, daß sich mit den Jahren auch unsre Lebensverhältnisse bedeutend ändern. Uebrigens ließ ich mich durch diese Bemerkung nicht weiter in meinem Vergnügen stören; ich konnte doch tanzen und dabei

meine pförtmischen Tanzkünste zeigen; und da der Herr Pastor nicht tanzte, so vertrat ich als Tänzer seine Stelle bei der jungen Frau Pastorin, die auch damit nicht unzufrieden schien. Sie hat mir sogar noch hier oben die Hand dafür gedrückt, als ich sie zum ersten Male wiedersah. Denn hier gehen die Leute viel offener und ungenirt mit einander um, als da unten. Sie lachen sogar über ihre vormaligen Eifersüchteleien. Der Herr Pastor nimmt es daher gar nicht übel, wenn ich zu seiner Frau sage: „Komm, Minchen, wir wollen mit einander spazieren gehn!“

Als der Hochzeitrausch ausgeschlafen war, ging es fort nach Wittenberg, wo die Vorlesungen erst nach Pfingsten anfingen. Denn die Osterferien dauerten dort sehr lange; was aber nichts schadete. Man war nachher in der Regel desto fleißiger im Lesen und Hören. Da ich mich für das Studium der Theologie entschieden hatte, so freut' ich mich besonders auf Reinhard's Vorlesungen. Allein dieser sonst so treffliche Lehrer hatte die üble Gewohnheit, seine Vorlesungen entsetzlich lang auszudehnen. Dieß rührte zum Theil von der sonderbaren Methode her, deren er sich beim Vortrage bediente. Er diktirte sehr viel, sprach aber zwischen jedem Satze, den er diktirte, auch viel zur Erläuterung, so daß Diktiren und Sprechen immerfort wechselten. Das raubte viel

Zeit, und so geschah' es, daß er fast kein Kollegium in Jahresfrist beendigte. Ueber die Philosophie las er sogar zwei volle Jahre. Als ich daher seine Vorlesungen besuchen wollte, traf es sich unglücklicher Weise, daß er in lauter Fortsetzungen begriffen war. Ich konnte folglich, wenn ich nicht verkehrter Weise in der Mitte der Wissenschaft beginnen wollte, das erste Jahr nichts bei ihm hören. Statt seiner hörte ich also bei Tittmann Exegese, bei Schröckh allgemeine Welt- und christliche Kirchengeschichte, bei Ebert höhere Mathematik und bei Jahnichen Philosophie. Dieser letztere war ein junger Dozent, der aber bereits Aufmerksamkeit zu erregen und selbst mit Reinhard zu wetteifern anfang. Er war zwar noch etwas schüchtern; allein diese jungfräuliche Schüchternheit eines angehenden Dozenten gefällt oft den Studirenden weit besser, als die kecke Dreistigkeit, mit der mancher junge Mann seine akademische Lehrbahn beginnt, gleich als hätte er schon die Meisterschaft errungen. Jahnichen fand daher Beifall, indem es ihm weder an Kopf, noch an Kenntniß, noch an Lehrgabe fehlte. Er würde auch Ruhm erlangt haben, wenn er nicht vor der Zeit gestorben wäre. Durch zu große Anstrengung schwächte er seinen Körper und starb an der Auszehrung. Außer ihm befand sich unter den jüngern Lehrern der Universität auch noch Schulze, der späterhin als Ver-

fasser des Menesidemus und andrer philosophischer Schriften so berühmt geworden. Allein sonderbarer Weise ward er zu jener Zeit gar nicht beachtet; die Studenten beschuldigten ihn sogar der Unwissenheit, weil er ein Buch herausgegeben hatte, das ein bloßer Abdruck von Reinhard's philosophischen Vorlesungen sein sollte, so wie der Unhöflichkeit, weil er vielleicht nicht so zuvorkommend gegen sie war, wie Reinhard und Jehnichen. Deshalb nannten sie ihn schlechtweg den Groben. Dieses Vorurtheil gegen ihn würde sich aber gewiß mit der Zeit verloren haben, wenn er nicht bald durch Reinhard's und Henke's Vermittelung einen Ruf nach Helmstädt bekommen hätte.

Mein erstes Studienjahr verfloß übrigens — wie ich leider gestehen muß — ohne daß ich eben viel gelernt hätte, weil ich nicht fleißig war. Zwei Ursachen waren daran Schuld. Erstlich ging es mir wie vielen jungen Leuten, die etwas von der Schule mitbringen und sich fühlen. Sie meinen, daß sie nur noch wenig zu lernen brauchen, und daß dazu das letzte akademische Jahr schon hinreiche. Zweitens war der Absprung von dem klösterlichen Schulzwang in Pforte zur akademischen Freiheit in Wittenberg zu jähe. Ich wollte nun diese Freiheit auch genießen, nachdem ich so lange eingesperrt gewesen, und ging, statt ins Kollegium, ins Kaffeehaus, um



Billard zu spielen; welches Spiel ich ungemein liebte, oder machte ein Rittchen, um mich auf dem Lande zu ergötzen. Der Vater gab mir zwar dazu kein Geld; aber die Mutter und die Großmutter steckten mir, so oft ich nach Hause kam, einige Moneten zu, die ich dann nicht besser, als auf die angezeigte Weise, glauben zu können.

Raum war das erste Studienjahr so verflossen, und ein neues angegangen, so ward ich krank und brachte beinahe das ganze Sommerhalbjahr 1789 zu Hause zu. Ich hatte zwar nur ein gewöhnliches kaltes Fieber, kount' es aber nicht los werden; es kam immer nach acht bis vierzehn Tagen wieder, vermuthlich, weil ich nicht genug Diät hielt. Endlich vertrieb ich mir's durch eine Desperationskur von meiner eignen Erfindung. Ich aß zwei Heringe, trank zwei Flaschen Merseburger (bekanntlich ein starkes und sehr bitteres Bier) dazu und lief dann so lange und so weit, bis ich vor Hitze und Mattigkeit niedersank. Ich fiel nun in einen tiefen und langen Schlaf, und als ich wieder aufwachte, war ich gesund wie ein Fisch im Wasser. Das Fieber hatte mich verlassen und kam nie wieder. Jedoch will ich diese heroische Fieberkur hiedurch niemanden empfehlen haben. Denn ein Arzt, dem ich sie mittheilte, meinte, ich hätte wohl auch statt des kalten ein hitziges Fieber bekommen und daran ein wenig sterben

können. Doch war das vielleicht ein unwissender Mensch. Er merkte nicht, daß ich mich eigentlich homöopathisch kurirt hatte. Diese Kurmethode war freilich damals noch nicht erfunden. Aber es geht ebendaraus hervor, daß die Ehre dieser herrlichen Erfindung nicht dem D. Hahnemann, sondern mir gebührt.

Nachdem nun drei akademische Halbjahre auf diese Weise beinahe verloren waren, ging ich in mich. Es ist endlich Zeit, dachte ich, etwas Ordentliches zu lernen und zu treiben. Ich besuchte von nun an Reinhard's Vorlesungen über Philosophie, Dogmatik und Moral; und da mich diese Vorlesungen ungemein anzogen, so versäumte ich keine derselben. Eben so fleißig besuchte ich Reinhard's Disputatorium und Predigerkollegium, die mir fast noch nützlicher als jene Vorlesungen waren. Denn hier zeigte sich der Geist des Mannes in seiner vollen Stärke. Wiß und Scharfsinn schlugen überall Funken hervor. Auch war an Littmann's Stelle, als dieser nach Dresden abgegangen, ein neuer Lehrer der Theologie gekommen, dessen Vorlesungen über Pastoraltheologie, Homiletik und Liturgik mich sehr anzogen. Das war der wackere Nißsch, der mich späterhin auch seines nähern Umgangs würdigte.

Mit jenen Vorlesungen verband ich anhaltenden Privatleiß, oft bis spät in die Nacht hinein. Und da ich einmal im Zuge der Thätigkeit war, so

fieng ich nun auch an zu predigen, sowohl in der Stadt für Reinhard und Mißsch an den Wochentagen, wo sie von Amts wegen zu predigen hatten, aber diese Predigten durch die Mitglieder ihrer Predigerkollegien halten ließen, als auch auf dem Lande an Sonn- und Festtagen. Dieses Predigen machte mir großes Vergnügen, trotz dem, daß das Memoriren mir etwas schwer wurde. Auch bin ich nie ganz aus dem Konzepte gekommen; denn wenn ich auch einmal herauskam, so fand ich mich doch mittels einiger Stegreif-Sätze bald wieder hinein. Nur einmal begegnete mir ein großes Unglück auf der Kanzel. Ich hatte anfangs die Gewohnheit, mein Konzept auf das Kanzelpult zu legen, nicht um die Predigt abzulesen — dessen hätte ich mich geschämt — sondern nur für den Nothfall. Nun gerieth ich einmal sehr ins rhetorische Feuer und fieng an, so stark zu gestikuliren, daß ich das Konzept herunter warf. Ich denke, mich rührt der Schlag, und verstumme mitten im schönsten Redeflusse. Zum Glück war das Konzept nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kanzel heruntergefallen. Ich blücte mich also ganz gelassen, heb' es auf, thue einen Blick hinein, und so bring' ich die Rede glücklich zu Ende. Seit der Zeit steckt' ich das Konzept bloß in die Tasche, um nur durch das Bewußtsein seiner Gegenwart ein stärkeres Gefühl der Sicherheit zu

erhalten; und ich rätbe jedem Kandidaten, es auch so zu machen, damit er nicht in gleiche Verlegenheit gerathe.

Als ich nun beinahe vier Jahr in Wittenberg studirt, das Magisterium erlangt und mich sowohl in der Predigerwissenschaft als in der Predigerkunst hinlänglich umgesehn und geübt hatte, wollt' ich mich, wie gewöhnlich, in Dresden zum Kandidaten-Examen stellen. Da Reinhard um diese Zeit von Wittenberg nach Dresden als Oberhofprediger, Kirchen- und Oberkonsistorialrath ging, so meldet' ich mich vorläufig bei ihm und empfahl mich seiner hohen Protektion. Reinhard aber entgegnete: „Warum wollen Sie sich nicht lieber bei der Universität habilitiren?“ — Ich erschrak über diese Frage. Daran hatt' ich nie gedacht. Ich hatte nur auf das Predigtamt studirt und mein höchstes Ziel war eine Superintendentur. Ich sagte das gerade heraus, mit dem Bemerken, daß mir nicht nur die Mittel der Subsistenz zum akademischen Leben, sondern auch die Fähigkeiten und Kenntnisse dazu fehlten. „Ei, was!“ — sagte Reinhard — „audaces fortuna juvat. Was jene Mittel anlangt, dafür will ich sorgen; was aber ihre Fähigkeiten und Kenntnisse betrifft, so haben Sie ja so eben eine schöne Probe davon abgelegt.“ — Ich hatte nämlich zu Reinhard's Abgang im Namen seines Disputato-

riums eine lateinische Glückwünschungsschrift herausgegeben, (principium, cui religionis christianae auctor doctrinam de moribus superstruxit; ad tempora ejus atque consilia aptissime et maxime accommodata constitutum. Viteb. 1792. 4. — meine erste Druckschrift; denn früher hatt' ich nur einmal ein Gelegenheitsgedicht drucken lassen). Als ich ferner ablehnte, versetzte Reinhard unwillig: „Ja freilich, wenn Sie sich nicht anstrengen, sondern nun ausruhen wollen, muß ich schweigen.“ — Das wirkte wie ein Zugpflaster. Ich sagte zu, und er versprach mir von neuem seine Unterstützung. So schieden wir als die besten Freunde.

Mir ward indeß doch bange wegen meiner Zusage. Ich fühlte nun erst, wie viel mir noch fehlte, welche Lücken noch auszufüllen waren. Daher faßt' ich den Entschluß, noch einige Zeit auf eine auswärtige Universität zu gehn, um mich dort auf meinen künftigen Beruf mehr vorzubereiten; und ich entschied mich in dieser Hinsicht für Jena, das damals in großem Rufe stand. Döderlein, Griesbach, Paulus, Schuß, Reinhold u. a. verherrlichten durch ihre Namen den seinigen. Vornehmlich war es der letzte Name, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Die kantische Philosophie machte damals Epoche; sie galt für ein Evangelium, und Reinhold für den ersten Apostel desselben.

Bei Reinhard hatt' ich nur eine eklektische Philosophie vernommen, deren Grundton die wolfsche war. Zwar hatt' er uns noch im letzten Halbjahre vor seinem Abgange nach Dresden Vorlesungen über die kantische Philosophie gehalten; allein das war nur ein dürftiger Abriss. Man merkt' es, daß Reinhard eben erst selbst angefangen hatte, kantische Philosophie zu studiren, daß er noch auf der Schwelle stand, aber nicht ins Heiligthum eingedrungen war. Er befriedigte die Wissbegierde nicht, und da er nicht ganz unbefangen an das Studium jener Philosophie gegangen war, so erregt' er mehr Bedenkllichkeiten, als daß er Aufschlüsse gab. Auch trat er späterhin als erklärter Gegner, ja fast als Verfehrer derselben auf. Denn in der bekannten Vorrede zur neuen Auflage seiner Moral fehlte nicht viel, daß er jene Philosophie für Atheismus erklärte, weil sie gestand, das Dasein Gottes nicht beweisen zu können. Ich sehnte mich aber nach Aufschluß und Befriedigung; denn die Kritik der reinen Vernunft war mir noch ein verschlossenes Buch; sie erhöhte nur meine Sehnsucht. Reinhold aber, dessen Briefe über die kantische Philosophie so großen Beifall fanden und von mir mit einer Art von Heißhunger verschlungen wurden, schien ganz der Mann zu sein, der mich ins Heiligthum einführen könnte. Also wollt' ich nach Jena.

Um aber ohne Reinhard's Vorwissen keinen so wichtigen Schritt zu thun, schrieb ich an ihn und bat um seinen Rath. Er antwortete ganz als väterlicher Freund und billigte meinen Entschluß. (S. dessen ersten Brief im Anhange.)

Ich wanderte also im Herbst des Jahres 1792 nach Jena. Allein hier ging es mir anfangs schlecht. Durch eine frühere bittere Erfahrung noch nicht genug gewöhnt, hatt' ich mich vor meinem Abgange nach Jena auf einer Hochzeit wieder im Tanzen übernommen und mir ein hartnäckiges Hüftweh zugezogen. Ich litt sehr dabei und ward erst nach vielen vergeblichen Versuchen andrer Aerzte durch den geheimen Hofrath Gruner in Jena davon befreit. Dieser berühmte Arzt hatte zwar zu jener Zeit schon die Praxis aufgegeben. Er lebte wie ein Eremit in seinem Hause und war fast allen Hülfsuchenden unzugänglich, weil seine Frau, früher seine Magd — eine Art von Megäre mit langen schwarzen fliegenden Haaren — wie ein Drache den Zugang zu ihm bewachte und jeden, der sich melden ließ, ausfragte, was er wollte. Allein ich drang doch durch, weil ich mit einem dringenden Empfehlungsschreiben von Geißler, dem alten Freunde und Lehrer Gruner's, versehen war. Er nahm sich daher meiner an und erlöste mich von einem Uebel, das mich beinahe lahm

machte und schon den Charakter einer chronischen Krankheit angenommen hatte.

Aber ein noch größeres Uebel lauerte auf mich, die Hypochondrie. Zu dieser schrecklichsten aller Krankheiten schien ich gar keine Anlage zu haben und ich ergoß daher oft meine satyrische Laune über alle Hypochondristen. Allein wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle! Schon in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Wittenberg hatten anstrengende Arbeiten einige Unterleibsbeschwerden und mit denselben allerlei trübe Vorstellungen in mir hervorgerufen. Ich hatte erst zu wenig, dann zu viel gearbeitet; ich hatte, wie die Peripatetiker sagten, erst in defectu, dann in excessu gefehlt, mithin nicht jenes weise Mittelmaaß gehalten, worin nach Aristoteles die Tugend besteht. In Jena arbeitete ich, trotz dem Hüftweh, das mich anfangs plagte, mit noch größerer Anstrengung. Ich hörte nicht nur während meines dortigen Aufenthalts viele Vorlesungen — bei Döderlein über Dogmatik, bei Griesbach über Einleitung ins N. T., bei Paulus über Einleitung ins A. T. und über die arabische Sprache, die ich mit großem Eifer trieb, bei Voigt über Experimentalphysik, bei Schüz über Enzyklopädie der Wissenschaften, Literaturgeschichte und griechische Autoren, und bei Reinhold über Philosophie und deren Geschichte — son-



bern ich las auch noch viele Schriften und fing selbst an, eine solche zu entwerfen, nämlich die berichtigten Briefe über die Perfektibilität der gesoffenbarten Religion. Natürlich mußt' ich mir die Zeit zu so vielen und vielerlei Arbeiten am Schläse und an der Verdauung abbrechen; und eben so natürlich litt mein Körper unter der Last dieses Uebermaafes von geistiger Nahrung und Thätigkeit. Ich ward wirklich hypochondrisch. Nun klagt' ich Reinhardten meine Noth. Dieser warnte mich väterlich vor jenem Uebermaafe und bat dringend, vor allen Dingen an die Herstellung meiner Gesundheit zu denken. (S. Dessen zweiten Brief im Anhange.)

Ich folgte seinen Mahnungen, riß mich mit Gewalt von den Büchern los, kletterte fleißig auf den Bergen bei Jena herum, machte in den Ferien eine Fußreise über Weimar, Erfurt, Gotha, durch einen Theil von Thüringen, und gewann dadurch ebenso wohl an Körperkraft als an Geistesheiterkeit. Als ich dieß Reinhardten meldete, war er sehr erfreut darüber, mahnte mich aber auch nun dringend an die Rückkehr ins Vaterland und an die Ausführung des Entschlusses, mich in Wittenberg zu habilitiren. (S. Dessen dritten Brief im Anhange.)

Allein noch hatt' ich keine Lust dazu. Ich genügte mir immer noch nicht; immer fand ich noch

dieses und jenes, was mir fehlte, was ich mir erst aneignen mußte. Besonders quälte es mich, daß ich in der Philosophie es noch zu gar keiner festen Ueberzeugung gebracht hatte. Zweifel legte sich an Zweifel; eine Ungewissheit folgte der andern. Ach, es war ein grausamer Zustand! Vergebens war ich der fleißigste und aufmerksamste Zuhörer Reinhold's; vergebens bat ich ihn selbst um Aufschluß, da ich freien Zutritt zu ihm hatte. So lang' ich ihn sprechen hörte, war mir's wohl, als wär' ich überzeugt; kam ich aber nach Hause und dachte weiter darüber nach — weg war die Ueberzeugung. Nicht einmal die Dunkelheiten und Widersprüche, die ich in Kant's Schriften fand, konnte mir Reinhold völlig auflösen. Ich dachte also: Du mußt an die Quelle selbst gehn! Nach Königsberg mußt du! Dort thront der erste Weltweise deiner Zeit; zu dessen Füßen mußt du dich setzen!

Dieser Gedanke ergriff mich mit solcher Lebendigkeit, daß ich gleich an meinen Vater schrieb, anfragend, ob er wohl die Kosten zur Ausführung hergeben könne und wolle. Mein Vater war nach und nach in bessere Umstände gekommen; er hatte den kleinern Pacht mit einem größern vertauscht; er war Rentamtmann in Gräfenhainichen und Kammergutspächter in Strohwalde (nahe bei jenem Städtchen) geworden. Daß

ich so fleißig studirte, war ihm eine große Freude; eine noch größere, daß ich nicht bloß ein Pastor, sondern sogar ein Professor werden wollte; denn ein Professor war in seinen Augen ein großes Thier. Er antwortete daher sogleich bejahend. Nun war noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Auch Reinhard mußte einwilligen. Diese Einwilligung war aber nicht so leicht zu erhalten. Er hatte mich immer gedrängt, so bald als möglich zurück zu kehren. (S. die beiden vorigen Briefe.) Ich sah voraus, daß es ihm unlieb sein würde, wenn ich länger zögerte; ja ich fürchtete, er möchte unwillig und misstrauisch werden, möchte mein Zögern für Rücktritt, meine so weite Entfernung für einen Versuch halten, der eingegangenen Verbindlichkeit mich zu entziehen. Auch wußte ich schon, daß er eben kein Freund der kritischen Philosophie war. Ich schrieb ihm also, daß ich zur völligen Herstellung meiner Gesundheit noch eine etwas weitere literarische Reise machen wollte, bevor ich mich habilitirte; und um nicht mit der Thür ins Haus zu fallen, stellte ich die Frage so: Ob ich nach Göttingen oder nach Königsberg gehen sollte? Reinhard mochte jedoch den Zweck dieser Alternative wohl durchschauen. Er entschied für Göttingen und seine Gründe waren so triftig, daß ich ihnen nachgeben mußte. (S. Dessen vierten Brief im Anhange.)

Nachdem ich also anderthalb Jahr in Jena zugebracht und daselbst einzig den Wissenschaften gelebt, auch die oberwähnten Briefe über die Perfectibilität zc. bis zum Druck ausgearbeitet hatte, ging ich zu Ostern 1794 nach Göttingen. Wiewohl nun dort zu jener Zeit noch alle die berühmten Männer glänzten, welche die Georgia Augusta so verherrlicht haben — Heyne, Eichhorn, Kästner, Lichtenberg, Schlözer, Blumenbach, Meiners, Feder, Mitscherlich u. A. — so hört' ich doch nur die beiden Ersten; denn ich war des Hörens in Jena übersättigt worden. Bei Heyne hört' ich nämlich jene kunstaltermüthlichen Vorlesungen, die er in einem Saale der Universitäts-Bibliothek hielt, und wobei er alle Schätze dieser und seiner eignen Bibliothek vorlegte, wofür er sich aber auch nicht weniger als drei Pistolen (so nannte man dort die Louisd'or) nebst einem Dukaten für seinen Famulus bezahlen ließ. Bei Eichhorn aber hört' ich alttestamentliche Exegese und ein Kollegium über das Syrisch-Chaldäische, dessen Studium ich mit dem des Arabischen zu verbinden anfang, um mich zu einem recht gründlichen Lehrer der Theologie zu bilden. Denn Theologie und Philosophie waren die beiden Erkenntnissfelder, die ich wie Reinhard vorzugsweise bearbeiten wollte, gleichsam die wissenschaft-

lichen Pole, um die sich mein Geist drehete. Jene beiden Männer würdigten mich auch ihres Privat-umgangs, unterstützten mich durch ihre Bibliotheken — die ich zugleich mit der öffentlichen benutzte — und blieben auch späterhin durch Briefwechsel mit mir in Verbindung.

In Göttingen fördert' ich auch meine Brlese über die Perfektibilität zc. zum Drucke. Ich wollte sie anfangs beim Buchhändler Hahn in Hannover drucken lassen, erhielt aber die Handschrift mit der Bemerkung zurück, daß die geistliche Zensurbehörde großen Anstoß daran genommen. Das war ein böses Omen. Es verkündete mir schon von ferne das Ungewitter, das wegen jener Briefe bald über mich hereinbrechen sollte. Ich ließ mich aber nicht abschrecken, sondern schickte die Handschrift nach Jena, wo sie ohne alles Hinderniß abgedruckt wurde. Der vorsichtige Verleger (Voigt, Inhaber des akademischen Leseinstituts) hatte erst bei Griesbach sich ein Urtheil darüber erbeten. Ungeachtet dieses Responsum sehr vortheilhaft war, gab mir der Mann doch nicht mehr als 24 (sage vier und zwanzig) Thaler Honorar, so daß gerade ein Thaler auf einen Bogen kam! Indessen macht' ich mir nichts daraus; ich war seelensfroh, daß das Ding nur gedruckt war und dachte nicht daran, daß sich meine Freude bald in Traurigkeit verkehren könnte.

Nachdem ich noch von Göttingen aus eine Fußreise gemacht hatte, theils nach Kassel, theils nach dem Harze, wo ich beim Besteigen des Brockens fast in einem Sumpfloche umgekommen wäre, weil ich dem Führer nicht folgen, sondern meinen eignen Weg gehen wollte: so kehrt' ich endlich im Herbst 1794 ins Vaterland zurück und beschloß somit jene akademischen Lehr- und Wanderjahre, die man das Studentenleben zu nennen pflegt. Ach, es war doch im Ganzen eine schöne Zeit! So frei, so sorglos, so voll von schönen Strebungen und Hoffnungen war kein früherer und kein späterer Theil meines irdischen Daseins und Wirkens. Noch jetzt also, hier in der Oberwelt, seh' ich auf diesen Punkt meiner Erdenbahn mit Wohlgefallen herab. Und wenn irgend etwas mich reizen könnte, wieder auf die Unterwelt herabzusteigen, so wär' es nur die Aussicht, noch einmal Student zu werden. Doch ich höre so eben von einem ankommenden Erdlinge, daß es auf den dortigen Universitäten wegen allerlei Untriebe nicht geheuer sein soll. Also will ich nur hier oben, in der Universitas mundi, bleiben. Denn hier denkt keine Seele an solche Kindereien; wenigstens fürchtet man sich nicht davor. Die Oberwelt zeigt uns dagegen ganz andre Untriebe; Untriebe der Monden um die Planeten, Untriebe der Planeten und Ko-

meten um die Sonnen, Umtriebe der Sonnen um einander, ja Umtriebe ganzer Sonnensysteme um den unsichtbaren Mittelpunkt des Weltalls. Ha, das sind Umtriebe, werth des Forschens und Redens! Aber ihr armen Menschenfinder da unten habt kaum eine schwache Ahnung davon. Nun, nur Geduld! Ihr werdet auch heraufkommen; und dann werdet ihr lachen über die kleinlichen Umtriebe, mit denen ihr euch dort so ernstlich beschäftigt habt.

---

---

## Vierte Station.

# Die akademischen Hungerjahre. 1794—1801.

---

Perfer et obdura! dolor hic tibi proderit olim.  
*Ovid.*

Nach einem kurzen Aufenthalt im elterlichen Hause, wo alles über den glücklich zurückgekehrten Sohn und Bruder Freude und Leben war, ging ich nun wieder nach Wittenberg, zwar nicht mit Golde beladen, aber doch nicht ohne Schätze andrer Art. Ich merkte bald, daß mir eine Art von Ruf vorausgegangen war, obwohl eigentlich durch nichts begründet. Denn meine frühere Glückwünschungsschrift an Reinhard war wohl schon vergessen, und von meinen Briefen über die Perfektibilität wußte man noch nichts; sie waren anonym erschienen, und Reinhard nur war im Geheimnisse. Allein das günstige Vorurtheil, welches dieser ausgezeichnete Mann für mich hegte, mochte mir wohl schon Bahn gebrochen haben. Denn seine Freunde in Wittenberg, besonders Schröckh



und Nißsch, nahmen mich mit der zuvorkommendsten Güte auf. Wenn mich dieß einerseit erfreute und ermutigte, so war es doch anderseit auch peinlich für mich. Gespannte Erwartungen sind immer schwer zu erfüllen. Wie? — dacht' ich — wenn du dahinter zurückbliebest! Auch wußt' ich sehr wohl, daß die Laufbahn eines jungen akademischen Lehrers mehr mit Dornen als mit Rosen bestreut ist. *Academia vult expectari*, ist ein altes Sprüchwort. Es ist aber nicht bloß das Warten, was diese Laufbahn dornig macht; sondern Neid, Eifersucht, Ränke, und der alles beherrschende Zufall, den man Glück und Unglück nennt, treiben auch hier, wie anderwärts, ihr loses Spiel. Ich kam also nicht ohne bange Ahnung in diese neue Sphäre.

Indessen konnt' ich nicht zurück; also mußtt' ich vorwärts. Nach dem akademischen Brauche mußtt' ich vor allen Dingen eine lateinische Probeschrift auf dem philosophischen Katheder öffentlich vertheidigen. Diese Probeschrift bracht' ich schon fertig von Göttingen mit, ob ich sie gleich erst in Wittenberg drucken ließ. Sie betraf den Frieden in der philosophischen Welt (*de pace inter philosophos utrum speranda et optanda*) — ein Gegenstand, der zu jener Zeit um so mehr besprochen wurde, je heftiger man sich über philosophische Dinge stritt. Reinhold hatte diese Idee vornehmlich angeregt; er wollte der philo-

sophische Friedensstifter sein; er ward aber auch am stärksten bekämpft, selbst von seinem Nachfolger in Jena, Fichte, der sich statt Reinhold's auf den philosophischen Herrscherthron setzen und, um den lieben Frieden in seinem Reiche zu erhalten, sogar einen seiner Kollegen, Karl Christian Erhard Schmid, annihiliren wollte, wie er selbst sagte. Ich nahm mich der Idee Reinhold's an, ob ich gleich deren volle Verwirklichung bezweifelte. Darüber ward nun eben wieder im philosophischen Hofsale, wo ich disputirte, gestritten. Wie gewöhnlich bei solchen Spiegelfechtereien, blieb mir als Respondenten der Sieg, ob ihn gleich ein paar von der Fakultät als Opponenten abgeordnete junge Lehrer lange streitig machten. Ich war aber zu jener Zeit im Disputiren so geübt und fand ein solches Vergnügen daran, daß ich für ein animal disputax gelten konnte. Es hieß, ich hätte mich gut vertheidigt; und da die öffentlichen Disputazionen in Wittenberg noch in Ehren gehalten wurden, so erweckte auch meine Vertheidigung ein günstiges Vorurtheil.

Die Habilitationschrift selbst hatt' ich Reinhardten und Reinholden gewidmet aus Dankbarkeit für ihre Verdienste um mich, die sie durch fortwährende Belehrungen, Rathschläge und Ermunterungen in Briefen noch vermehrten. Es ist ein sonderbares Spiel des Zufalls, daß selbst in den

Namen dieser beiden Männer etwas Bezeichnendes für ihr Inneres lag. Beide waren reinen Gemüths, echte Biedermänner; aber der Erste war etwas härter oder strenger als der Zweite; dieser holder oder milder als jener. Darum war jener mehr achtungswürdig, dieser mehr liebenswürdig. Man hätte also auf Beide zugleich das schönste Wortrathsel machen können, wenn nicht unglücklicher Weise Reinhard sich hinten weich statt hart geschrieben hätte. Indessen hätte sich auch daraus eine schöne Wendung nehmen lassen. Denn das härtere Wesen in jenem Manne war doch durch seine Humanität so erweicht, daß es nur den armen Kandidaten recht fühlbar wurde, wenn sie auf seine verfänglichen Fragen nichts zu antworten wußten oder etwas Einfältiges antworteten. Es schien da wirklich, als hätte er seine Freude daran, sie sein Uebergewicht fühlen zu lassen und durch seinen Wiß immermehr in Verlegenheit zu setzen. Es schien aber auch nur so. Er meint es gar nicht so böß; es war ihm nur Bedürfniß, seinen Wiß spielen zu lassen, um sich zu erheitern und Andre zu unterhalten. So schrieb er mir einmal von einem Manne, der Professor der Dichtkunst geworden, aber früher gemüthskrank gewesen war: „Furorem hat er, ob poeticum, weiß ich nicht.“ (S. den 37. Brief.) Das klang äußerst hart, war es aber nicht in seinem Sinne. Doch

ward er oft deshalb verkannt; und deswegen glaubt ich ihm hier diese kleine Apologie schuldig zu sein.

Als ich Reinhard den meine Ankunft in Wittenberg meldete und ihm zugleich die Habilitationschrift überschickte, antwortet' er mir mit einer Art von Triumphe. Er bot mir auch gleich ein hohes (vornehmlich für Privatdozenten bestimmtes) kurfürstliches Stipendium an. (S. Dessen 5. Brief im Anhange.) Nur eins mißfiel mir in diesem Briefe, der „gehorsame Diener“ am Ende. Alle Briefe, die Reinhard früher an mich als Studenten geschrieben, schlossen sich mit „ganz der Ihrige“ oder schlechtweg „Ihr.“ Nun ward er auf einmal mein gehorsamer Diener. Das klang mir entsetzlich kalt. Allein es war nur Laune. Die frühere herzlichere Unterschrift kehrte bald wieder zurück. Auch erhielt ich sehr bald das versprochene Stipendium; und ob es gleich nur 90 Fl. (sage neunzig meißnische Gulden — 1 Fl. =  $\frac{7}{8}$  Th. oder 21 Gr.) betrug, so war es doch immer etwas zum Anfange. Dankbar nahm ich es daher an und betrachtet' es gleichsam als ein Angeld für die Zukunft, ward aber freilich sehr in meinen Hoffnungen betrogen.

Bald nachdem ich mich als Magister legens habilitirt hatte, ward ich auch Adjunkt der philosophischen Fakultät. Diese der Universität Wittenberg eigenthümliche Würde war nichts weiter, als

eine höhere akademische Stufe; es waren damit keine Einkünfte, Vortheile oder Rechte verknüpft, das einzige ausgenommen, daß die älteren Adjunkten auch Dekanten werden konnten. Sie wechselten dann mit den ordentlichen Professoren so, daß, wenn drei von diesen das Dekanat verwaltet hatten, ein Adjunkt an die Reihe kam. Er konnte dann auch Magistros artium oder Doctores philosophiae machen, hatte aber seltsamer Weise nicht Sitz und Stimme im Collegio decanali, sondern ward hier vom Erdekanten vertreten. Daher entgingen ihm auch manche mit dem Dekanate verbundene Einnahmen, welche sich die alten Herren klüglich vorbehalten hatten. Es war übrigens, um Adjunkt zu werden, nichts weiter nöthig, als daß man noch einmal disputirte, wie es hieß, *pro loco inter Adjunctos Fac. Philos.*, nachdem man *pro venia legendi* disputirt und eine Zeit lang gelesen hatte. Das that ich, indem ich eine Abhandlung über das Sittengesetz vertheidigte (*Lex moralis utrum et quatenus omni naturae ratione praeditae scribenda sit?*).

Was nun aber meine Vorlesungen, als den eigentlichen Zweck meiner Rückkehr nach Wittenberg, betrifft, so begann ich dieselben mit einem wirklich glänzenden Erfolge. Der Hörsaal, in welchem ich lesen wollte, faßte die Zuhörer nicht; ich konnte gleich die erste Vorlesung nicht darin halten, sondern

musste mitsammt den Studenten, die sich dazu eingefunden, über die Straße nach einem andern Hörsaale ziehn. Auch hier war das Gedränge so groß, daß die Studenten mir, so zu sagen, auf dem Leibe standen; denn ich las nicht stehend auf einem Katheder, sondern sitzend an einem Tischchen. Das war im höchsten Grade ängstlich. Ich überwand indeß die Angst und vollendete meine Antrittsvorlesung glücklich. Es war in einer Abendstunde; denn die frühern Stunden waren schon alle von andern Lehrern in Beschlag genommen, und ich wollte nicht gleich anfangs mit diesen in Reibung wegen der Stunden gerathen, aus Furcht, dann keine Zuhörer zu bekommen. Nach der Vorlesung begleiteten mich die Zuhörer nach Hause und brachten mir auf der Stelle ein Vivat. Dieses ganz unverabredete und unvorbereitete Zeichen des Beifalls erfreute und rührte mich bis zu Thränen. Kein späteres Vivat, obwohl glänzender durch Musik und Fackeln, woran es bei jenem natürlich fehlte, hat solchen Eindruck auf mich gemacht.

Es war ein encyclopädisches Kollegium, womit ich begann. An ein eigentlich philosophisches wage ich mich noch nicht. Ich hatte noch zuviel philosophische Strupel. Auch hatte sich nach Reinhard's Abgang ein Mann des philosophischen Katheders bemächtigt, der bei den Studenten in großem Ansehen

stand, der außerordentliche Professor der Philosophie, Klosssch. Mit diesem sogleich zusammenzutreffen hielt ich über meine Kräfte. Indessen ermutigte mich jener glückliche Anfang. Im folgenden Halbjahre begann ich auch einen philosophischen Kursus, und Klosssch. verlor fast alle Zuhörer. Als er zu derselben Zeit seinen Kursus wieder anfang, fanden sich nicht mehr als fünf Zuhörer ein. Das zog sich der Mann so zu Gemüthe, daß er bald nachher schwermüthig wurde, wiewohl man sagte, daß auch eine unglückliche Liebe an dieser Schwermuth Schuld sei. Gewiß war es nicht meine Geschicklichkeit, die ihm jenes Schicksal zuzog. Es war der Reiz der Neuheit, ein günstiges Vorurtheil für das, was aus der Fremde gekommen — Dinge, die gar oft über den akademischen Beifall entscheiden; weshalb Niemand auf diesen Beifall stolz sein und mit Zuversicht rechnen sollte. Es ist der allgemeine Weltlauf, daß das Aeltere vom Jüngern verdrängt wird. Jeder muß darauf gefaßt sein und, wenn seine Blüthezeit vorüber ist, sich mit philosophischer Fassung in sein Schicksal ergeben. — Späterhin hielt ich auch Vorlesungen über morgenländische Sprachen, gab sie aber bald wieder auf, da ich einsah, daß man nicht seine Kraft zu sehr zersplittern dürfe, wenn man etwas Nützliches in irgend einem Fache leisten wolle.

Während in Bezug auf mein neues Lehramt

alles nach Wunsche ging, zog sich über meinem Haupte ein schweres Ungewitter zusammen. Es wurde nach und nach bekannt, daß ich der Verfasser der Briefe über die Perfektibilität sei. Sie erregten höchsten Orts großen Anstoß. Es ward eine förmliche Untersuchung darüber angestellt. Das akademische Gericht mußte mich amtlich befragen, ob ich der Verfasser sei; und da ich dieß nicht leugnen konnte und wollte, so wurde mir die Haltung aller theologischen Vorlesungen (die ich bereits angekündigt hatte) und die Wiederauflage meines Buches untersagt. An das letztere Verbot kehrten sich freilich die Nachdrucker nicht, die über das Buch um so gieriger herfielen, je mehr Aufsehn es machte. Sie hatten also allein den Vortheil, ich den Schaden, und das Publikum auch, das die Briefe nun in keiner verbesserten, sondern vielmehr in einer verschlechterten Gestalt erhielt. Das war aber nicht genug. Auch alle meine Gesuche um eine außerordentliche Professur und eine Pension waren vergeblich. Das letztere war mir besonders empfindlich. Denn das Stipendium von 90 Fl. langte bei weitem nicht zu; die Vorlesungen wurden in Wittenberg ganz erbärmlich honorirt; meinem Vater wollt' ich nicht mehr zur Last fallen, da er schon so viel für mich aufgewendet hatte und die Zeitumstände ihm nicht mehr so günstig waren. Ich gerieth daher oft in große Verlegenheit. Aber



je größer diese ward, desto werthter ward mir die Quelle derselben. Man bewirkte also durch die Härte, mit der man mich behandelte, das gerade Gegentheil von dem, was man bewirken wollte. Man bestärkte mich in meiner Ueberzeugung. Man begriff nicht, wie theuer die Wahrheit demjenigen wird, der um ihrer willen leiden muß, wie sie sich im Gemüthe festsetzt, wenn man sie ihm mit Gewalt entreißen will.

Es waren aber hauptsächlich zwei Männer, welche mir entgegen wirkten, die Herren von Wurmb und von Burgsdorf, damal kurfürstlich-sächsische Konferenzminister und geheime Räthe. Beide sind schon lange todt; ein Urtheil über sie als öffentliche Charaktere ist daher wohl erlaubt, um so mehr, da dieß Urtheil im Ganzen nicht zu ihrem Nachtheile ausfallen kann. Sie haben dem Staate redlich gedient; sie waren in ihrer Art geschickte und einsichtsvolle Männer. Aber in wissenschaftlicher und besonders in theologischer Hinsicht waren sie durch gewisse Ansichten beschränkt, welche ihnen nicht erlaubten, eine freie wissenschaftliche Untersuchung über religiöse Gegenstände mit voller Unbefangenheit des Geistes zu würdigen. Sie meinten, es sei ihre Pflicht, in eine solche Untersuchung werththätig einzugreifen, wenn das Ergebniß derselben nicht mit ihrer persönlichen Ueberzeugung einstimme. Sie handelten also in Beziehung auf mich, wenn auch nicht nach strenger

Gerechtigkeit (welche gebietet, dem wissenschaftlichen Untersuchungsgeiste keine Fesseln anzulegen und keine Meinung zu bestrafen, so lange sie nicht in rechtswidrige Handlungen ausschlägt), so doch in gutem Glauben (*bona fide*). Wenigstens war dieß beim Zweiten der Fall; ob auch beim Ersten, darüber bin ich etwas zweifelhaft geworden, weil er mir einmal durch eine vertraute Person sagen ließ, ich möchte glauben, was ich wollte, wenn ich nur lehrte, was ich sollte. Es scheint daher weniger ein inneres als ein äußeres Interesse ihn bestimmt zu haben, gegen mich zu wirken. Indessen machte diese Gegenwirkung damals einen sehr schlimmen Eindruck auf mein Gemüth; sie erbittert es. Ich war mir bewußt, mit dem redlichsten Eifer geforscht zu haben; es kam mir nicht in den Sinn, dem Christenthume zu nahe treten zu wollen; vielmehr glaube ich das Ansehen desselben durch meine Theorie gegen alle Einwürfe, auf welche die fortschreitende Bildung des menschlichen Geistes nothwendig führen mußte, gerettet zu haben. Ich konnte also wohl irren; ich konnte mich auch wohl hin und wieder zu allgemein, zu entscheidend, zu absprechend — wie das jungen Schriftstellern oft begegnet — ausgedrückt haben. Aber strafällig war ich darum nicht, ich verdiente nicht, daß man mir gleich im Beginnen meiner akademischen Wirksamkeit, wo ich vielmehr der Aufmunterung be-

durfte, so hemmend entgegentrat. Die natürliche Wirkung davon konnte nicht ausbleiben. Ich bekam eine Antipathie gegen alles Ministerwesen, die ich erst späterhin durch vernünftige Ueberlegung bekämpfen lernte, wiewohl ich es auf meiner irdischen Laufbahn nie bis zur Sympathie bringen konnte. Erst hier in der Oberwelt, als ich die Minister der höhern Weltordnung kennen lernte, hab' ich mich ganz mit dem Ministerwesen ausgesöhnt.

Wer am meisten bei jener verdrüßlichen Geschichte litt, das war der gute Reinhard. Er hatte mich auf diesen schlüpfrigen Boden gesetzt; er hielt es also für seine Pflicht, mich nicht fallen zu lassen. Er bot alles auf, was in seinen Kräften stand, dem Uergernisse vorzubeugen und mir zu helfen. Aber alles umsonst. Er schrieb mir darüber sehr theilnehmende, aber auch sehr lamentable Briefe; denn es griff ihn sogar körperlich an, da sein Körper ohnehin sehr schwächlich war. (S. Dessen 6. bis 14. Brief im Anhange.) Er dauerte mich herzlich; ich konnte jedoch nichts in der Sache ändern; denn widerrufen, was man wünschte, konnt' und wollt' ich nicht; Reinhard selbst fand dieß auch nicht thunlich. (S. den 13. Brief.) Was mir aber dabei besonders auffiel, war Reinhard's Widerspruch gegen die Sache selbst. (S. den 6. Brief.) Ich hatte in meiner Schrift über die Persekrutabilität der

geoffenbarten Religion im Grunde nichts anders gethan, als dasjenige weiter ausgeführt und deutlicher ausgesprochen, was ich früher in der ihm selbst gewidmeten und von ihm selbst so sehr gelobten Glückwünschungsschrift über das christliche Moralprinzip gesagt hatte. Vermuthlich aber machte die spätere Schrift einen so misfälligen Eindruck auf ihn, weil darin so viel von der kritischen Philosophie eingemischt war, gegen die er nun einmal einen solchen Widerwillen hatte, daß er sie sogar einmal eine *tetrica sophia* nannte. (S. den 15. Brief.) Er hielt nun meine Schrift für eine Frucht dieser abscheulichen Lehre, was sie doch gar nicht war; denn als ich die frühere Glückwünschungsschrift abfaßte, wußt' ich noch nichts von der kritischen Philosophie. Nur seine eigne hatt' ich im Kopfe. Außerdem mochten ihm wohl auch einige zu kühne Folgerungen, die ich aus meinen Vordersätzen gezogen hatte, anstößig sein. Er hatte uns aber hundertmal in seinen Vorlesungen gesagt, man müsse vor keiner Konsequenz erschrecken, wenn sie nur richtig aus richtigen Prämissen gezogen sei. Dieser Widerspruch Reinhard's mit sich selbst ist mir immer ein Räthsel gewesen. Als ich ihn daher in dieser Oberwelt wieder sah, fragt' ich ihn, warum er denn so gegen die Perfektibilität geeifert. Er drückte mir aber lächelnd die Hand und sagte zur Erde hinweisend:

„Mein theurer Freund! dort unten hält man gar  
„vieles für imperfektibel, was es doch gar nicht ist:  
„lassen wir jene Erdlichkeiten und befassen uns nur  
„mit den Wundern des Himmels!“

Mein Unstern führte mich aber in Wittenberg  
immer tiefer ins Labyrinth. Die unglückseligen Per=  
fektibilitäts-Briefe erregten mir nicht bloß in den  
höhern Kreisen der Gesellschaft Widersacher, sondern  
auch in der gelehrten Welt. Es war, als hätt' ich  
in ein Wespennest gestochen. Kurz hinter einander  
erschieden drei Gegenschriften, eine vom alten Super=  
intend de Marées in Dessau, die andre von Ei=  
nem, der sich Methophilus nannte, die dritte von  
einem Ungekannten. Späterhin traten auch Fess=  
ler, Flatt u. A. als Gegner auf. Von allen die=  
sen Angriffen schmerzte mich keiner so tief, als der  
von Methophilus. Dieser verkappte Ritter war  
ein Landprediger in der Nähe meiner Heimat, Na=  
mens Sommer, ein genauer Freund meines elter=  
lichen Hauses, der sich in Folge dieses Verhältnisses  
immer auch gegen mich sehr freundlich benommen  
hatte. Hier aber zeigt er sich als den erbittertsten  
Gegner, häufte Schmähung auf Schmähung, und  
suchte mich besonders wegen gefährlicher Grundsätze —  
das ewige Klagelied aller Kezermacher, auf welches  
hin Jesus, wie Sokrates, verurtheilt wurde —  
verdächtig zu machen. Wie viel davon auf seine

Rechnung kam, weiß ich nicht. Denn, wie ich später erfuhr, hatt' er seine Schrift vor dem Drucke an den Domherrn Burscher in Leipzig zur Durchsicht geschickt. Dieser eben so unwissende als hochmüthige Prälat — der mich einst bei einem Besuch in Leipzig, als ich ihm auf Bengang's Museum unter die Augen trat, mit einem wahren Vernichtungsblicke durchbohrte — hatte wahrscheinlich allerlei giftige Zusätze gemacht, eh' er die Handschrift zum Drucke beförderte. Davon wußt' ich aber nichts. Ich übergoss also in einem siebzehnten und letzten Briefe über die Perfektibilität u. den armen Methaphilus mit einer scharfen, fast ähnelnden Lauge. Darüber entstand ein neuer Lärm. Ich galt nun für einen verstockten Sünder und bekam einen tüchtigen Verweis. (S. Reinhard's 11. und 12. Brief im Anhang.) Selbst meine Freunde waren unzufrieden. Sie verlangten von dem jungen reißharen Schriftsteller die Kaltblütigkeit eines Veteranen. Ich hätte doch, meinten sie, den alten Landprediger, der in der ganzen Gegend zum Gespötte wurde, mehr schonen sollen, ungeachtet ich selbst nicht im mindesten von ihm geschont war. So bekommt der angegriffene Theil oft Unrecht, wenn er sich wehrt, wahr! es auch Nothwehr.

So viel Verdruß, in Verbindung mit anstrengender Geistesarbeit, warf mich auf's Krankenlager.

Zuerst entzündeten sich meine Augen. Es war dieß keine gewöhnliche Augenentzündung. Das ganze Organ litt innerlich, vielleicht das ganze Nervensystem; dessen Leiden bloß im Auge hervortrat. Anfangs zeigten sich nur einige schwarze Punkte vor den Augen; bald aber wurden sie zahlreicher und größer. Das rechte Auge ward ganz dunkel, und auch das linke verdunkelte sich immer mehr. Es hieß, der schwarze Staar sei im Anzuge. Die Kunst erschöpfte sich in ihren Mitteln, der gänzlichen Erblindung vorzubeugen. In dieser traurigen Lage war die Musik mein einziger Trost; denn lesen und schreiben konnte ich nicht; auch hatt' ich niemanden, der mir vorlesen oder dem ich diktiren konnte, wenigstens nicht für längere Zeit. Ich komponirte also allerlei Klaviersachen, Variationen, Sonaten, Arien; alles im Kopfe, weil ich keine Note niederschreiben konnte. Erst später schrieb ich einiges davon nieder. Diese Beschäftigung hielt aber doch nicht vor; denn die Krankheit dauerte über ein Vierteljahr. Ich ging mit schrecklichen Gedanken um, weil ich wirklich blind zu werden fürchtete. Da kam der würdige Nisch zu mir, wie ein tröstender und stärkender Engel vom Himmel. Er schien meine selbmörderische Stimmung zu bemerken und rief mir daher den alten Vers zu:

Nunc animis opus est — nunc pectore firmo.

Dieser Vers wirkte wie ein elektrischer Schlag auf

mein Gemüth. Ich faßte Muth, und dieser Muth, in Verbindung mit Chinarinde, die ich in großen Gaben verschluckte, rettete mein Gesicht — ein Beweis, daß die Krankheit nervos war.

Da aber die Ursachen fortdauerten, stellte sich auch die Wirkung wieder ein, obwohl unter andrer Gestalt. Ein hitziges Nervenfieber überfiel mich. Ich lag ohne Bewußtsein. Schon zeigten sich die Vorboten der Auflösung des Körpers, die Peteschen und ein anhaltender Schlucken. Böhmer und Krensig (der letztere damals noch Professor in Wittenberg) vereinigten ihre Bemühungen, obgleich der Erste mir schon das Prognostikon des Todes gestellt hatte. Aber die Natur, unterstützt von der Kunst, siegte. Reinhard wünschte mir in einem herzlich theilnehmenden Briefe Glück, ermahnte mich aber zur Mäßigung im Arbeiten und zur (wenigstens einstweiligen) Verlassung der *tetrica sophia*, und bot mir zugleich freundschaftlich seine Börse an, wenn ich in Geldverlegenheit wäre. (S. Dessen 15. Brief im Anhang.) Darin befand ich mich allerdings. Aber ich schämte mich, von dem Gönner Geld zu borgen, fürchtend, er möcht' es für Bettellei halten. Nur einmal, in der höchsten Noth, nahm ich meine Zuflucht zu ihm und borgte funfzig Thaler, die ich ihm erst lange nachher wieder zustellen konnte. (S. den 37. Brief.)



Das Maasß der Leiden war aber noch nicht voll. Ich bekam einen Rückfall, der mich wieder an den Rand des Grabes brachte. Meine gute Natur siegte zwar wieder. Allein meine Geduld war erschöpft. Ich schrieb Reinhardten, daß ich nicht länger in Wittenberg aushalten könnte. Er entwarf daher mit dem Herrn von Zedtwitz, damaligem Präsidenten des Kirchenraths und des Oberkonsistoriums, einen neuen Plan, mir zu helfen. (S. Dessen 16. Brief im Anhange.)

Bevor ich aber von dem kläglichen Ausgange dieses, übrigens gut angelegten, Plans Nachricht gebe, muß ich ein paar Worte über den zuletzt genannten Mann sagen. Herr von Zedtwitz war ein aufgeklärter und freisinniger Staatsmann. Er war früher Kanzler des Stiftes Naumburg-Zeitz und, als solcher, Schulinspektor in Pforte; später ward er Minister. Schon in Pforte hatt' er mich kennen gelernt und mir Beweise seines Wohlwollens gegeben. Als Präsident that er es nicht minder. Bei einer Revision der Universität Wittenberg besuch't er als kurfürstlicher Kommissar auch meine Vorlesungen. Da ich wusste, daß er höchsten Orts über alles, was er in Wittenberg gesehen und gehört, ausführlichen Bericht zu erstatten hatte, so nahm ich in der Vorlesung, die er besuchte, Anlaß, einige Vorwürfe zu beseitigen, die man der kritischen Philosophie gemacht

hatte: (auch Reinhard in der bekannten Vorrede). Als ich den Präsidenten nach Hause begleitete, nahm er mich mit auf sein Zimmer, sprach ermunternd und zufränlich zu mir, und sagte unter andern: „Ich bin beauftragt, über Sie und Ihre Vorlesungen ganz besonders Bericht zu erstatten. Was Sie eben in der Stunde gesagt haben, hat meinen Beifall. Ich bin kein Feind der kritischen Philosophie, vielmehr schätz' ich sie. Geben Sie mir einen kurzen Auszug aus dem, was Sie in der Vorlesung zur Beseitigung einiger Hauptvürwürfe gegen diese Philosophie gesagt haben. Ich werde davon in meinem Berichte den besten Gebrauch machen.“

Bald darauf bracht' ich ihm den Auszug. Er las ihn durch und war damit zufrieden, setzte aber hinzu: „Wollen Sie diese Gedanken nicht in einer besondern Schrift weiter ausführen? Das würde vielleicht noch bessere Wirkung thun.“ — Ich versprach's und die Schrift war bald fertig. Sie führte den Titel: Ueber das Verhältniß der kritischen Philosophie zur moralischen, politischen und religiösen Kultur des Menschen. Obwohl mit höchster Mäßigung und Vorsicht abgefaßt, mißfiel die Schrift doch höhern Orts; man betrachtete sie als eine Fortsetzung der verhassten Briefe. Selbst Reinhard war, wie ich hörte, unzufrieden damit, weil er sie für eine Widerlegung

seiner Vorrede hielt, was sie auch im Grunde war, ungeachtet ich weder ihn selbst noch seine Vorrede genannt, sondern bloß im Allgemeinen gesprochen hatte.

Was nun den oberrwähnten Plan betrifft, so bestand er darin, daß die Universität Wittenberg in corpore durch einen freiwilligen Bericht für mich in Dresden intercediren sollte. Die Maaßregel war außerordentlich; man kannte kein früheres Beispiel der Art. Indessen ging sie durch, obwohl nicht ohne Widerspruch, da ich auch in Wittenberg einige Gegner hatte. Der Interzessionsbericht war höchst vortheilhaft für mich; es war alles gesagt, was zu meiner Empfehlung dienen konnte; und da zu jener Zeit gerade einige Pensionen erledigt waren — unter andern eine von Zweihundert Thalern, welche D. Kohnschütter (jetzt geheimer Kabinetsrath in Dresden) genossen hatte, — so bat man auch darum für mich mit dringender Darstellung meines Bedürfnisses und mit besonderer Beziehung auf die oberrwähnten Krankheitsfälle. Eine Pension von 200 Th. hätte mich damals glücklich gemacht; reich wie ein König war' ich mir vorgekommen. Ich erhielt keinen Heller. Doch nein. Reinhard schoß mir 50 Th. vor. Der Kirchenrath schenkte mir ein für allemal ebensoviel, und prolongirte mir zugleich das große Stipendium von 90 St. Voilà tout! (S. Reinhard's 17—20. Brief im Anhange.)

Nest blieb mir nichts anders übrig, als einen Weg ins Ausland zu suchen. Reinhard selbst sah dieß ein. (S. den 20. Brief.) Nun zeigte sich auch bald eine glückliche Aussicht. Ich ward in Rostock, ohne mein Ansuchen, zu einer ordentlichen Professur der Philosophie denominirt. Da aber auch Beck in Halle mit denominirt war und dieser als der beste, selbst von Fichte gerühmte, Ausleger der kritischen Philosophie mehr Ruf hatte, als ich, so ward er mir vorgezogen. Nun wollt' ich nach Dorpat, wohin damat viele Gelehrte aus Deutschland gingen. Dieß widerrieth Reinhard in den stärksten Ausdrücken und wollte mich lieber zum Rektor an der Klosterschule zu Rossleben machen. (S. Dessen 21. Brief.) Ich ließ mir das gefallen, um nur aus meiner peinlichen Lage herauszukommen. Allein es ward nichts daraus, so gut die Sache auch von Reinhard eingeleitet war. (S. Dessen 22. Brief.) Eigentlich war aber der französische General Moreau daran Schuld. Denn seltsam hängen in der Welt die Schicksale der Menschen zusammen. Der Konrektor Wilhelm in Rossleben hatte nämlich seiner Verdienste wegen die nächste Anwartschaft auf das Rektorat. Weil aber in seiner Vaterstadt Augsburg das Direktorat am Gymnasium erledigt war, so wollt' er lieber dorthin gehen, und auf diesen Fall war mir das Rektorat in Rossleben vom

Herrn von Wicleben als Patron der Stelle zugesagt. Nun ging Moreau damals auf Oestreich los und besetzte Augsburg. Deshalb dankte Wilhelm für das dortige Direktorat und blieb in Kossleben. So mußst' ich natürlich zurückstehn.

Es eröffneten sich mir wieder Aussichten theils nach Jena theils nach Freiberg, wo an der Bergakademie eine neue Lehrstelle unter dem Titel einer Professur der schönen Wissenschaften errichtet und diese mir zu Theil werden sollte. Der für mich unermüdlich thätige Reinhard bot alles auf, was in seinen Kräften stand, um mir diese Stelle zu verschaffen. Ich war ganz allein dazu vom geheimen Finanzkollegium in Vorschlag gebracht und auf das Nachdrücklichste empfohlen. Aber es war, als wenn ein böser Dämon über mein Geschick waltete. Es zerschlug sich alles wider Erwarten. (S. Reinhard's 23—31. Brief im Anhange.) Für alle die Herrlichkeiten, die mir im Prospekte gezeigt waren, bekam ich bloß noch einmal das hohe Stipendium von 90 Fl. (S. den 32. Brief.)

Jetzt war ich völlig überzeugt, daß im Vaterlande gar nichts mehr für mich zu hoffen, und daß es sündhaft gewesen wäre, den guten Reinhard noch länger für mich zu bemühen. Du willst nun, dacht' ich, für dich selbst und allein handeln. Viel-

leicht gelingt es so besser. — Und es gelang. Die Stunde der Erlösung hatte geschlagen.

Ich setzte mich auf die ordinäre Post und reiste nach Berlin, ohne alle Empfehlung, ohne alle Anregung von außen, ohne irgend einen bestimmten Anlaß, als meine Verzweiflung am Vaterlande. In Berlin macht' ich Bekanntschaft mit den Männern, die' damat so viel galten und jetzt wegen ihrer Aufklärung meist verschrien sind: Zeller, Böllner, Gedike, Wieser, Nikolai u. A. Sie nahmen mich mit Herzlichkeit auf. Ich bat aber um nichts, und sie versprachen nichts. Ich wollte nur erst eine Bekanntschaft anknüpfen. Es währte jedoch nicht lange, so erhielt ich eine Einladung, wieder nach Berlin zu kommen. Es hatte nämlich der Oberschnlrath Steinbart, der zugleich Professor der Theologie und Philosophie in Frankfurt an der Oder war, seines Alters wegen um einen Gehülfen bei seinem akademischen Lehramte gebeten. Diese Bitte war ihm von dem Herrn von Massow, damaligem Minister des Schul- und Kirchenwesens in Preußen, bewilligt worden. Der Gehülfe sollte als außerordentlicher Professor der Philosophie mit einem vorläufigen Gehalte von hundert und sechzig Thalern angestellt werden, aber nicht bloß philosophische, sondern auch theologische Vorlesungen halten. Als sol-

cher ward ich ihm vorgeschlagen. Er meldete mir dieß selbst und bat mich, nach Berlin zu kommen, wo er sich eben dieser Sache wegen aufhielt. Es war noch kein förmlicher Antrag oder Ruf. Steinbart schrieb bloß, der Minister wollte mich gern persönlich kennen lernen; er war aber ein schlauer Fuchs; er selbst wollte mich erst kennen lernen, eh' er sich in ein Versprechen eintiefe. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatt' er eine Gehaltszulage gesucht und erhalten, jedoch unter der Bedingung, daß er einen akademischen Amtsgehilfen annähme und diesem von jener Zulage 160 Thlr. abgäbe. Er wollte also erst sehen, ob ich der Mann nach seinem Sinne wäre. Einen andern Grund dieser vorläufigen Beschaunung lern' ich erst späterhin kennen, als ich in Frankfurt selbst ankam. Es war eine verwaiste Verwandte im Hause, für die es einen Mann geben konnte, wenn die jungen Leute sich gefielen. Davon ahnet' ich natürlich nichts; und hatt' ich auch Ahnung gehabt, so wär' ich doch gegangen, da ich immer freie Wahl behielt und nur erst aus der trüben Atmosphäre von Wittenberg herauswollte. Ich ließ mir also die Bedingungen, so wenig glänzend sie auch waren, gefallen. Und da Herr von Massow sowohl als Steinbart auf baldigen Antritt des übernommenen Amtes drangen, so versprach ich, nach:

Frankfurt zu kommen, sobald ich meine Angelegenheiten in Wittenberg geordnet hätte.

Diese Sache war so schnell und so geheim betrieben worden, daß (außer Nisch, an den Steinbart geschrieben, um Erkundigung über mich einzuziehen) niemand in Wittenberg und Dresden etwas davon wusste. An Reinhard schrieb ich sogleich, als ich Gewissheit hatte. Er antwortete mit seiner gewohnten Herzlichkeit und Güte, beklagend und beglückwünschend. (S. Dessen 33. Brief.) In Wittenberg war groß Lamento auf der einen und doch auch wieder große Freude auf der andern Seite. Man bedauerte den Verlust, gönnte mir aber das Glück. Die Studenten brachten mir ein glänzendes Abschieds-Vivat; ich aber — trauerte.

Das menschliche Herz ist ein wunderseitsames Ding. Vergnügen und Schmerz, Freude und Traurigkeit liegen einander so nahe, daß oft derselbe Gegenstand, der uns erfreut, uns auch traurig macht, ja daß wir uns oft im Besitz eines lang' ersehnten Gutes doch nicht glücklich fühlen. Was konnte mir erwünschter sein, als diese Anstellung? Ich hatte ja so lange nach einer solchen gerungen. Sie gewährte mir auch einen Triumph über meine Feinde, die durch ihren, am Ende doch vergeblichen, Widerstand nur meine Kraft gespannt und so mir vielleicht



noch mehr genüßt hatten, als meine Freunde. Und doch fühlt' ich mich nicht glücklich! — Wohl hatt' ich in Wittenberg viel erduldet und entbehrt; aber ich hatte auch dort die erfolg- und genussreichste Thätigkeit geübt. Es war die volle Kraft des Jünglings-Mannes, mit der ich wirkte; es war, so zu sagen, die erste inbrünstige Liebe, mit der ich die Wissenschaft lehrend umfing. Selbst daß ich auf der einen Seite den Studirenden näher stand, halb und halb ihres Gleichen war, auf der andern aber zu dem geweihten Priesterchore gehörte, welches die studirende Jugend in das Heiligthum des Musentempels einführen sollte, gab meinem akademischen Leben in Wittenberg einen eigenthümlichen Reiz. So konnt' es anderwärts nicht wiederkommen; das fühlt' ich allzumohl; ja ich sah' es klar ein. Denn ich trat mit dem ein und dreißigsten Jahre in eine mir ganz fremde Welt, wo ich mich erst allmählig zurechtfinden und aufbauen mußte, wo ich außer dem alten Steinbarrt, der mir doch eigentlich selbst noch fremd war, keine lebendige Seele kannte, während ich, als ich von Göttingen nach Wittenberg zurückkehrte, von lauter offenen Freundesarmen umfassen wurde und in dem Hause des D. Klügel, wo ich meinen Wohnsitz aufschlug, eine Familie fand, die mich wie ein Glied derselben behandelte. Darum trauerte meine Seele, als ich diesen schönen Wirkungskreis nach

Ureus Lebensreise.

sieben Jahren wieder verlassen sollte. Es waren freilich Hungerjahre gewesen — gleichsam die sieben magern Rüste in Phraos's Traum — aber der Hunger und mit ihm aller übrige Kummer war vergessen, als ich nun scheiden sollte. Nur das Schöne und Gute, was ich genossen und gewirkt hatte, stand lebendig vor meiner Seele und verschwand nun aus der Wirklichkeit, wie die Sonne nach einem heißen und doch schönen Tage unter dem Horizonte verschwindet. Darum trauerte meine Seele.

Indessen — wenn ich es offen gestehen soll — hatte freilich diese Traurigkeit noch einen andern tiefer liegenden Grund in meinem Herzen. Es war bezaubert. Bevor ich aber von diesem Zauber befreit werden konnte, muß ich noch von meiner literarischen Thätigkeit in Wittenberg einen kurzen Bericht erstatten.

Viel, sehr viel hab' ich in Wittenberg geschriftstelt. Außer den schon früher beiläufig erwähnten Schriften gab ich noch folgende heraus:

1. Versuch einer systematischen Enzyklopädie der Wissenschaften. In 2 Theilen; wozu späterhin noch ein dritter literarischer in mehreren Heften kam. Der erste Verleger betrog mich dabei um eine ganze Auflage, indem er die erste Auflage des ersten Theils doppelt so stark machte, als ausbedungen war. Deswegen nahm ich für den zweiten

Theil einem andern Verleger, und da dieser auch nicht Wort hielt, für den dritten Theil wieder einen andern. Diese Verlags-Zerstückelung hat dem Absatze mehr geschadet, als ich damals aus Unerfahrenheit im Bücherverkehre glaubte.

2. Ueber Herder's Metakritik und deren Einführung in das Publikum durch den Hermes Psychopompos (Wieland's deutscher Merkur). Herder und Wieland wollten bekanntlich die kantische Philosophie bald nach deren Geburt mit einem Schlage vernichten. Ich war aber damals noch ein so enthusiastischer Anbeter der Verfolgten, daß ich für sie in die Schranken trat. Weil jedoch ihre Feinde so stattliche Ritter waren, wagte ich nicht, mit offnem Visir in die Schranken zu treten. Die Schrift erschien daher anonym und ward eben dadurch weniger bekannt.

3. Bruchstücke aus meiner Lebensphilosophie. In zwei Sammlungen. Nikolai verlegte sie und wollte mir dadurch einen Beweis geben, daß er, wiewohl der Sache (nämlich der kritischen Philosophie) Feind, doch der Person Freund sein könne. Der reiche, in einem beinahe fürstlichen Palaste wohnende, Mann honorirte mir aber diese Schrift nur mit vier Thalern für den Bogen. Ein Rezensent, der mir sehr freundschaftliche Briefe schrieb, machte sie hinter meinem Rücken sehr schlecht in einer

Literaturzeitung — ich glaub' es war die, welche damals in Erlangen erschien — und behauptete sogar, der Verfasser würde wohl überhaupt nichts Nützliches leisten. Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, sondern gab vielmehr eine Art von Fortsetzung heraus unter dem Titel:

4. Philosophie der Ehe. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens für beide Geschlechter. (Anonym.) Diese Schrift war eigentlich ein Surrogat der Ehe. Weil ich aus Armuth nicht heirathen konnte, wollt' ich wenigstens über das Heirathen philosophiren. Ich zeichnete also ein Ideal der Ehe. Dieses war freilich rein a priori konstruirt. Denn ich hatte mich bisher in Ansehung des schönen Geschlechts mit der reinen Anschauung begnügt. Die Empiriker in der Liebe, welche das bekannte *Quid juvat adspectus etc.* im Munde zu führen pflegen, werden das freilich nicht glauben wollen, besonders wenn sie hören, daß ich auf drei Universitäten studirt hatte. Allein es ist doch wahr. Indessen gefiel mein so rein a priori konstruirtes Ehe-Ideal. Sogar das Modejournal pries es, und ließ einen ganzen Abschnitt aus der Schrift abdrucken. Ich glaube, er handelte vom Trauringe, worüber ich viel Herzbrechendes gesagt hatte.

5. Briefe über die Wissenschaftslehre. Gegen Fichte, der mich dagegen nach seiner Art

in der Schrift gegen Nikolai beiläufig mit annihilierte, weil dieser meine Lebensphilosophie verlegt hatte.

6. Briefe über den neuesten Idealismus. Gegen Schelling, der mich dagegen in seinem, mit Hegel herausgegebenen, philosophischen Journale auf dieselbe unphilosophische Weise behandelte.

7. Entwurf eines neuen Organons der Philosophie oder Versuch über die Prinzipien der philosophischen Erkenntniß. Diese Schrift ist der Vorläufer meines später herausgegebenen Systems. Die kantische Philosophie genügte mir nicht mehr. Die Grundpfeiler des alten Hauses wankten; ich verließ es also und baute mir ein neues. Man hat mir vorgeworfen, daß ich doch allerlei Materialien aus dem alten mit herübergenommen. Das mag wahr sein, ist aber kein Fehler. Wär' es denn nicht unvernünftig, ein brauchbares Material wegzunwerfen, bloß weil es alt ist? Und habt ihr, die ihr angeblich ganz neue Gebäude aufzuführen wolltet, nicht gar manchen Baustoff aus jenen Palästen entlehnt, die Pythagoras und Plato, Xenophanes und Spinoza, lange vor euch errichtet hatten? Ja, habt ihr nicht sogar aus Jakob Böhme's Lehnstühle manchen Brocken in eure Gebäude herübergetragen? — Ueberhaupt, wenn man von der Summe der Gedanken eines jeden einzelnen Denkers alle die Gedanken abziehen könnte, die von

außen angeregt wurden, wie wenig würden übrig bleiben! Es ist in der Welt nichts lächerlicher als jener Weisheitsdünkel, der alles aus sich selbst gesogen haben, alles nur sich selbst und allein verdanken will. Da müßte ja jeder Einzelne von vorn anfangen, und die Arbeiten der Vorgänger wären rein verloren. Es kann aber der Einzelne immer nur einen geringen Beitrag liefern zu dem geistigen Besitztume, das sich, gleich dem körperlichen, von Geschlecht zu Geschlecht unter mancherlei Umwandlungen vererbt. — Uebrigens vergesse man nicht, daß ich nie eine eigentliche Schule stiften wollte. Ich fürchtete, die Urzeaner möchten noch schlechter werden, als der Urzeus. Die Herrschaft der Schulweisheit geht überhaupt zu Ende, weil die Philosophie ein Gemeingut geworden. Selbst Plato und Aristoteles würden jetzt nicht mehr so herrschen, wie sonst, wenn sie auch wiederauflebten. Darum haben die von Kant, Reinhold, Fichte, Schelling u. A. gestifteten Schulen ihre Urheber nicht überlebt; manche sind sogar noch vor ihren Stiftern zu Grabe gegangen. Und das ist recht gut. Denn die Schulweisheit ist immer ein Beschränktes, dessen Schranken fortwährend durchbrochen werden sollen.

Außer den genannten Schriften hab' ich zwar noch manche andre von kleinerem Umfange und geringerer Bedeutung während dieses Zeitraums meiner

literarischen Thätigkeit drucken lassen. Allein ich übergehe sie mit Stillschweigen. Denn es ist nichts längerweiliger als lange Bücherverzeichnisse. Nur folgende allgemeine Bemerkung sei mir noch erlaubt:

Allerdings waren jene Geistesergengnisse von dem Theil Kinder der Noth. Ich mußte schriftstellen, um leben zu können. Denn openbarlich ein harter französischer Minister zu einem Hütfesuchenden, der auch nicht leben zu müssen, sagen mochte: Je n'ai pas la nécessité, so hat doch jeder Mensch das Recht und selbst die Pflicht zu leben, wann er einmal da ist. Und ich begreife nicht, warum das Leben durch Schriftstellerei minder ehrenvoll sein soll, als das Leben durch Handel und Wandel, durch Staatsdienst oder Hofdienst oder Kriegsdienst. Daß die Kinder der Noth nicht immer die besten sind, ist wahr. Aber die Noth hat oft auch Gutes erzeugt. Sie hat durch ihren scharfen Stachel oft die schlummernde Kraft geweckt und gestärkt.

Es war aber auch keineswegs die bloße Noth, die mich zur Schriftstellerei trieb. Ich fühlte ein dringendes Bedürfniß, mich mitzutheilen, nicht bloß mündlich im engeren, sondern auch schriftlich im weitem Kreise, um mich eben dadurch selbst zu bekehren. Denn das Docendo discimus gilt auch vom Schreiben. Man wird seiner Gedanken nicht eher ganz mächtig, man erkennt einen Gegenstand nicht eher

recht klar und deutlich, als bis man sich darüber mündlich oder schriftlich ausgesprochen. Ich fühle das in diesem Augenblicke an mir selbst bestätigt, indem mein vergangenes Leben noch nie so klar und deutlich vor mein Bewußtsein getreten ist, als während dieser Beschreibung. Darum muß man auch jene Gelehrte nicht so hart tadeln, welche immer wieder neue Compendien schreiben, ohne die Wissenschaft selbst zu vervollkommen. Sie gewinnen doch an eigner Erkenntniß derselben; sie werden ihrer Wissenschaft mächtiger und lernen sie ebendadurch auch besser vortragen. Die Unzahl der Bücher wird freilich dadurch vermehrt; aber unter allen den Uebeln, welche die Welt drücken, ist gewiß die Menge der Bücher eins der kleinern, ungeachtet schon der weise Salomo darüber geklagt hat. Die Welt wird dadurch eben so wenig zu Grunde gehn, als durch die Menge der Blüten, die keine Früchte tragen, oder die Menge der Kinder, die nicht einmal zur Mündigkeit gelangen, geschweige daß sie der Welt irgend einen Dienst leisten sollten. Die Natur liebt einmal den Ueberfluß, damit es nicht am Nöthigen ermangle.

Es kam jedoch noch ein Drittes hinzu, was mich zu einem fruchtbaren Schriftsteller machte. Dieses war — darf ich's wohl ohne Erröthen gestehn? — die Liebe. Doch hier in der Oberwelt wird man



nicht mehr roth, weil die ätherischen Körper kein Blut haben, wenigstens kein rothes. Das Quasi-Blut dieser Körper ist nur eine feine, weiße, äußerst flüchtige Flüssigkeit, ungefähr so, wie sie die Alten ihren Göttern beilegte. Darum sprechen wir auch hier oben von unsern irdischen Schwachheiten, die meistens ihren Sitz in dem fatalen rothen Blute hatten, ohne Rückhalt. Wir lachen und scherzen darüber, als über Dinge, die uns nichts mehr angehn, über die wir so weit erhaben sind, wie die Sterne über die Erde. Daher will ich die Sache meinen irdischen Lesern eben so unbefangenen schriftlich berichten, als ich sie hier einigen meiner himmlischen Freunde, mit denen ich mich zuweilen über frühere Lebensverhältnisse unterhalte, mündlich erzählt habe.

„Ihr wißt, lieben Freunde“ — sagt' ich zu ihnen — „daß jeder Planeten- und also auch „jeder Erdbewohner mancherlei Affekten und Leidenschaften unterworfen ist, und daß daher für jeden „wenigstens einmal in seinem planetarischen Leben „die Stunde schlägt, wo sein Herz von einer stärkern Leidenschaft ergriffen wird. So ging es auch „mir, während meiner irdischen Wanderschaft. Die „Leidenschaft aber, die mich am stärksten ergriff, war „jenes wunderbare, zwischen Wohl- und Wehesein „schwebende Gefühl, woraus seit dem Ursprunge der „Dinge soviel Gutes und Böses entstanden ist, und

„worüber Philosophen und Nichtphilosophen sich bis  
 „heute die Köpfe zerbrochen haben,“ ohn' es je völlig  
 „zu ergründen — ich meine die Liebe. — Es dauerte  
 „jedoch ziemlich lange, bevor es dahin mit mir kam,  
 „nämlich bis zum Anfange des zweiten Vierteljahr-  
 „hunderts meines Erdenlebens. Vorher hatt' ich  
 „wohl so einige Zuneigungen verspürt. Aber sie  
 „waren nur flüchtig. Ich war überhaupt etwas  
 „schüchtern, ja sogar blöde gegen die Weiber. Ich  
 „schaute sie immer nur in einer ehrerbietigen Ent-  
 „fernung an. Kam ich ja Einer etwas näher, so  
 „war es nur bei Spiel und Tanz; und auch da  
 „wagt' ich nicht, Ihr so recht tief ins Auge zu sehn.  
 „Wer kann aber seinem Schicksal entgehn! Das  
 „meinige brachte mich, als ich noch in der Stadt  
 „lebte, die unser Freund Luther so verherrlicht hat,  
 „ohne mein Zuthun in die Nähe eines weiblichen  
 „Wesens, das mir vor allen als liebenswürdig er-  
 „schien, das aber schon viele Verehrer hatte und un-  
 „glücklicher Weise in bürgerlicher Hinsicht weit höher  
 „stand, als ein armseliger Adjunkt der philosophischen  
 „Fakultät in Wittenberg. Durch Rang, Vermögen  
 „und andre Aeufferlichkeiten, welche sonst wohl auch  
 „die Herzen der irdischen Weiber bestechen, war also  
 „meinerseits bei jenem liebenswürdigen Wesen nichts  
 „auszurichten. Selbst die Gestalt — das gewöhn-  
 „liche Fuhrwerk, auf welchem sich die Liebe in die

„Herzen der Menschen schleicht“ — kam mir nicht  
„zu Hülfe. Denn ob ich gleich als Erdbürger kein  
„Monstrum war, sondern, Gott sei Dank! einem  
„Menschen so ziemlich ähnlich sahe, so war ich doch  
„nichts weniger als das, was die dortigen Weiber  
„einen hübschen Jungen oder Mann nennen und  
„woran sie so gern ihre Augen weiden. Indessen  
„wusst' ich schon aus Erfahrung, daß nicht alle  
„Weiber, und gerade die bessern am wenigsten, auf  
„die Gestalt sehen, ja daß eine sehr geistreiche Frau  
„in Frankreich gesagt hatte, die Männer hätten das  
„Privilegium, häßlich zu sein. Mit einem so herr-  
„lichen Privilegium in der Tasche, braucht' ich also  
„nicht an meinem Glücke zu verzweifeln. Ich dürfte  
„nur — dacht' ich — recht beharrlich sein in mei-  
„nem Streben und mich durch keine Schwierigkeit  
„schrecken lassen; ich dürfte mich nur vor Andern  
„auszeichnen, um erst Aufmerksamkeit, dann Werth-  
„schätzung, dann Wohlwollen, und wie die Abstu-  
„fungen des Hinneigens der Gemüther zu einander  
„weiter heißen, zu erregen. Zu dem Ende strebt'  
„ich auch nach literarischem Ruhme; denn ich merkte,  
„daß meine Geliebte Sinn dafür hatte, weil sie  
„manchen gefeierten Schriftstellernamen mit einer Art  
„von Enthusiasmus aussprach. Auch wußt' ich, daß  
„das weibliche Herz, wenn es nur erst zu bewun-  
„dern anfängt, vom Lieben nicht mehr weit entfernt

„ist. Hatte doch Bürger bloß durch seinen Dichterruhm eine Frau gewonnen, ob er gleich hinterher den Gewinn nicht sehr hoch anschlug oder vielmehr bereuete. Das letztere konnt' ich mir nun hier gar nicht als möglich denken. Denn wer hält nicht, wenn er wahrhaft liebt, seine Geliebte für das Ideal aller weiblichen Vortrefflichkeit! Und was das Erstere betrifft, so mußt' ich zwar auf Dichterruhm verzichten; allein ich merkte bald, daß meine Geliebte nicht bloß Dichter bewanderte, sondern auch andre berühmte Gelehrte, wie z. B. Reinhardten, der mir immer als ein Muster der Nachahmung erschienen war. Also eifert' ich ihm nun um so mehr nach. Das Motiv war allerdings, sittlich gewogen, nicht rein. Allein es wirkte doch Gutes; es nöthigte mich auch, nach geselligen Tugenden zu streben, die mir bis dahin, vermöge meiner frühern Erziehungs- und Bildungsweise, ziemlich fremd geblieben waren. Und wie viel Gutes in der Welt geht nicht aus ähnlichen Motiven hervor! Oder wie wenig Gutes würde an den armen Menschenkindern übrig bleiben, wenn man alles böse nennen wollte, was nicht durchaus von sittlichen Triebfedern abhängt! Der Himmel selbst scheint hier den schwachen Sterblichen gleichsam unter die Arme zu greifen, indem er ihre Leidenenschaften als Hülfsantriebe zum Guten benützt.“

Hier hielt ich in meiner Erzählung etwas inne; und einer meiner Freunde, der noch viel Irdisches an sich hatte, meinte, daß auch wohl auf der Oberwelt die Leidenschaften nicht ganz aus dem Spiele blieben. Darüber entstand ein kleiner Streit, der aber, wie sich von selbst versteht, in den Gränzen der höchsten Mäßigung blieb. Ein andrer Freund leugnete nämlich jene Behauptung gänzlich; ein dritter aber, der gleichsam als Vermittler zwischen jenen beiden auftrat, meinte, frei von allen Leidenschaften könnte man die Himmelsbewohner wohl nicht nennen; aber diese Leidenschaften wären von ganz andrer Art, viel edler und reiner als die irdischen. Nachdem hierüber eine Weile hin und her gesprochen worden und es schien, als wenn man sich sobald noch nicht einigen würde, sagte der, welcher mich zuerst unterbrochen und von seiner irdischen Natur auch noch ein wenig Ungeduld beibehalten hatte: „laßt uns doch diesen Gegenstand ein andermal vollends durchsprechen! Jetzt mag uns unser Freund seine Geschichte anserzählen.“ — Die Andern stimmten bei, und darum fuhr ich in folgender Art fort.

„Ihr werdet hoffentlich nicht erwarten, lieben Freunde, daß ich euch eine förmliche Liebesgeschichte erzähle. Solcher Geschichten habt ihr ja genug auf der Erde gehört und gelesen. Und da sie sich alle so ziemlich ähnlich sehn, so will ich euch nicht

„mit der mehnigen Längweilen. : Also kurz und gut,  
„ich ward glücklich, überglücklich. Alles Herzeleid,  
„was mir fortan sonst begegnen mochte, verlor dar-  
„über seinen Stachel. Das Schicksal war hierin  
„gütiger gegen mich; als die Menschen. Es gab  
„mir Ersatz für alle Entbehrungen und Leiden; es  
„träufelte gleichsam einen schmerzstillenden Balsam  
„in alle die Wunden, die mir feindselige Menschen  
„schlugen. — Nun könnt ihr aber wohl denken,  
„daß mir ebendarum der Abschied von Wittenberg  
„um so schwerer werden mußte. Ich weinte wie ein  
„Kind, das von der Mutterbrust gerissen wird, be-  
„vor es seinen Durst gestillt, und kam erst auf der  
„nächsten Station wieder etwas ins Gleichgewicht.“

„Aber“ — fiel hier wieder der noch etwas  
ungeduldige Himmelsfreund ein — „warum nimmst  
„du denn deine Geliebte nicht mit?“ — Da  
sahen mich die Andern alle neugierig an. Ich aber  
versetzte: „Lieben Freunde, warum drängt ihr mich  
„so? Es ging nun einmal nicht. Ich hätte sie  
„entführen müssen; und das Entführen war mir im-  
„mer zuwider. Es schien mir so gemein, mit einem  
„Weibe durchzugehen, wie das unbändige Roß mit  
„dem Reiter. Darum wollt' ich lieber warten, bis  
„sich ein paar schwache Augen zuthäten, die meinen  
„Wünschen entgegen waren. Aber diese Augen blie-  
„ben noch lange offen. Mittlerweile veränderten sich

„die Lebensverhältnisse gewaltig. Und ihr wißt wohl,  
„alles irdische Feuer ist von der Art, daß es schwä-  
„cher und schwächer lodert, wenn es nicht immer-  
„fort neuen Nahrungsstoff erhält. Nun erlosch zwar  
„das meinige nicht ganz; aber es veränderte gleich-  
„sam seine Natur; es ward — doch wozu soll ich  
„mit euch in irdischen Bildern reden? Ihr merkt  
„ja wohl von selbst, daß sich die Liebe in Freunds-  
„schaft verwandelte.“

Als ich dieß gesagt, verließen mich die himm-  
lischen Freunde. Ich aber will jetzt meinen irdischen  
Lesern weiter berichten, wie es mir auf der folgenden  
Station erging.

1000

1001

1002

1003

1004

1005

1006

1007

1008

---

## Fünfte Station.

# Die preussischen Dienstjahre. 1801—1809.

---

Terret ubique aquila.

*Anonym.*

Als ich in Frankfurt an der Oder ankam, war eben Messe. Diese Messe war damals noch bedeutend, weil die Handelswelt sich noch mit größerer Freiheit bewegte. Mir war das etwas Neues; denn ich war noch auf keiner Leipziger Messe gewesen, so nahe mir auch Leipzig vorher war. Wiewohl ich nun nicht des Handels wegen nach Frankfurt kam, so war doch jener ins Große gehende und durch eine bedeutende Stromschiffahrt belebte Verkehr, zum ersten Male wahrgenommen, für mich sehr anziehend. Es gab mir auch eine heilsame Zerstreuung, da ich mit einem sehr gepressten Herzen nach Frankfurt kam. Meine Gefühle erlitten dadurch eine Art von Diversion. Ebendies bewirkten eine Menge von neuen Bekannt-



schaften, die ich theils mit meinen Kollegen, theils mit andern ausgezeichneten Personen der Stadt schon der Höflichkeit wegen als ankommender Fremdling machen musste.

Unter andern spielte das Militär in Frankfurt eine bedeutende Rolle. Es lag ein ganzes Regiment in der Stadt, dessen Chef der Generalmajor von Zenge war, ein Kriegermann aus des alten Friedrich's Schule, der noch den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht und sich während desselben bei verschiedenen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte. Er hatte eine zahlreiche Familie und machte das erste (vielleicht auch das beste) Haus in der Stadt. Ich ward hier bald zu einem Balle eingeladen, wo ich auf einmal die ganze vornehme und schöne Welt von Frankfurt in ihrem Glanze versammelt fand. Indessen war mein Herz noch zu befangen, als daß irgend ein Gegenstand hätte einen besondern Eindruck auf mich machen sollen. Ich tanzte nicht einmal, so sehr ich auch sonst den Tanz liebte. Ich setzte mich an den Spieltisch und verlor mein Geld. Denn es ward hoch gespielt und ich spielte ebenso unachtsam als unglücklich. Dieß war mir eine heilsame Warnung; denn als ich mich nun auch in die sogenannte Militär-Ressource, an der aber auch viele Zivilisten theilnahmen und wo ebenfalls stark gespielt wurde, aufnehmen ließ, mied ich das Spiel gänzlich und be-

gnügte mich an der allgemeinen Unterhaltung oder nahm am Tanze Theil, wenn, was öfter geschah, hier oder anderwärts getanzt wurde. Es war übrigens das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit Personen vom Kriegsstande in nähere Berührung kam. Früher hatt' ich den Umgang mit denselben aus einer Art von Abneigung vermieden; die Anmaßungen, deren sich zu jeder Zeit viele Offiziere schuldig machten, schreckten mich zurück. In Frankfurt aber war der Umgang mit ihnen unvermeidlich; wenn man sich nicht ganz von der größern Gesellschaft ausschließen wollte; und da der Regiments-Chef den übrigen Offizieren mit einem guten Beispiele voranging, so war jener Umgang nicht unangenehm.

Was die Universität betraf, so gehörte sie nicht zu den größern und blühendern. Es befanden sich nur zwischen drei- und vierhundert Studenten dort, worunter viele Polen. Auch waren sie nicht so fleißig und so gut durch Schulstudien vorbereitet, als die zu Wittenberg. Unter den Lehrern gab es einige recht tüchtige Männer, aber wenige von ausgebreitetem Rufe. Steinbart, Elsner, Muzel, Madihn, Reitemier, Meister, Otto, Behrends, Wünsch, Schneider, Hut unter den ältern, Hüllmann und Merkel unter den jüngern, waren die bedeutendern. Da ich mit Steinbart in die erste und genaueste Verbindung kam, so will ich von diesem Manne etwas mehr sagen.

Steinbart war gleichsam der Repräsentant der ganzen lutherisch-theologischen Fakultät in Frankfurt. Denn da die Universität ursprünglich der reformirten Kirche zugewandt war, so waren erst späterhin für die Studirenden, welche sich dem Dienste der lutherischen Kirche widmen wollten, außerordentlicher Weise einzelne Lehrer der lutherischen Theologie angestellt worden. Ein solcher war Steinbart. Neben ihm stand zwar noch ein Lehrer dieser Art; Namens Hermann; dieser war jedoch so unbedeutend, daß er gar nicht in Betrachtung kam. Steinbart war aber auch ordentlicher Professor der Philosophie und als solcher hatt' er auch Sitz und Stimme im akademischen Senate, da bei den übrigen Fakultäten auf den Unterschied des Religionsbekenntnisses gar nicht mehr gesehen wurde. Als Theolog huldigte er dem jetzt sogenannten Rationalismus, ob dem ausschließlichen, den man auch Naturalismus nennt, oder demjenigen, der mit dem Supernaturalismus eine Art von Abkommen trifft, hab' ich nie erfahren können; denn der Mann äußerte sich aus Klugheit über solche Dinge nicht. Als Philosoph war er dem Empirismus und Eudämonismus ergeben, und zwar letzterem nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch; denn sein Wohlbefinden ging ihm über alles. Sonst aber war er sehr duldzaam, gefällig, freundlich, auch angenehm im geselligen Um-

gange. Bevor ich nach Frankfurt kam, hatt' er auch zuweilen gepredigt; man erzählte mir aber von seinen Predigten manches Sonderbare. So sollt' er in einer Predigt über die Vaterlandsiebe unter andern gesagt haben, man müsse den preussischen Staat auch darum lieben, weil man sein Geld in der Bank so sicher unterbringen könne. Uebrigens war er zugleich Oberaufseher des Waisenhauses in Jülichau, das eigentlich eine Stiftung seiner Familie war, weshalb er auch oft Reisen dahin machte. Sein Wirkungskreis war daher ziemlich umfassend; und da er im höhern Alter einige Erleichterung suchte, so hatt' er ebendeswegen mich zu seinem akademischen Amtsgelhilfen angenommen.

Als ich nun bei ihm anlangte, nahm er mich äußerst freundlich auf. Er bot mir gleich Wohnung in seinem Hause und Kost an seinem Tische an, jedoch unter der Bedingung, daß ich dafür auf den Gehalt von 160 Thl., den er an mich von der erhaltenen Zulage abzugeben hatte, verzichten sollte. Mein guter Genius flüsterte mir aber zu, daß ich diese Bedingung nicht eingehen möchte; sie hätte mich in zu große Abhängigkeit versetzt, ja vielleicht mir meine ganze Freiheit geraubt. Ich dankte also höflichst für seine Güte, bat mir das Geld aus, und nahm bloß die Wohnung für einen bestimmten Miethzins an, da ich eben keine bessere wußte, vertauschte

sie aber bald mit einer andern, die mir mehr behagte und mir einen freieren Spielraum gewährte. Auf die erwähnte Verwandte im Hause reflektirt' ich nicht, da sie mir nicht gefiel. Sie war zwar gar nicht häßlich und unfreundlich, hatte aber zu große und zu stark hervortretende, sogenannte Glos-Augen, die ich nie habe leiden können, weil sie dem Gesicht ein geistloses Ansehn geben. Auch starb sie bald nachher. Wegen der Amtsarbeiten kamen wir dahin überein, daß ich in theologischer Hinsicht die exegetischen Vorlesungen ausschließlich und die Kandidaten-Prüfungen mit Steinbart gemeinschaftlich übernehmen, in philosophischer Hinsicht aber die Logik mit ihm wechselsweise und die übrigen philosophischen Wissenschaften ausschließlich vortragen sollte.

Es war dieß allerdings eine seltsame Verabredung, die keinen Bestand haben konnte. Ich sah das voraus, wollte aber nicht sogleich mit der Thür' ins Haus fallen und alle Anträge ablehnen. Auch sah' ich erst später den wahren Grund dieser Anträge ein. Die Exegese war Steinbart's schwache Seite; darum sucht' er sich die Vorträge darüber ganz vom Halse zu schaffen. Ich hatte zwar noch gar keine exegetischen Vorlesungen gehalten, mich aber doch früher viel mit Exegese beschäftigt. Ich fand mich also bald wieder hinein und trieb die Sache mit Eifer, da sie sich mir jetzt wieder durch den Reiz

der Neuheit empfahl. Ich las daher auch, außer der eigentlichen Exegese, noch Einleitung ins neue Testament. Die Logik aber wollte Steinbart darum wechselsweise mit mir vortragen, weil sie vermöge eines alten akademischen Vorurtheils unter allen philosophischen Wissenschaften am meisten gehört wird und in Frankfurt sogar vorschristmäßig gehört werden musste. Jeder Studirende, der sich examiniren ließ, brauchte ein Zeugniß, daß er wenigstens Logik gehört habe. Nach den übrigen philosophischen Wissenschaften wurde nicht gefragt. Steinbart berechnete also, daß er sich durch wechselsweisen Vortrag der Logik mindestens die Hälfte des Honorars für diese Vorlesung erhalten würde. Allein der sonst so kluge Mann verrechnete sich hier doch. Als er die Logik vortrug, fanden sich nur wenige Zuhörer ein. Man wollte sie lieber beim neuen als beim alten Lehrer hören. Das machte ihn verdrüsslich.

Er ließ sich nun ein in meinen Vorlesungen nachgeschriebnes Heft von einem Studenten geben. Darin mochte er, wie es mit solchen Heften nicht selten der Fall ist, allerlei auffallende Sätze gefunden haben. Er nahm sich daher die Freiheit, mich darüber zur Rede zu stellen. Ich sagte ihm, daß ich theils diese Sätze nicht so ausgesprochen hätte, theils aber auch beim Vortrage der Philosophie nur meiner Uebersetzung folgen, mithin nicht danach fragen könnte,

ob Andern die Sätze falsch schienen. Das machte ihn noch verdrüsslicher.

Endlich muthet' er mir sogar zu, daß ich, wenn er nach Züllichau reiste, seine Vorlesungen während seiner Abwesenheit fortsetzen sollte. Als ich ihm voll Bewunderung sagte, daß ich die Möglichkeit einer solchen Fortsetzung nicht begriffe; weil man ja in die Wissenschaft eingeweiht sein müsse, die man vorzutragen wolle, antwortet' er ganz naiv: „Ich gebe Ihnen meine Hefte; da steht alles drin, was Sie den jungen Leuten vorzutragen haben.“ — Ich erwiederte troßig, daß ich nicht gewohnt sei, dergleichen Hefte abzulesen, am wenigsten fremde; er möchte dieß Geschäft lieber dem Famulus übertragen. (Man hatte mir nämlich gesagt, daß dieß schon früher geschehen sei.) Da verließ ihn sein gewöhnlicher Gleichmuth. Er sagte mir gerade heraus, ich sei bloß zu seiner Unterstützung nach Frankfurt bernfen; und wenn ich das nicht wollte; so werd' er mir auch nicht den ausbedungenen Gehalt zahlen.

Daß ich mir in solch einem Verhältnisse nicht gefallen konnte, war natürlich. Auch misfiel mir das strengere Regierungswesen, das ich im Preussischen wahrzunehmen glaubte, weil ich nicht daran gewöhnt war. Selbst das überall sichtbare Emblem des preussischen Adlers schien mir etwas Schreckbares an sich zu haben, wenn ich es mit der sächsischen Krone ver-

glich und dabei an Ovid's *acuentes lumina rutas* und an die übrigen Eigenschaften dachte, welche ein obskurer lateinischer Dichter (*Macer de viribus herbarum*) der Raute beilegt, indem er sagt:

*Utilis est valde stomacho, si saepe bibatur;  
Obstat pota mero, vel cruda comesta venenis.*

Alles das erweckte in mir eine Art von Heimweh. Nun wurde mir um jene Zeit von Wittenberg gemeldet, daß Meerheim, der Professor der Dichtkunst, gestorben sei, und zugleich der Wunsch geäußert, daß ich bei der dortigen Universität, die das Recht des Vorschlags zu erledigten Lehrstellen (*jus denominandi*) hatte, um die Denominazion anhalten möchte; ich würde dann auf jeden Fall mit denominirt werden; man könnte nicht wissen, ob meine Freunde in Dresden es nicht durchsetzen möchten, daß ich dort erwählt würde, da die Professur der Dichtkunst in theologischer Hinsicht so unschuldig wäre; nebenbei könnt' ich ja doch auch philosophische Vorlesungen halten u. s. w.

Das fuhr mir wie ein Bliß durch die Seele. Ich schrieb sogleich deshalb an Reinhard. Da ich mich eben mit Herausgabe meiner *Enzyklopädie der schönen Künste* beschäftigte, so schickte ich ihm die Aushängebogen mit; und da ich wußte, daß der \*\*\* ein Freund und Beschützer der schönen Künste war, so legte ich den Entwurf einer Dedikazion an



den \*\*\* bei, die ich dem Werke vordrucken lassen wollte. Ueber meine Lage in Frankfurt aber erklärt ich mich nur mit halben Worten; ich schämte mich, Reinhard schon wieder mit einem Klageliede zu behelligen. Ich fragte nur an, ob ich mich sollte mit denominiren lassen, was für ein Erfolg etwa zu hoffen sei, ob er die Dedikazion billige, u. s. w. Reinhard genehmigte alles. (S. Dessen 34. Brief im Anhange.)

Nun wandt' ich mich nach Wittenberg und bat um die Denominazion. Da der dortige Professor der Dichtkunst von Amts wegen alle hohe Feste ein lateinisches Gedicht machen mußte — wobei der verstorbene Meerheim gewöhnlich bloß einen Psalm oder ein andres poetisches Stück des alten Testaments übersehte, wenn es auch auf das Fest nur wie die Faust auf's Auge paßte — so wollt' ich zeigen, daß ich nicht bloß lateinische Verse machen, sondern auch den Stoff dazu selbst erfinden könnte. Ich legte also eine lateinische Elegie bei, welche die Sehnsucht nach dem Vaterlande aussprach und dabei mit dem Adler (*terret ubique aquila etc.*) und mit der Raute (*ruta magis mihi ridet etc.*) spielte. Das Ding gefiel und ich ward denominirt. Reinhard machte mir starke Hoffnungen, ungeachtet ich die Dedikazion meiner Kunst = Enzyklopädie an den \*\*\*, um nicht in Berlin Anstoß zu erregen, unterlassen

hatte. Ich hatte aber um diese Zeit auch eine andre Schrift theologischen Inhalts (Der Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre) herausgegeben. Diese gefiel Kleinhardten ungemein. Er sah darin eine Vertheidigung seiner bekannten Bußtagspredigt über diesen Gegenstand, um welcher willen er so heftig war angegriffen worden. Ja er meinte, ich könnte, nachdem ich „ein so treffliches theologisches specimen“ abgelegt, wohl noch „Professor theologiae“ in Sachsen werden. (S. Dessen 35—37. Brief im Anhange.) Allein seine Bemühungen waren auch diesmal vergeblich. Klosssch erhielt die poetische Professur. Meine Elegie war umsonst gedichtet. Ich hatte nun Stoff zu einer neuen. Indessen kam es nicht zum Durchbruche. Mein Schicksal hatte sich schon zum Bessern gewendet, bevor ich noch von Kleinhardten die letzte entscheidende Antwort erhielt.

Da ich nämlich einsah, daß mein Verhältniß zu Steinbarten nicht besser, sondern nur schlimmer werden konnte, so lang' ich sein Amtsgehilfe blieb, und da er mir sogar mit Vorenthaltung meines Gehalts gedroht hatte: so schrieb ich gleich nach dieser Drohung, bevor ich noch etwas von der Vakanz in Wittenberg vernahm, an den Minister von Massow, stellte ihm die Lage der Sache ganz offen dar, und bat, daß er meine Verbindung mit Stein-

barten aufheben, mich als selbständigen Lehrer der Philosophie in Frankfurt anstellen, und mir auch meinen Gehalt aus der königlichen Kasse auszahlen lassen möchte. Dagegen versprach ich, die exegetischen Vorlesungen und die Prüfungen der lutherisch-theologischen Kandidaten wie bisher zu übernehmen. Herr von Massow war ein verständiger, edler, und billig denkender Mann, wiewohl man ihn als Minister nicht für kräftig und umsichtig genug hielt; weshalb er auch später den Abschied bekam. Er sah das Heikliche meiner Lage wohl ein und schrieb deshalb an Steinbart. Dieser sperrte sich anfangs. Nun kam aber die Denominazion in Wittenberg. Der Minister hörte davon. Er drang in Steinbart, und dieser willigte endlich ein. Mein Wunsch ward also erfüllt; ja ich bekam noch eine Zulage von hundert Thälern. Mit Steinbarten selbst söhnt' ich mich bald aus; denn er hatte kein nachtragendes Gemüth; er gestand sogar einem seiner vertrauteren Kollegen, der auch mein Freund war und die Rolle des Vermittlers übernahm, daß ich mich in der beim Minister eingereichten Bittschrift mit großer Mäßigung über ihn erklärt hätte. Wir wurden daher so gute Freunde, als Männer so verschiednen Alters und so verschiedner Denkart es nur werden können.

Von der Zeit an ging es mir in Frankfurt recht wohl. Durch Vorlesungen, welche dort besser als in

Wittenberg bezahlt wurden, und durch Schriftstellerei, die jetzt mehr als früher einbrachte, weil die Verleger nun besser honorirten, gewann ich mein anständiges Auskommen. Nur häuslich fühlte ich mich unbefriedigt. Das vereinzelte Mannsleben, die Junggesellen-Wirthschaft behagte mir je länger je weniger. Anfangs warf ich meine Augen auf eine schöne Jüdin, die aber bald darauf starb. Nun hatte ich im Hause des oberwähnten Generals nach und nach mehr Zutritt gefunden. Hausvater und Hausmutter schienen mir höchst ehrwürdig, die Töchter, deren nicht weniger denn sieben waren von 22 bis zu 2 Jahren, sehr liebenswürdig. Es war ein musikalisches Haus; daher wurden zuweilen kleine Konzerte gegeben, an denen ich mitspielend theilnahm. Die älteren Töchter sah ich auch oft bei einem Prediger, Namens Ahlmann, der sie unterrichtet hatte und mein vertrauter Freund war. Was Wunder, daß unter diesen Umständen eine neue Zuneigung aufkeimte! Die älteste Tochter gefiel mir vornehmlich wegen ihrer sanften Gemüthsart (womit ich aber keineswegs gesagt haben will, daß die übrigen weniger sanft gewesen wären — man entdeckt nur nicht alles sogleich, weil man oft blind ist). Ich glaubte auch zu bemerken, daß ich jener nicht gleichgültig wäre. Ich bot ihr daher die Hand und sie nahm sie an. So knüpfte sich ein ehelicher Bund, dessen Frucht sechs Kinder gewesen, wovon noch vier (drei Söhne und eine Tochter) am Leben sind. Mehr

davon zu sagen, verbietet mir die Bescheidenheit meiner Gattin, die noch unter den Sterblichen wandelt, während ich hier oben sitze und mein irdisches Leben beschreibe.

Nachdem der Bräutigamsstand, der etwas lange dauerte, weil meine Braut erst ihre Stelle im Fräuleinstifte Lindow bei Ruppin zu veräußern hatte und sich nicht gleich eine passende Gelegenheit dazu fand — und der Polteraabend, der unter mancherlei Scherzen schnell verflog — und die Hochzeit, die sehr glänzend, aber darum nicht vergnüglicher war — und die Flitterwochen, von denen man eben so wenig als aus der Schule schwätzen soll; da sie selbst eine Schule für die angehenden Ehegatten sind, oder auch eine Probezeit, wo die Neuerwählten gleich den Schnecken ihre Fühlhörner gegen einander ausstrecken, um zu erkunden, was sie denn eigentlich an einander haben und wie sich wohl ihr künftiges Geschick gestalten werde — nachdem, sag' ich, alle diese Dinge glücklich vorüber waren, und nachdem endlich auch der erste Sproßling dieser Ehe sich zu gebürlicher Zeit in der Welt der Erscheinungen eingefunden hatte: so bekam ich auf einmal einen doppelten Ruf ins Ausland nach ganz entgegengesetzten Richtungen. Der eine Ruf kam von Greifswalde, wo ich Professor der Philosophie an der Universität, der andre von Fulda, wo ich ebendasselbe

an dem unter der neuen oranischen Herrschaft zu errichtenden akademischen Gymnasium werden sollte. Die Bedingungen waren auf beiden Seiten vortheilhaft und hielten sich so ziemlich das Gleichgewicht. Ich stand also wieder zwischen den beiden berühmten Heubündeln. Ich meldete indeß die Sache dem Minister von Massow mit dem Beifügen, daß ich gegen eine angemessene Entschädigung auch wohl im preussischen Staate bleiben könnte. Denn ich hatte mich jetzt schon an manches im preussischen Dienste gewöhnt, was mir anfangs nicht behagte.

Nun traf es sich, daß um dieselbe Zeit auch Kant gestorben war und man nicht wußte, wie man diese Stelle wieder besetzen sollte. Die Universität in Königsberg hatte zwar sonst auch das Vorschlagsrecht; sie hatte aber dießmal keinen Gebrauch davon gemacht, sondern dem Ministerium eine ganz freie Wahl überlassen. Da trug mir nun Massow diese Stelle, die ursprünglich schlecht besoldet war, mit einer bedeutenden Gehaltserhöhung an. Ich besann mich nicht lange, sondern sagte sogleich zu. Allerdings hatte auch die Eitelkeit ihren Antheil an diesem schnellen Entschlusse. Ich fand etwas Schmeichelhaftes in der Idee, eines solchen Mannes Nachfolger zu werden. Das wird, dachte ich, deinen Ruhm erhöhen. Auch betrog ich mich nicht in dieser Voraussetzung. Denn kaum hatte der hambur-

ger Korrespondent meine Ernennung zu dieser Stelle bekannt gemacht, als ich zwei Schreiben aus Italien von gelehrten Gesellschaften erhielt, die mich als auswärtiges Ehrenmitglied in ihren Schooß aufnehmen wollten. Nun verdroß es mich wieder, daß ich diese Ehre eigentlich nicht meinem eignen Namen, sondern dem meines Vorgängers verdankte. Ich war daher so unartig, gar nicht zu antworten, und habe auch nie von jener Mitgliedschaft Gebrauch gemacht. So fällt der Mensch mit sich selbst in Widerspruch, wenn er eiteln Antrieben ungebührliches Gehör giebt.

Vor meinem Abgange von Frankfurt begegnete mir noch einiges Widerwärtige. Ich verlor meinen besten dortigen Freund, den Prediger Ahlemann, durch den Tod. Nie hat mich ein Sterbefall so erschüttert, selbst der meiner Eltern nicht, so sehr ich dieselben liebte. Diese starben allmählig hin, theils an Krankheit, theils an Altersschwäche, und ich war bei ihrem Tode nicht gegenwärtig. Aber jener Freund starb in seinen besten Jahren an einem hitzigen Fieber unter den schrecklichsten Konvulsionen und vor meinen Augen. Noch nie hatt' ich den Tod in solcher Nähe und in so furchtbarer Gestalt gesehn. Dazu kam eine herzerreißende Familienszene. Schlaf und Esslust verging mir. Es fehlte nicht viel, daß ich selbst krank wurde. Da der Mann ein beliebter Prediger war, so gab ich zum Besten der Hinterlassenen eine

Sammlung seiner Predigten heraus. Sie gefielen aber weniger im Drucke, als auf der Kanzel. Die lebendige Stimme, die herzliche Ansprache, die verehrte Gestalt fehlte — Dinge, die oft noch mehr Einfluß auf die Wirksamkeit einer Rede haben, als der innere Gehalt.

Einen ähnlichen Verlust bereitete mir Merkel's Abgang von Frankfurt, wo er einige Zeit ästhetische Vorlesungen gehalten hatte. Dieser Mann war freilich eine ganz andre Natur, als jener Prediger. Auch hatt' er sich durch seinen stacheligen Wiß und seine kritische Bitterkeit viel Feinde zugezogen. Ja wir selbst geriethen oft hart an einander, theils über wissenschaftliche und Kunstgegenstände, von denen wir sehr verschiedene Ansichten hatten, theils über das Schach, das wir, so leidenschaftlos es an sich ist, doch mit einer Art von Leidenschaft spielten. Indessen versöhnten wir uns immer bald wieder; und ich fühlte wirklich seinen Abgang schmerzlich, da er eine Zeit lang mein Haus- und Tischgenosse gewesen und sein Umgang sehr unterhaltend war.

Ein dritter Unfall, der mir begegnete, war eine Krankheit, die ich mir wieder durch Uebermaaß literarischer Thätigkeit zugezogen hatte. Denn ich hatte in den vier Jahren, die ich in Frankfurt verlebte, außer den vorhin erwähnten Schriften auch noch meine Grundlehre oder Fundamentalphilosophie,



als den ersten Haupttheil meines philosophischen Systems, und mehrere kleine Schriften ausgearbeitet, unter welchen sich auch eine satyrische (Distichen) befand, die der Verleger nachher in die Ober versenkte, weil sie Ausfälle auf Napoleon enthielt, und der Verleger Palm's Schicksal fürchtete. Wozu die Fluß-Götter und Göttinnen sie verbraucht haben, ob zu Fribus oder Haarwickeln oder sonst etwas, weiß ich nicht; nur soviel weiß ich, daß der Schaden nicht groß war. Jene Krankheit aber war der in Wittenberg ähnlich, obwohl minder gefährlich. In dessen nöthigte sie mich, meinen Abgang nach Königsberg bis in den Spätherbst des Jahres 1805 zu verschieben. Dieser Abgang war zwar ebenfalls schmerzlich, da ich mit den Meinigen die verehrte und geliebte Familie verlassen mußte, aus welcher meine Frau stammte. Allein da ich nun schon an das Auswandern mehr gewöhnt war und jetzt Frau und Kind nebst einer mir sehr theuren Schwägerin mitnahm: so milderte dieß den Schmerz, und ich verließ Frankfurt als eine Art von Zwischenstation, auf der ich nur etwas ausgeruht hatte, um einem größern Wirkungskreis entgegen zu gehn, zu welchem mir mein alter Freund und Gönner in Dresden herzlich Glück wünschte. (S. Reinhard's 38. und 39. Brief im Anhange.)

Ich hatte jedoch kaum die Hälfte des Weges,  
Arceus Lebensreise.

auf dem ich mich in einer rauhen Jahreszeit dem Norden immer mehr näherte, zurückgelegt, als ich wieder einen gefährlichen Rückfall bekam. Zum Glück befand ich mich in einem befreundeten Hause, wo es mir nicht an Pflege und Bequemlichkeit fehlte. Hätte mich dieser Rückfall auf der Straße oder in einem der elenden pommerschen Wirthshäuser betroffen, so war ich ein Kind des Todes. Eines jener Wirthshäuser gewährte mir aber doch einen hohen Genuß. Indem ich zur Hinterthür hinaus gehen will, um frische Luft zu schöpfen, seh' ich die Ostsee vor mir ausgebreitet liegen und einige Dreimaster mit vollen Segeln dahineilen. Dieser Anblick war mir so neu, so groß und so überraschend, daß ich lange wie eingewurzelt stehen blieb und mich gar nicht satt sehen konnte. Späterhin hab' ich bei Danzig und bei Königsberg wohl denselben Anblick wieder genossen, auch mich selbst in die Fluthen des Meeres gestürzt; aber der erste Eindruck bleibt doch immer der stärkste. Ich kann daher das kleine und schlechte pommersche Wirthshaus, das mit der erhabnen Naturszene dahinter einen so gewaltigen Kontrast bildete, noch immer nicht vergessen, ungeachtet ich hier oben Naturszenen wahrgenommen habe, wogegen die Erde mit allen ihren Herrlichkeiten wie ein Nichts verschwindet.

In Königsberg selbst angelangt, gewahrt' ich

wieder ein andres Schauspiel, die große Handelswelt. Denn Königsberg war zu jener Zeit noch ein sehr blühender Handelsort, voll Regsamkeit und Geschäftigkeit. Es kamen und gingen noch eine Menge von brittischen und andern Schiffen. Es war noch kein kaiserlich-französischer Handelsagent angekommen, der sich mit den tröstlichen Worten ankündigte: Je viens pour paralyser votre commerce! (nämlich avec les Anglais). — Ich war an eins der ersten Handelshäuser empfohlen, das Haus Jakobi und Söhne, und ward von ihm mit jener großartigen Dienstwilligkeit und Gastfreundlichkeit aufgenommen, die ein Vorzug solcher Häuser zu sein pflegt.

Die Universität war dagegen nicht so bedeutend. Sie verlor sich gleichsam in der Größe des Orts und zählte weder viel Studirende noch viel berühmte Lehrer. Hasse, Wald, Reidenitz, Heidemann, Elsner, Reusch, Pörschke, Lehmann waren damals die namhaftesten. Allein der bedeutendste unter ihnen war Krause, ein kleines vertrocknetes Männchen, mit schielendem, aber dennoch geistvollem Blicke. Er war gleichsam ein zweiter Kant in seiner Art, obwohl auswärts nicht so berühmt wie dieser. Kant war Professor der spekulativen Philosophie gewesen; Krause hingegen war Professor der praktischen Philosophie. Sonach ward ich, als Nach-

folger des Ersten, der Spezialkollege des Zweiten, und er empfing mich als solchen mit vieler Herzlichkeit. In der Philosophie hatt' er jedoch ganz andre Ansichten als Kant; und dieser Umstand hatte beide Männer, die früher Freunde waren, späterhin, als die kantische Philosophie herrschend zu werden anfang, einander entfremdet. Krause neigte sich nämlich zum Skeptizismus und hielt die kantische Philosophie für ein unhaltbares Mittel Ding zwischen Dogmatismus und Skeptizismus. Indessen war Krause's eigentliche Stärke nicht die Philosophie, sondern viel mehr die Kameralwissenschaft in ihrem ganzen Umfange. Hier hatte er die Ideen Adam Smith's über die Natur und die Gründe des Nationalreichtums nicht bloß sich angeeignet, sondern auch selbst thätig verarbeitet, ausgebildet und vervollkommen. Seine kameralistischen Vorlesungen wurden daher weit mehr besucht, als die philosophischen, und die Grundsätze, welche er dort vortrug, gingen durch seine Schüler als nachherige Staatsbeamte selbst ins Leben über. Dabei hatte aber der Mann die sonderbare Grille, nichts schreiben zu wollen, weshalb sein Ruhm sich bei seinen Lebzeiten nicht verbreiten konnte. Erst nach seinem Tode gab der Kammerpräsident von Auerswald, sein Schüler und Freund, der damals auch Kurator der Universität war, Krause's

Schriften nach dessen hinterlassenen Papiereu heraus.  
Seit der Zeit ward sein Name auch im Auslande  
mit Ehren genähnt.

Da nun Krause's philosophische Vorlesungen  
weniger besucht wurden, als die kantischen, so thaten  
mir auch jene keinen Abbruch; und als Krause  
nach einiger Zeit starb, wurde mir auch dessen prak-  
tisch-philosophische Professur mit einer Gehaltszulage  
von 200 Thl. übertragen; seine Stelle aber ward in  
eine Professur der Kameralwissenschaften verwandelt,  
worauf es der dortigen Universität noch fehlte. Unter  
den übrigen Lehrern beschäftigte sich Keiner auf eine  
so ausgezeichnete Weise mit Philosophie, daß er die  
studirende Jugend stark angezogen hätte. Selbst  
Pörschke vermochte dieß nicht, ob er gleich sooft  
ein denkender Kopf und der beste Schüler war, den  
Kant in Königsberg hinterlassen hatte. Mein Hörsaal  
füllte sich daher sogleich und blieb auch voll, so  
daß ich in dieser Hinsicht mit meiner Lage völlig zu-  
frieden sein konnte. Ich meldete dieß Reinhärdt  
den, der sich herzlich darüber freuete. (S. Dessen  
40. Brief im Anhang.)

Dennoch war ich nicht glücklich. Da ich mit  
einem angegriffenen Körper nach Königsberg kam,  
empfund ich um so stärker den Einfluß des rauheren  
Klimas. Ich kränkelte lange und — die gewöhn-  
liche Folge des Kränkels — ich war verstimmt.

Es verlor sich dieß auch nicht eher ganz, als bis ich durch den Gebrauch des Seebades meinem Körper die gehörige Spannkraft wiedergegeben hatte. Nun konnte ich auch wieder mit Erfolg literarisch thätig sein, indem ich den ersten und zweiten Theil meines Systems der theoretischen Philosophie nebst einigen kleinern Schriften ausarbeitete. Gleichwohl war ich in dieser Beziehung nicht so thätig während meines Aufenthaltes in Königsberg, als früher in Wittenberg und Frankfurt. Und daran war einzig der unglückliche Krieg Schuld, der im Jahre 1806 zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, und dessen verheerende Ungewitter sich bald nach der Schlacht bei Jena über die ganze preussische Monarchie bis zur russischen Gränze fortwälzten.

Ich nahm an diesem Unglücke des Staats den lebhaftesten Antheil. Denn nachdem ich mich einmal an das preussische Wesen gewöhnt und mit einer Tochter des Landes vermählt hatte, war ich, vielleicht mehr als mancher Eingeborne, ein Preuße von ganzem Herzen. Ich war völlig eingepreußt. Daher fühlte ich das Unglück des preussischen Staates als mein eignes, die Schmach des preussischen Heeres als meine eigne. Dazu kam, daß die Familie meiner Gattin von dem Kriegsungemache hart betroffen wurde und selbst eine Zeit lang in Königsberg eine Zufluchtsstätte suchen mußte. Wie ist dem preussischen

Staate wieder 'aufzuhelfen? wie das verlorne Land, der verlorne Ruhm, die verlorne Macht wieder zu gewinnen? — das waren Fragen, die mich und meine Freunde innig und vielfach beschäftigten. Dieselben Fragen beschäftigten auch viele andre preussische Patrioten, besonders viele edle Männer des preussischen Heeres, welche die Schmach nicht ertragen konnten, mit welcher der alte Kriegsruhm dieses Heeres ohne ihre Schuld besetzt war.

Dies gab Veranlassung zur Stiftung des sogenannten Jugendbundes. Es war ein unglücklicher Einfall, daß man ihn so nannte; denn dieser Name gab natürlich zu vielen Spöttereien Anlaß. Man wollte zwar den Fehler verbessern und nannte den Bund auch den sittlich-wissenschaftlichen Verein. Allein diese Benennung war zu lang und jene war einmal in Umlauf gekommen. Also blieb sie auch dem Vereine. An der Stiftung desselben hatt' ich keinen Theil; ich trat aber bald zu und gestehe dieß ohne Hehl, nicht nur, weil mir ein solches Geständniß jezo nicht mehr schaden kann, sondern auch, weil die Zwecke des Vereins eben so löblich als die Mittel rechtlich waren, weil der König den Verein durch eine förmliche Kabinetsordre ausdrücklich genehmigt hatte, und weil der Verein (wenigstens so lang' ich in Preußen und also auch im Vereine blieb) fortwährend unter Aufsicht des vom

Freiherrn von Stein präsidirten Ministeriums, das alle Glieder kannte, stand, mithin durchaus nicht unter den Begriff einer geheimen und verbotnen Verbindung fiel. Die Franzosen stempelten ihn erst dazu, weil sie wohl merkten, daß der Verein eigentlich gegen sie gerichtet war.

Uebrigens hatte der Verein, außer den Franzosen, auch einige Feinde in Preußen selbst, die ihm entgegen wirkten und dadurch seine Thätigkeit hemmten. An der Spitze derselben stand der Feldmarschall Graf von Kalkreuth. Dieser Mann, der mich persönlich gewogen war und mich daher oft zu Tische bat, stichelte mit seiner sarkastischen Laune auf alles, was den Schein eines überspannten Enthusiasmus hatte. Einst wandte er sich geradezu an mich mit der Frage: „Was meinen Sie, Herr Professor, bin ich wohl tugendhaft genug, um Mitglied des „Eugendbundes zu werden?“ — Diese Frage war sehr verfänglich; denn es war bekannt, daß der Frager eben kein Eugendheld war. Weil er aber Danzig brav vertheidigt hatte und sich etwas darauf zu Gute that, so antwortete ich: „Wenn der Eugendbund einen General braucht, so wird er gewiß den „Vertheidiger von Danzig wählen.“ — Diese Antwort mochte ihm gefallen; wenigstens hab' ich ihn nicht wieder auf den Verein sticheln hören.

Unter den Freunden des Vereins aber stand die



Königin oben an. Diese eben so geistreiche und gemüthvolle als schöne Frau — die ich selbst einmal das Glück hatte im Vorbeigehn durch das Vorzimmer der Gräfin von Wosß, ihrer Obersthofmeisterin, im einfachen Morgenkleide zu sehn, wo sie noch reißender war, als im vollen Anzuge — interessirte sich für alles Gute und Schöne; und da ihr der Verein in diesem Lichte erschien, so beehrte sie ihn auch mit ihrem hohen Beifalle. Und ich darf behaupten, daß der Verein, so weit ich ihn kennen gelernt, dieses Beifalls nicht unwürdig war. Ich habe aber Gelegenheit gehabt, ihn genauer kennen zu lernen, als mancher Andre, der sich darüber ein hartes Urtheil erlaubt hat.

Da ich mich in der Schrift: Das Wesen und Wirken des Jugendbundes, sattsam darüber ausgesprochen, so verweise ich diejenigen Leser hierauf, die sich jetzt noch für die Sache interessiren und jene Schrift noch nicht gelesen haben möchten. Hier will ich nur noch Einiges berühren, was mich persönlich betrifft.

Der Jugendbund hatte, wie alle dergleichen Vereine, seine obern und untern Beamten. Zu jenen, welche ihren Sitz in Königsberg hatten, gehörte auch der sogenannte Oberzensor. Dieser sollte eigentlich nur eine Aufsicht auf das sittliche Betragen der Mitglieder führen und besonders darüber wachen, daß

die Wirksamkeit des Vereins nicht die Gränzen überschritte, die ihm durch die höchsten Orts genehmigte Verfassung vorgezeichnet waren. Bald aber erweiterte sich der Wirkungskreis des Oberzensors durch das Vertrauen, das man in ihn setzte. Es vereinigte sich in seiner Hand beinahe das Direktorium des ganzen Vereins. Er korrespondirte nach allen Seiten hin, wo sich Mitglieder fanden, und empfing von ihnen Berichte. Ohne seine Zustimmung konnte kein allgemeiner Beschluß gefaßt und ausgeführt werden. Nun fügte sich's unglücklicher Weise, daß, nachdem der Verein sich förmlich konstituiert hatte und die ersten Beamten, nach dem Abgange der provisorischen, definitiv erwählt werden sollten, in Ansehung des zu erwählenden Oberzensors die meisten Stimmen auf meine Wenigkeit fielen. Ich mochte verbitten, wie ich wollte, mochte Unwürdigkeit, Unfähigkeit und Mangel an Zeit wegen meines Lehramtes vorschützen; es half nichts; ich mußte mich unterwerfen. Nun bildest' ich mir ein, ich würde vor lauter Arbeiten und Sorgen Tag und Nacht keine Ruhe haben: Wie aber der Papst, ungeachtet er eine weit größere Gesellschaft zu regieren hat, wahrscheinlich gleich andern Menschenkindern schläft, isst und trinkt, wenn er sonst gesunden Schlaf und Appetit hat, so ging es auch mir — *si magna licet componere parvis*. Ich merkte bald, daß große gesellschaftliche Körper

in ihrem Gange viel Aehnlichkeit mit Maschinen haben, die, wenn sie einmal gestellt und angelassen sind, fortgehen und nur von Zeit zu Zeit eines neuen Impulses bedürfen. Die Sache machte sich wie von selbst. Ein paar Stunden des Tages reichten hin, alles abzumachen, was in meinen neuen Wirkungskreis fiel. Freilich gingen diese Stunden für meine literarische Thätigkeit verloren; mein akademisches Lehramt aber konnt' ich dabei recht gut verwalten. Indessen verbat ich doch die Ehre, als nach Ablauf der gesetzten Zeit neue Oberbeamte gewählt werden sollten und man mich wieder wählen wollte, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, daß ich Preußen verlassen und folglich auch aus dem Vereine scheiden würde.

Bevor ich aber hievon weitere Nachricht gebe, will ich noch eine Anekdote erzählen, die sich auf den Jugendbund bezieht. Sie fällt zwar in eine spätere Zeit. Es ist aber hier der bequemste Ort dazu. Die Franzosen, welche die feindselige Richtung des Jugendbundes gegen ihr Unwesen gemerkt hatten, gingen überall in den deutschen Ländern, die sie besetzt hielten, darauf aus, Jugendbündler auszuwitern. Fast jeder, der sich gegen sie erklärte, war dieser Wundelei verdächtig. Nun hatten sie im Winter 1812 bis 13 auch in Leipzig einen angeblichen Jugendbündler aufgegriffen. Da er unter akademischer Ge-

richtsbarkeit stand, so ward er auch dem akademischen Gerichte zur Untersuchung und Bestrafung übergeben. Ich war damat gerade Weisiger dieses Gerichts. Als nun der Delinquent vorgeführt und verhört wurde, merkt ich sogleich, daß er gar nichts vom Jugendbunde wußte, als das Wenige, was er vom Hörensagen hatte. Er sollte aber mit aller Gewalt ein Jugendbündler sein und blieb daher auf Verlangen der Franzosen so lange sitzen, bis er sein Verbrechen gestanden haben würde. Zum Glück für ihn kamen bald nachher die Russen und Preußen. Blücher, der, ich weiß nicht wie, davon gehört haben mochte, daß ein angeblicher Jugendbündler auf Begehr der Franzosen im Karzer saße, schickte einen Offizier ab, um denselben zu befreien. Natürlich ließ man ihn gleich los, und so kam der arme Schelm mit der Angst davon. Ich aber mußte herzlich lachen über den närrischen Weltlauf, der oft die zu Richtern macht, welche selbst in culpa sind oder waren.

Wenn übrigens der Jugendbund auch nicht manchem durch den Krieg Verarmten Unterstützung gewährt, wenn er auch nicht im Stillen manches vorbereitet hätte, was erst später hülfreich ins öffentliche Leben trat: so würde er schon dadurch ungemein viel Gutes gewirkt haben, daß er den im preussischen Staate so schroff gewordenen Gegensatz zwischen Zivil und Militär milderte und beide Theile einer höhern

Idee unterwarf. Die frühern Anmaaßungen des Kriegsmannes, besonders der jüngern Offiziere, hatten den Stand verhaßt gemacht, die spätern Niederlagen aber gar verächtlich. Die Feigheit und Verrätherei Einzelner ward Allen zur Last gelegt. Es hieß: „Was hat uns nun dieses stolze und trohige „Heer geholfen? Als es zum Treffen kam, lief es „davon, übergab die Festungen, ließ Land und Leute „dem Feinde zum Raube!“ — Das war unbillig; dieß fühlten die Edleren von beiden Seiten. Der Jugendbund näherte sie einander; hier saßen und arbeiteten sie mit einander für das gemeine Wohl; sie lernten sich kennen, sie söhnten sich aus, sie schätzten und liebten einander. Diese durch den Jugendbund allmählig herbeigeführte Eintracht hat späterhin Früchte getragen, die man zwar bewundert und genossen, deren Ursprung man aber, wie es nun so in der Welt zu gehen pflegt, vergessen hat.

Die vielfache Beschäftigung, welche mir meine Stellung im Vereine gab, ließ mich nun freilich nicht an gelehrten Kenntnissen gewinnen, wohl aber an heilsamen Lebenserfahrungen, die oft mehr werth sind als jene. Ueberhaupt war Königsberg zu jener Zeit ein höchst anziehender Ort. Zweimal war es die Residenz der königlichen Familie, vor der Flucht gen Memel und nach dem Frieden von Tilsit. Auch die Staatsministerien und die übrigen Oberbehörden

der Regierung weilten dort eine längere Zeit. Selbst die Kaiser Alexander und Napoleon, nebst einer Menge ausgezeichneten Feldherren und Fremdlinge, hielten sich daselbst bald mehr bald weniger lange auf. Da gab es eine Menge von Deputazionen und Festivitäten, an denen ich meistens Theil nahm, wo aber auch manche Lächerlichkeiten vorfielen. Als z. B. der König von Memel zurückkam, bewillkommten ihn alle Behörden, auch die Universität. Da redete ihn Einer der Sprecher, der vielleicht bisher nur mit Ministern geredet hatte, durch Ew. Excellenz an. Der König selbst, so traurig er war, konnte sich eines leichten Lächelns nicht enthalten; uns Andre hielt nur die Scheu vor der Majestät vom schallenden Gelächter zurück. — Unter andern gab es auch eine glänzende Festlichkeit auf dem Schloßteiche, der sich durch einen großen Theil der Stadt Königsberg zwischen Häusern und Gärten hinzieht. Die königlichen und prinzlichen Herrschaften fuhrn des Abends auf einer großen erleuchteten Gondel, umgeben von vielen kleinern Rähnen, auf dem Teiche hin und her, während in den benachbarten, meist auch erleuchteten, Gärten Musik ertönte und kleine Feuerwerke abgebrannt wurden. Das war für die Stadt ein Jubel ohne gleichen.

Man darf sich über diese und andre Festlichkeiten und Freundsbezeugungen zu einer solchen Zeit

nicht wundern. Denn nachdem die Franzosen nur einmal fort waren, athmete alles Liebe, Eintracht, Vertrauen. Das gemeinschaftliche Unglück hatte die Herzen einander geöffnet und genähert; die selbstischen Triebe, die im Glücke so leicht Haß, Zwietracht und Hoffahrt erzeugen, waren gleichsam in den Hintergrund zurückgetreten. Man freute sich auch des Friedens nach so schwerem Kriegshader. Freilich war dieser Friede mit großen Opfern erkaufte. Nicht zu gedenken des Verlustes vom halben Reiche, hatte Königsberg allein ungeheure Kriegssteuern zu bezahlen, zu denen auch ich mein Scherflein beitragen mußte. Truppen = Durchmärsche und Einquartirungen waren ohne Zahl. Ich selbst hatte einmal lange Zeit Einquartirung im Hause, die mir beim Abzuge eine andre Einquartirung von sehr kleiner, aber auch sehr unbequemer Art hinterließ. Ein andermal sollte ich gar mit meiner ganzen Familie, in deren Mitte sich ein gefährlicher Kranker befand, meine Wohnung, die sehr bequem an einem freien Platze lag, in der Nacht räumen, damit am andern Morgen ein französisches Militär = Bureau einziehen könnte. Von Unmöglichkeit durfte man da nicht reden. Denn die Franzosen erklärten alles für möglich, weil sie so viel verwirklicht hatten. Ich fand nur Hülfe bei einem gemeinen Menschen, der späterhin sehr berüchtigt wurde. Er hieß Schulmeister, war aus Stras.

burg oder aus dem Elsaß, und diente dem General Savary, damaligem Stadtkommandanten, ich weiß nicht, ob als Spion oder als Sekretar. Ihm stellt ich meine Noth vor — denn der General wollte sich so spät Abends gar nicht sprechen lassen — er kam mit mir nach meiner Wohnung und hatte die Barmherzigkeit, zu sagen: Restez dans vôtre logis! Und ich blieb. So viel vermochte damals das Wort eines solchen Menschen.

Auch ansteckende Krankheiten verbreiteten sich in der Stadt. Ich verlor dadurch ein Kind, den lebenswürdigsten Knaben auf der Welt. So schien es wenigstens dem tiefen, damals zuerst empfundenen, Schmerze der Eltern. — In der Umgegend von Königsberg sah' es nicht besser aus. Ganze Dörfer waren niedergebrannt oder auch abgetragen, um das Holz zu verbrennen oder Baraken daraus zu machen. In der Gegend von Eylau sah' es besonders schrecklich aus. Ich besuchte dieses merkwürdige Schlachtfeld einige Tage nach der Schlacht, sobald sich die Franzosen zurückgezogen hatten. Denn bekanntlich zogen sich nach dieser mörderischen Schlacht seltsamer Weise erst die Sieger, dann die Besiegten zurück, die deshalb in einem eignen Prachtwerke über die Schlacht bei Eylau, das ich selbst noch in Königsberg gesehen habe, sich für die Sieger erklärten. Jenes Schlachtfeld war das erste, das ich in meinem Leben sah.



Es war im eigentlichen Sinne mit Blute gedüngt. Die gebliebenen Russen und Preußen lagen noch unbegraben; von den Franzosen und deren Bundesgenossen hingegen waren schon viele verscharrt; der Verlust schien daher auf dieser Seite geringer. Wo aber beide Theile recht handgemein geworden, da lagen die beiderseitig Erschlagenen bunt und fraus unter und über einander. Doch waren auch viele Leichen von der Habsucht schon ganz ausgezogen, so daß man sie nicht unterscheiden konnte, wo nicht die Nationalphysiognomie stark ausgeprägt war. Es war ein schrecklicher, scheuslicher Anblick. O wie bejammernswerth erscheint hier die Menschheit, die sich um fremder Herrschwuth willen zerfleischen muß! Wie fluchwürdig diese Herrschwuth selbst, wenn man bedenkt, wie viel Sorgen und Mühen die Erziehung auch nur eines Menschen kostet, bis er waffenfähig wird, und wie jene Wuth Tausende solcher Menschen an einem Tage hinopfert! Und doch erzählt man, daß Napoleon, als er dieses Schlachtfeld beritten, ausgerufen habe: *Quel beau champ de bataille!*

Die Folgen dieser Schlacht zogen mir auch einen Zensur-Verweis zu. Es erschien zu jener Zeit ein Blatt in Königsberg unter dem Titel: *Der Volksfreund*. Dieses Blatt hatt' ich nach der damaligen Einrichtung als Dechant der philosophischen Fakultät zu zensiren. Nun berichtete der *Volksfreund*

seinen Lesern, wie der König eines Tages aufs Land gekommen sei, dort in Folge des Kriegs eine ganze Dorfgemeine im tiefsten Elende gefunden und sogleich Befehl gegeben habe, diesem Elende abzuhelpfen, wofür die Unglücklichen dem guten Könige mit Thränen in den Augen gedankt hätten. Ich fand in diesem Berichte nicht das mindeste Anstößige und gab ihm daher das Imprimatur. Aber kaum war das Blatt ausgegeben, so ging eine Beschwerde ein von Seiten der Kriegs- und Domänenkammer, einer Behörde, die man jetzt die Regierung nennt. Diese Behörde hatte sich durch jenen Bericht beleidigt gefunden, weil daraus die Folgerung gezogen werden könnte, daß sie nicht die nöthige Fürsorge für die unglücklichen Landbewohner bewiesen. Vergebens berief ich mich auf das Zensur-Gesetz, welches nur dasjenige verbiete, was der Religion, dem Staate und den guten Sitten nachtheilig sei; vergebens zeig' ich, daß es weder der Religion, noch dem Staate, noch den guten Sitten schade, wenn man erzähle, wie der König für seine unglücklichen Unterthanen sorge, und wenn man ihn deshalb als einen Freund und Vater des Volks rühme; vergebens wandt' ich ein, daß jene von der Kammer angedeutete Folgerung nur eine mögliche und nicht einmal statthafte sei, weil keine Behörde in der Welt allwissend und allmächtig sei, um allem Elende abzuhelpfen. Ich bekam dennoch einen Verweis und tröstete mich zwar sehr leicht darüber, erhielt aber dadurch einen neuen Beweis für den alten Satz, daß die Zensur ein sehr willkürliches Ding sei.

Noch will ich ein paar Worte von den ausgezeichneten Fremden sagen, deren Bekanntschaft ich während dieser Zeit in Königsberg machte. Doch will ich deren nur zwei nennen, welche auch in literarischer Hinsicht berühmt waren und einen starken Kontrast bildeten — Fichte und Koschubue.

Der Erste kam gleich vielen Andern als Flüchtling dahin; denn er war eigentlich in Erlangen, das zu jener Zeit noch preussisch war, als Professor der Philosophie angestellt, hielt sich aber daselbst nicht für sicher genug, weil er ein erklärter Franzosenfeind war. Wir begegneten uns zuerst beim Professor Pörsche, der uns beide zu einer Abendgesellschaft eingeladen hatte. Als ich ins Zimmer trat, war Fichte schon da. Indem uns nun der Wirth einander vorstellte, sagt' er: „Ich hoffe, die Herren werden bei mir vergessen, was sie gegen einander geschrieben haben.“ — Das war eben nicht gut; besser hätt' er's selbst vergessen, wenigstens für den Augenblick. Fichte flammte auch gleich auf und sagte zu mir gewandt: „Ich kann es wohl hier vergessen, aber kein Wort von dem zurücknehmen, was ich gegen Sie geschrieben habe.“ — Ruhig erwidert' ich: „Das verlang' ich auch nicht, hoffe aber, Sie werden's auch nicht von mir verlangen.“ — Inzwischen kamen mehrere Gäste. So ward dieses erste, eben nicht freundliche, Gespräch abgebrochen. Bei Tische wurden wir Nachbarn, und nun nahm auch das Gespräch anfangs eine gleichgültigere, dann, als der Wein die Herzen erfreut hatte, auch eine freundlichere Wendung. Wir sahen uns nachher öfter am dritten Orte und

vertrugen uns recht gut. Besucht aber hat er mich nie. Dazu war er zu stolz; und ich war nicht demüthig genug, um ihm den ersten Besuch zu machen, wozu ich ohnehin keine Verbindlichkeit hatte. Fichte trat nun aber auch als Lehrer der Philosophie in Königsberg auf. Er kündigte Vorlesungen über seine Wissenschaftslehre an, nicht bloß für Studirende, sondern für Gebildete überhaupt. Der Zulauf und das Gedränge war ungeheuer. Fichte beging aber die Unvorsichtigkeit, gleich in der ersten Stunde sich über Kant und dessen Philosophie auf eine zu starke Weise auszusprechen. Dieß nahmen ihm die Königsberger, die für Kant eine ungemeine Verehrung hegten und ordentlich stolz auf diesen Landsmann waren, sehr übel und gaben ihre Unzufriedenheit zum Theile durch Scharren mit den Füßen zu erkennen. Dieß nahm wieder Fichte übel und erklärte sich noch stärker. Hierauf blieben sogleich Viele weg. Indessen war das Gedränge noch immer groß genug. Fichte verlangte nun, daß niemand hospitiren, sondern jeder sogleich eine Eintrittskarte bei ihm durch Vorausbezahlung des Honorars lösen sollte. Das war in Königsberg eine unerhörte Neuerung. Man nahm es also wieder übel und die Studenten wollten sich gar nicht an dieses neue Gesetz kehren. Sie meinten, sie hätten das Recht, wenigstens die beiden ersten Wochen zu hospitiren. Fichte aber wollte sein Gesetz dadurch geltend machen, daß er sich selbst an die Thüre stellte und nach der Karte fragte. Da kam es nun sogar zu persönlichen Beleidigungen, und die Zahl der Zuhörer verminderte sich fast mit je-

dem Tage. Endlich blieben noch drei übrig, die sich das Wort gegeben hatten, bis auf die letzte Gründe auszuhalten, weil ihnen Fichte, wenn sie um Erläuterung des von ihm Gesagten aber von ihnen nicht Verstandnen baten, gesagt hatte, sie möchten nur Geduld haben; am Ende würde ihnen plötzlich das Licht aufgehen und alles klar werden. Einer von den Dreien aber, der bei mir nachher ein Privatissimum hörte, versicherte, das Licht sei ihm nie aufgegangen. Fichte selbst verließ Königsberg wieder, nachdem er seine Vorlesungen geschlossen hatte, sehr unzufrieden, wie man sagte, mit den Königsbergern, die für die Wissenschaftslehre keinen Sinn zu haben schienen.

Mit Rozebue ward ich auf eine ähnliche und doch wieder sehr verschiedne Weise bekannt. Er hielt sich in Königsberg auf, um das dortige sehr gehaltreiche Archiv zur Abfassung seiner preussischen Geschichte zu benutzen. Nun traf es sich, daß wir ebenfalls zugleich zu einer Gesellschaft eingeladen waren. Es war aber eine sehr große Mittagsgesellschaft, ich weiß nicht mehr, ob beim General von Mûchel oder beim Kammerpräsidenten von Auerwald. Da sah' ich denn unter andern einen Fremden, dem man sehr den Hof machte. Besonders bezeugte ihm der (preussische, nicht französische) General Courbière de l'homme viel Aufmerksamkeit. Ich fragte nach dem Namen des Fremden, und siehe da! es war Rozebue. Der Zufall fügt' es wieder, daß er bei Tische mein Nachbar wurde. Er kannte mich aber nicht, und ich hütete mich wohl, mich ihm zu erkennen zu geben, da ich wusste, daß er einen 'Tic

gegen die Philosophen hatte. Nachdem wir schon lange über dieses und jenes gesprochen und uns recht angenehm unterhalten hatten, hört' er endlich meinen Namen von einem gegenüber sitzenden Bekannten nennen. Da mach' er große Augen und sagte, vermuthlich in der Meinung, er müsse sich doch als einen feinen Weltmann zeigen, der jedem etwas Verbindliches zu sagen wisse: „Ich habe nicht geglaubt, „daß man sich mit einem Philosophen so gut unterhalten könne.“ — Ich erwiderte aber, daß ich dieses Kompliment nicht annehmen dürfte, weil es meinen Kollegen zu nahe träte. Er wollte nun seinen Fehler, durch Beschränkung des Satzes auf eine gewisse Sorte von Philosophen, verbessern. Darüber kamen wir immer tiefer ins Gespräch, bis die Tafel aufgehoben wurde. Er hat mich nachher mehrmal besucht, wie ich ihn, und ich habe an ihm immer einen sehr angenehmen Gesellschafter gefunden; denn er war im leichten Konversiren besonders stark. Auf Merkel'n aber, der sich auch eine kurze Zeit in Königsberg auf der Durchreise nach Liefland aufhielt, war er gar nicht gut zu sprechen. Diese beiden Männer, früher sehr gute Freunde und gemeinsame Herausgeber einer Zeitschrift, hatten sich so verfeindet, daß sie einander nicht mehr ausstehn konnten. Als ich Kosebuc'n weit später hier in der Oberwelt wieder sah, frag' ich ihn, warum er denn in seinem literarischen Wochenblatte so heftig gegen die deutschen Universitäten zu Felde gezogen sei, daß ich selbst wieder gegen ihn hätte zu Felde ziehn müssen. „Ach!“ — rief er mit einem tiefen Seufzer

aus — „da unten benebelt so vieles den Blick, daß  
„man kein Ding in seiner wahren Gestalt sieht. Daß  
„mich aber der Schwärmer dort“ — indem er auf  
einen jungen Menschen hinwies, dessen Blick noch  
etwas verdüstert war — „deshalb erdolchte, war  
„eben so schlecht als einfältig. Sein Dolch hat den  
„unschuldigen Universitäten mehr geschadet, als mein  
„Geschwäß, das eigentlich gar nicht so böß gemeint  
„war. Ich stimmte nur ein, weil es eben Mode  
„war, gegen die Universitäten zu deklamiren, und  
„ich gern immer in der Mode sein wollte. Früher  
„hatt' ich ja eben so gegen den Despotismus und  
„den Aristokratismus deklamirt. Gott hat mir aber  
„alle meine Sünden vergeben, und ich hoffe, Du“ —  
denn hier oben duzt sich alles — „wirfst es auch  
„thun.“ — Ich drückte ihm die Hand; und seit  
der Zeit sind wir die besten Freunde.

Die ausgezeichnetste und merkwürdigste Person  
aber, die ich in Königsberg kennen lernte, war un-  
streitig die hochselige Königin von Preußen selbst,  
die von allen ihren Unterthanen angebetete Luise,  
der Schutzengel Preußens in mehr als einer Hinsicht.  
Diese erlauchte Frau, in welcher sich die Schönheit  
und Anmuth der Gestalt mit der Würde der Maje-  
stät auf eine seltne Weise vereinigte, war seit ihrer  
Ankunft in Königsberg ein Gegenstand meiner beson-  
dern Aufmerksamkeit, da ich früher wohl viel von  
ihr gehört, aber sie noch nie gesehen hatte. Mein  
Streben war also einzig darauf gerichtet, zur nähern  
Anschauung derselben zu gelangen. Anfangs wollt'  
es nicht gelingen. So oft ich auch vor dem Schlosse

vorbei und durch den Schlosshof ging, so sah' ich sie doch nur einigemal in ziemlicher Entfernung am Fenster. Auch in einem öffentlichen Konzerte, dem sie bewohnte, konnt' ich ihr nicht nahe genug kommen. Der oberwähnte Anblick im Vorzimmer der Wof aber war zwar nicht spurlos vorüber gegangen, jedoch nur dem flüchtigen Silberblicke im Schmelzofen zu vergleichen. Allein das Glück war mir endlich doch günstig. Die Kaufmannschaft in Königsberg gab in Verbindung mit dem Stadtmagistrate der königlichen Familie zu Ehren einen großen Ball auf der Börse, zu welchem ich gleichfalls eingeladen wurde. Hier hatt' ich nun auf einmal die schönste Gelegenheit, die Königin möglichst nahe und gleichsam recht mit Muße zu schauen. Sie war lauter Güte und Freundlichkeit, bezauberte alle Herzen, tanzte auch sehr viel, selbst mit Männern, die sonst nie die Hand einer Königin berührt, vielweniger sich mit ihr in einem großen Gesellschaftskreise nach dem Takte bewegt hatten. Da kam denn natürlich Mancher in solche Verlegenheit, daß er sich ziemlich linkisch benahm und deshalb von den Zuschauern belächelt wurde. Ich hätte jedoch, wer weiß wie viel, darum gegeben, wenn mir dieses Glück widerfahren wäre, selbst auf die Gefahr, mich eben so linkisch zu nehmen und deshalb ausgelacht zu werden. Allein das Glück widerfuhr nur denen, welche den Ball veranstaltet hatten und von der Königin selbst durch den Herzog von Holstein-Beck aufgefodert wurden, mit ihr eine Polonäse zu tanzen. Dafür weidet' ich aber meine Augen am Zusehn; und auch das war ein hoher Ge-



auß. Denn die Königin tanzte mit ungemeiner Grazie. Besonders erfreulich war der Anblick, wenn sie mit dem Fürsten Radzivil, einem eben so schönen Manne als gewandten Tänzer, walzte. Man konnte kein schöneres Tanzpaar sehn. Etwas Neid vermochte freilich solch ein Anblick auch zu erregen. Es war aber dieß das erste und das letzte Mal in meinem Leben, wo ich einen Fürsten beneidet habe. Indessen ging mein Neid — ein häßlicher, obwohl natürlicher Affekt — in andrer Hinsicht noch weiter. Ich beneidete sogar meinen ältesten Sohn, der als Kind oft mit der kleinen Prinzessin Friederike (jetzt Herzogin von Dessau) spielte und bei der Gelegenheit zuweilen von der Königin, einer großen Kinderfreundin, geliebkost wurde. Späterhin gab ich selbst, oder vielmehr meine Schwiegereltern, die bei mir wohnten, den jüngern prinzlichen Herrschaften einen Ball in meiner Wohnung, wofür, wie für andre Freuden, durch welche die Königsberger ihnen ihren Aufenthalt in der Stadt so angenehm als möglich zu machen sich beeiferten, sie sich wieder durch einen Ball im Schlosse abzufinden suchten. Die Königin erschien aber leider nicht dabei, ich glaube wegen Unpässlichkeit; die Prinzessin Wilhelm vertrat jedoch, von ihren Hofdamen umgeben, die Stelle der Königin mit eben so viel Anstand als Lieblichkeit. — Ach, warum mußte doch dieser Schutzengel Preußens sobald von der Erde verschwinden! Ich kann mich nicht entsinnen, daß die Nachricht von dem Tode irgend einer fürstlichen Person mich je so ergriffen hätte, als die von dem Tode jener Königin, die man nicht anschauen konnte, ohne

durchdrungen zu werden von Bewundrung und noch einem Gefühle, das ich nicht recht zu bezeichnen weiß. Liebe war es eigentlich nicht; dazu stand der Gegenstand zu hoch und gebot zu viel Ehrfurcht; aber doch etwas Aehnliches, ungefähr so, wie ein frommer Katholik eine schöne Heilige lieben mag, deren Bild er in seinem Herzen trägt. Als ich später in das Grabmal der Königin zu Charlottenburg trat und daselbst ihr von Rauch verfertigtes Marmorbild liegen sahe, war mir zu Muth, als trat ich in eine heilige Kapelle, und konnte mich nicht der Thränen enthalten bei dem Gedanken, daß auch das Trefflichste und Schönste in dieser Welt einer so schnellen Vergänglichkeit unterworfen ist. Ich drückte sogar — soll ich meine Schwachheit gestehn? — einen Kuß auf ihre Hand, und es kam mir vor, als wenn die kalte und harte Hand unter meinen Lippen erwarmte und erweichte. Solchen Täuschungen ist der Mensch ausgesetzt, wenn seine Einbildungskraft dem Zuge des Herzens folgt \*)!

Es war im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich bei meiner Wanderschaft auf der Erde auch in Königsberg keine bleibende Stätte finden sollte. Bereits im August 1807, nach dem Tode des Professors Carus in Leipzig, fragte Reinhard bei mir an, ob ich nicht Lust hätte, nach meinem Va-

---

\*) Da ich nicht wusste, ob ich das Obige drucken lassen dürfte, so legt' ich es hier der Königin selbst zur Censur vor; sie schrieb aber das Imprimatur unbedenklich darunter, indem sie lächelnd sagte: „Wer kann den Mäzern alle Thorheiten wehren!“

terlande zurückzukehren und mich in Leipzig anstellen zu lassen. (S. Dessen 41. Brief im Anhange.) Da aber die Bedingungen nicht annehmlich waren, antwortet' ich ausweichend, obwohl nicht ganz ablehnend: Reinhard erwiderte hierauf im Januar 1808, daß sich vielleicht bald bessere Bedingungen würden ausmitteln lassen. (S. Dessen 42. Brief.) Ich schwieg. Aber schon im März desselben Jahres meldete mir Reinhard, daß ich nach dem Tode des Professors Sendlitz in Leipzig zu der dadurch erledigten Lehrstelle denominirt wäre und daß ich dazu augenblicklich designirt werden sollte, wenn ich vor der Hand mit einem Gehalte von 850 Thl. zufrieden sein wollte; eine Erhöhung desselben würde sich bald ausmitteln lassen. (S. Dessen 43. Brief.)

Die Bedingungen waren allerdings auch jetzt noch nicht sehr vortheilhaft. Ich war in Königsberg viel höher besoldet, gegen 1400 Thl. Auch hing ich an, mir in Königsberg zu gefallen. Mein Körper hatte sich schon an das etwas rauhere Klima gewöhnt; das Seebad hatte ihn gestärkt; die Menschen waren mir lieb geworden. Allein es trat ein Umstand ein, der entscheidend wirkte. Meine Gattin fränkelte; ihr zarter Körper konnte sich nicht mit dem Klima befreunden; sie sehnte sich nach einem südlichen Himmel und freute sich, daß das Schicksal von selbst ihren Wunsch erfüllen zu wollen schien. Ich sagte zu. Reinhard meldete mir bald mit großer Freude, daß alles im Reinen sei. (S. Dessen 44. Brief.) Noch entstand eine Zögerung, die aber auch glücklich beseitigt wurde. (S. Dessen 45.

und 46. Brief.) Ich bat also in Preußen um meinen Abschied, erhielt ihn in den ehrenvollsten Ausdrücken, und reiste noch vor Ostern 1809 von Königsberg ab.

Auf der Reise war' ich beinahe mit der ganzen Familie in der Weichsel ertrunken, als ich bei Marienwerder über den Strom setzte. Der Strom ging sehr voll und trieb viel Eis. Kein Fährmann wollte sich hineinwagen. Ich bot Geld über Geld, weil ich nicht warten wollte. Endlich entschloß man sich doch, da man dem Metallreise nicht widerstehen konnte, mich überzusetzen. Man band zu dem Ende, weil die große Fährre unter diesen Umständen nicht zu brauchen oder schon beschädigt war, zwei kleinere Fahrzeuge mit Ketten und Seilen zusammen, belegte sie mit Bretern und ließ darauf den Wagen an Stricken vom steilen Ufer herab. Als wir aber mitten auf dem Strome waren, löste sich oberwärts eine ungeheure Eismasse und trieb auf uns zu. Zum Glück konnten die Fährleute noch eine kleine Insel erreichen, um das zerbrechliche Fahrzeug hinter derselben zu bergen. Sie ließen also hier das Eis vorbeitreiben und brachten so uns glücklich über den Strom. Nach einem kurzen Aufenthalte bei den Schwiegereltern und andern Verwandten, langte ich endlich zur Ostermesse in Leipzig an.

---

---

Sechste Station.  
Die sächsischen Dienstjahre.  
1809 — \*\*\*\*.

---

*Ruta magis mihi ridet.*

*Anonym.*

So war ich nun wieder im geliebten Vaterlande und sahe wieder das altgewohnte Zeichen des grünen Kautenfranzes. Wohl hatt' ich früher in Sachsen mancherlei erduldet; allein die alte Liebe und Anhänglichkeit war darum nicht erloschen. Und da man mir gemeldet hatte: „Sie sind gestorben, die dem Kindelein nach dem Leben standen,“ so hofft' ich die glücklichste Zukunft. Ich dachte: Du hast auf der Reise von Wittenberg nach Leipzig nur einen kleinen Umweg über Königsberg gemacht. Und bei Umwegen gewinnt man zuweilen mehr, als man verliert. Auch mein alter Gönner und Freund war sehr erfreut, mich wieder im Vaterlande zu haben, und suchte mir meinen neuen Wirkungskreis möglichst zu

erleichtern. (E. Reinhard's 47 — 51. Brief im Anhange.) Aber leider ward der hochverdiente Mann nicht lange nachher seinem eignen Wirkungskreise durch den Tod entrißen.

Mein Aufenthalt in Leipzig begann jedoch mit drei Uebeln, die man auch wohl als zum Theile von mir selbst verschuldete Uebel dumme Streiche nennen könnte, so daß das Sprichwort: Aller guten Dinge sind drei, sich im umgekehrten Sinne an mir bewährte. Erstlich hatt' ich mir durch die zu frühe Abreise von Königsberg — es herrschte dort noch so strenge Kälte, daß die schwersten Lasten in Wagen oder Schlitten über den Pregel gingen — eine Augenkrankheit zugezogen, die erst in Leipzig recht zum Ausbruche kam, als ich wieder anfang zu arbeiten. Doch befreite mich die Kunst der leipziger Aerzte bald wieder von dieser Plage.

Sodann erkundigt' ich mich nicht recht genau nach der in Leipzig eingeführten, etwas umständlichen Sitte. Ich glaubte in meiner Einfalt, es sei genug, wenn ich meinen künftigen Kollegen nur einen Antrittsbesuch machte. Zur Disputation pro loco — denn ich mußte mir hier zum dritten Male mein kleines Plätzchen erstreiten — lud ich Niemanden persönlich ein, sondern schickte bloß den Pedell mit der Streitschrift herum. Das nahmen mir einige alte Herren sehr übel; sie betrachteten das als ein crimen

laesae und nahmen gar keine Notiz von mir, machten mir weder einen Gegenbesuch, noch beehrten sie mich mit ihrer Gegenwart bei der Disputazion, außer dem alten Platner, der aber auch nur kam, um mir den locus streitig zu machen, sich jedoch durch einige Schmeicheleien besänftigen ließ und nachher immer in gutem Vernehmen mit mir gelebt hat, ob ich ihm gleich einen guten Theil seiner Zuhörer entzog. Er zeigte sich hier philosophischer, als späterhin bei einer andern Gelegenheit, über welche den Schleier fallen zu lassen die Achtung gegen den übrigen so hochverdienten Mann gebietet.

Der dritte Streich war aber der einfältigste von allen. Es herrschte zu jener Zeit in der philosophischen Welt eine Krankheit, von der ich nicht weiß, ob man sie Fieber oder Pips oder Schwindel nennen soll. Alles mußte in ungewöhnlichen, hochtrabenden Worten gesagt, und soviel als möglich in Nebel gehüllt sein, damit es recht tief geschöpft, recht original klänge. Man philosophirte, statt mit der Vernunft, mit der Einbildungskraft, aber nicht mit jener heitern und schöpferischen, die sich in den künstlerischen Phantasiegebilden der Alten und Neuen so herrlich bewiesen hat, sondern mit einer düstern und nachäffenden, die nur zur leeren Phantasterei führt. Nun hatt' ich meine sächsischen Landsleute immer als Menschen von recht gesundem Verstande gekannt. Ich

dachte also gar nicht daran, daß jene Krankheit auch bis leipzig sich verbreitet haben könnte. Ich wollte aber doch, wenigstens zur Abweh rung künftiger Gefahr, davor warnen, und beschrieb daher die Krankheitszufälle und deren Ursachen in meiner Streitschrift. Sie handelte nämlich von der poetischen Art zu philosophiren (*de poetica philosophandi ratione nec philosophiae ipsi, nec poësi, nec temporibus nostris accommodata*). Ich hatte mich aber geirrt. Die Krankheit war wirklich schon da. Wie ich also dort durch Vernachlässigung der leipziger courtoisie angestoßen hatte, so stieß ich hier durch meine medizinisch = philosophischen consilia an. Die Kranken wollten eben nicht krank, sondern von Grund aus gesund sein. Sie erklärten mich daher für eine kalte, gemeine, ganz prosaische Natur, die aus dem rauhen und barbarischen Norden komme und daher keine Beachtung verdiene.

Indessen kehrte sich die studirende Jugend nicht an dieses Verdammungsurtheil; sie hörte mich doch. Auch merkte ich bald, daß es mit der Krankheit in leipzig noch nicht so schlimm war wie anderwärts. Die Kranken standen und gingen hier doch nicht auf Kopf und Händen, sondern auf den Füßen, wie ehrliche Christen = Menschen; sie schossen nur zuweilen einen Wurzelbock zu ihrem und Andrer Vergnügen. Und späterhin verlor sich auch dieses Krankheits = Symptom



fast ganz. Ich schülmeisterte also ruhig nach meiner Weise fort, schrieb allerlei Bücher (z. B. Nesthetik — der Staat und die Schule — Naturrechtliche Abhandlungen — Ueber die Beförderung des Wohllauts der deutschen Sprache u. s. w.), ließ auch einige leibliche Kindlein taufen, und würde dieses Wesen wahrscheinlich so bis an mein seliges Ende fortgetrieben haben, wenn nicht ein ganz unerwarteter Umstand mich plötzlich aus meinem ganzen Wirkungskreise herausgerissen und in eine völlig neue Laufbahn hineingeworfen hätte. Das war der Brand von Moskau. Statt des poetisch-philosophischen Schwindels, an dem Andre gelitten hatten oder noch litten, bekam ich nun den heroischen Schwindel. Ich vertauschte die Feder mit dem Schwerdte und zog zu Felde. Wie das zugegangen, will ich jetzt etwas umständlicher berichten, da man darüber allerlei unstatthafte Glossen gemacht hat.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo wir uns plötzlich von einer Idee ergriffen fühlen, wo wir Tag und Nacht über derselben brüten, und wo wir nicht eher ruhig werden, als bis wir alle Kraft aufgeboden haben, um jene Idee zu verwirklichen. So ging es mir, als in Leipzig die Kunde erscholl: „Die Russen haben ihre heilige Stadt niedergebrannt, um die Franzosen daraus zu verjagen; und die Franzosen sind auf der schmachlichsten Flucht begriffen;

„Gott hat seinen Finger gegen sie erhoben, um sie für alle die Unbill zu bestrafen, die sie an den Völkern verübten; er hat sie dem Verderben preisgegeben.“ — Ich hatte das Unwesen der Franzosen während meines Aufenthalts in Preußen so recht in der Nähe und in seiner ganzen Schenslichkeit gesehn. Ich hatte gesehn, daß nicht bloß ihr Herr sie zum Bösen trieb, sondern daß die Knechte zum Theil noch schlimmer waren, als der Herr. Meine Seele jauchzte daher so laut auf bei jener Kunde, daß der sel. Oberhofgerichtsrath und Professor Erhard, der eine Art von Tendre für das Franzosenthum hatte, mir ins Gesicht sagte, ich müßte eine rechte Kosaken-Seele haben \*).

Das Erste, was ich nun that, war, daß ich meine alte, schon halb verrostete, Leier von der Wand

---

\*) Sollte dieses Buch etwa französischen Lesern in die Hände fallen, so bitt' ich, mir das Obige ja nicht als Franzosenhaß auszulegen. Ich kenne keinen Haß gegen irgend ein Volk in der Welt, am wenigsten gegen die Franzosen, unter denen es viel achtbare und lebenswürdige Menschen giebt. Aber zu jener Zeit konnte Niemand, der sein Volk und sein Vaterland liebte, die Franzosen lieben. Denn sie redeten und handelten, als wenn sie allein klug, gesittet und berechtigt, als wenn sie wirklich die noblesse unter den Völkern, alle übrige aber bloße canaille wären. Sie haben sich aber durch diesen Dünkel selbst am meisten geschadet. Denn die sich so nennende große Nation mußte nachher sehr klein zugeben.

nahm, um meiner von allerlei Gefühlen überströmenden Seele in folgendem Doppel-Liedlein Lust zu machen:

# D a s n e u e G a u d e a m u s .

## L a t e i n i s c h .

Gaudeamus igitur,  
Juvenes Germani!  
Ecce Galli collaudati  
Petunt Rhenum profligati,  
Fugiunt vesani!

Ubi sunt, qui antea  
Magnos se dixere?  
Apeas Pyrenidem,  
Transeas Borysthenem,  
Si cupis videre!

Deus justos protegit  
Morans quamvis annos;  
Impiis irascitur  
Ac funestia sequitur  
Nemesis tyrannos.

Vigeat Germania!  
Austri regna vivant!  
Vigeat Ruthenia!  
Vigeat Borussia!  
Saxonesque vivant!

Pereant, qui contra fas  
Regnant ut leones,  
Libertatis oppressores,  
Terrarumque vastatores,  
Pereant latrones!

Vita nostra brevis est,  
Brevi finiatur;  
Venit mors atrociter,  
Rapit nos velociter,  
Nemini parcat

## d e u t s c h .

Suble, Deutschlands junge Brut,  
Laß die Freude tosen!  
Sieh die ruhmbedeckten Franzen,  
Wie sie nach dem Rheine tanzen  
Ohne Waff' und Hosen!

Sagt, wo sind, die vormals sich  
Große Namen gaben?  
Geh' ins Pyrenäenland,  
An des Dniepers blut'gen Strand,  
Dort sind sie begraben!

Gott beschützt, wie lang' er weilt,  
Die gerechte Sache;  
Endlich trifft des Frevels Lohn.  
Selbst Tyrannen auf dem Thron,  
Furchtbar ist die Rache!

Blühe auf, Germania!  
Oesterreich soll leben!  
Blühe auf, Ruthenia!  
Blühe auf, Borussia!  
Sachsen auch soll leben!

Wer, wie Löwen, ohne Recht  
Herrschen will, soll sterben!  
Wer die Freiheit will erdrücken,  
Wer die Völker will bedrücken;  
Stürze ins Verderben!

Unser Leben währet kurz,  
Bald ist's hingeschwunden;  
Unerbittlich kommt der Tod,  
Raubt uns durch sein Machtgebot,  
Keinem mag er stunden.

Moriamur igitur  
 Potius bellatores,  
 Moriens pro patria  
 Summa carpet gaudia,  
 Summos et honores.

Drum so laßt als Helden uns  
 Tapfer kämpfend sterben!  
 Wer für's Vaterland im Streit  
 Freudig sich dem Tode weihet,  
 Muß den Himmel erben.

Dieses Gedicht durfte natürlich damals noch nicht gedruckt, viel weniger unter meinem Namen ausgegeben werden. Es lief nur namenlos in einzelnen Abschriften um. Denn die Franzosen herrschten noch bis zum Frühjahr 1813 in Leipzig. Da kamen die Russen und Preußen, und ich wäre gern gleich auf der Stelle mitgegangen, wenn man mich nicht in dieser kritischen Zeit zum Rektor der Universität Leipzig erwählt hätte. Es ruhte also nun jener Purpur, den ich als Kind in Wittenberg angestaunt hatte, auf meinen Schultern. Aber wie drückt er mich jetzt! Wie gern hätte ich ihn abgeworfen, wenn ich es nicht für schimpflich gehalten hätte, die Universität gerade in dieser kritischen Zeit zu verlassen!

Die Franzosen kannten meine Gesinnungen. Der Hauptspion Napoleon's, ein Herr von \* \* \* aus dem Hannoverschen, der sich damals in Leipzig aufhielt und in Gesellschaften den Lustigmacher und Kinderfreund spielte, hatte mich in seine Listen als ein très mauvais sujet eingetragen. Sie hätten mich todt geschossen, wenn sie gewußt hätten, daß ich Verfasser nicht bloß jenes Gedichts, sondern auch zweier andrer

Aufsätze war, die damals in der leipziger Zeitung erschienen und über welche, als die Franzosen nach der Schlacht bei Lützen wieder in Leipzig einzogen, die genauesten Nachforschungen angestellt wurden. Ich hatte aber meine Maaßregeln so genommen, daß die Franzosen nichts erforschen konnten. Ein russischer Offizier, der selbst nicht wusste, von woher die Aufsätze kamen, hatte sie zum Drucke befördert; und dieser Offizier war auch nicht mehr da. Ueberdies waren die Aufsätze mit ganz verstellter Hand geschrieben. Man verglich eine Menge von Handschriften; aber keine war der meinigen ähnlich. Hofrath Mahlmann selbst, der damalige Herausgeber der leipziger Zeitung, klagte mir seine Noth deshalb. Es befand sich aber unter jenen Aufsätzen nicht derjenige, um dessen willen Mahlmann selbst zur Verantwortung gezogen und auf die Feste Erfurt gebracht wurde. Dieser Aufsatz war mir völlig fremd. Sonst würd' ich, was auch daraus für mich hätte entstehen mögen, nicht zugegeben haben, daß ein Anderer, und noch dazu ein Freund, statt meiner litte. Es war mir übrigens höchst komisch, daß der Herzog von Padua, als ich ihm am Geburtstage Napoleon's im Namen der Universität erst die Gratulationscour machte, dann mit ihm in der katholischen Kapelle das Te deum sang oder vielmehr nicht sang, sondern nur zuweilen pro forma brummte, endlich bei ihm zu

Fische saß und den zweideutigen Toast auf das französische Heer ausbrachte, es möchte der Welt bald den Frieden schenken (d. h. sich nach Hause begeben) — daß, sag' ich, dieser bornirte und darum selbst von Napoleon geringgeschätzte und auf öffentlichem Markte ausgescholtene Herr Vetter desselben keine Ahnung davon hatte, wie nahe ihm der Verbrecher war.

Dafür quälten aber die Franzosen mich als Rektor auf andre Weise. Alle Augenblicke beschickte mich der General Bertrand oder der Herzog von Padua, der mit jenem zugleich in Leipzig befehligte, mit Ordres, bald wegen der Studenten, die mit den französischen Offizieren Handel bekamen, auch wohl zuweilen suchten, und denen ich besonders die Schnurrhärte absheeren lassen sollte, damit sie zahmer würden, bald wegen der Akademiker überhaupt, die alle ihre Waffen ausliefern, zum Theil aber auch unter die Bürgergarde treten sollten, bald wegen der Universitäts-Gebäude, die zu Lazarethten oder andern militärischen Zwecken hergegeben werden sollten, bald auch wegen der Universitäts-Dorfschaften, die mit Einquartirung hart belegt waren und deren Bewohner nicht mehr die Mittel zur Beföstigung der aufgedrungenen Fremdlinge aufreiben konnten. In diesen Nöthen that mir ein Mann wesentliche Dienste, der damal Professor der Rechte in Leipzig war, jetzt in Kостоß ist, D. Diemer. Dieser Mann, der

nicht nur sich mit der Sprache sehr gut zu behelfen wußte, sondern auch sehr geschmeidige Manieren hatte, — woran es mir leider zeitlebens gefehlt hat, weil mein Rücken von Natur so steif organisirt war, daß mir das Bücken äußerst sauer wurde — diente mir in den meisten Fällen als Unterhändler und besänftigte oft die französischen Behörden, wenn sie in Zorn gegen mich und die ganze Universität entbrannt waren. Ich danke ihm das noch in der Ewigkeit.

Endlich erschien der gefürchtete Tag, wo Napoleon selbst in Leipzig ankam. Drei Tage hatt' er auf sich warten lassen; die Behörden waren stets auf den Beinen; bald gingen wir ihm vor die Thore entgegen, bald waren wir auf dem Rathhause versammelt. Aus meinem ganzen Erdenleben kenn' ich nichts langweiligers, als diese drei Tage. Es war zum Verzweifeln. Gewiß, wenn Napoleon und seines Gleichen auch nur den baaren Verlust an Zeit verantworten sollen, den sie Andern durch das lange Auf=sich=warten=lassen verursacht haben, so wird es ein hübsches Gümmlchen zu verantworten geben! — Nachdem er nun endlich angekommen, wurden wir zur Audienz in seine Wohnung am Markte (die des Königs von Sachsen, der aber noch in Dresden war) beschieden. In dieser Audienz enthüllte jener herrliche Mann ganz seinen Charakter. Voll Ingrimm auf die Universität — besonders weil einige Studenten in

Lübow's Freikorps getreten waren und der Kaiser sich einbildete, die Studenten seien Schulknaben, die keinen Schritt ohne Erlaubniß oder Vorwissen des akademischen Senats thun könnten — fragt' er, nachdem er kaum mit einigen königlichen Oberbehörden, die zuerst im Kreise aufgestellt waren, ein paar Worte gesprochen hatte: Où sont les députés de l'université? Und ehe jemand ein Wort vorbringen konnte, übergoss er uns mit einer Menge von Vorwürfen, selbst Schimpfworte nicht verschmähend, aber nicht den mindesten Sinn für Wissenschaft und höhere Geistesbildung verrathend. Dann bekamen die anwesenden Glieder des Stadtraths einen, etwas gelindern, Verweis. Hierauf kehrt' er den Kaufleuten die Taschen um, fragte unter andern, wie viel Millionärs es in Leipzig gäbe, und auf die Antwort: Keinen — man dachte wahrscheinlich an Thaler, während er nur an Franken dachte — klopft' er höhnisch an seine Taschen, als wollt' er sagen: Ich will euer Geld schon herauskriegen! Es war, als wenn sein ganzer Kopf sich nur um die zwei Dinge drehete: Herrschen und Haben. Als die Audienz vorbei war und Napoleon sich eben zurückziehen wollte, wagt' es noch Einer von meinen Kollegen, ihn anzureden. Der Kaiser trat erst etwas zurück, wahrscheinlich zweifelhaft, wie es gemeint sei. Denn dieser gewaltige Mann war so furchtsam, daß er überall Attentate



auf seine Person witterte und in Königsberg, als er einmal auf dem Pregel fuhr und eine Bewegung unter den mit vielem Volke besetzten Schiffen bemerkte, sogar aus seinem Kahne nach dem nahen Ufer sprang, um sein theures Leben zu retten, aber, zu kurz springend, beinahe sich selbst im Pregel ersäuft hätte. Da er indeß sah, daß mein Kollege nichts Böses im Schilde führte, sondern nur den Ergöttemten mit einigen guten Worten besänftigen wollte, lacht er ihm höhnisch ins Gesicht und kehrte ihm den Rücken zu. Das war der große Mann, der die Welt besiegt, und den die Welt bewundert, den die französische Schmeichelei, sich selbst überbietend, sogar allmächtig wie Gott genannt hatte. Mir kam dieser Gott in jener merkwürdigen Audienz nicht anders vor, als wie ein Corporal, der die Gemeinen ausprügelt oder ausschilt, wenn sie nicht nach seinem Willen gethan. Weder in der Haltung seines Körpers, noch in seinen Mienen, noch in seinen Worten, war irgend eine Spur von Hoheit oder Würde. Es war alles nur darauf berechnet, terreur zu machen.

Bald darauf wurde bei Dresden, bei Kulm, an der Katzbach, bei Großbeeren und bei Dennewitz gefochten. Der Kolos wankte, aber er fiel noch nicht. Er raffte alle seine Kraft zusammen und stellte sich in und um Leipzig auf. Die ewigdenkwürdige Schlacht oder vielmehr die Schlachten bei Leipzig wurden ge-

schlagen. Am 16. October, wo bei Bachau ein heftiges Vortreffen geliefert wurde, legt' ich mitten unter Kanonendonner mein Rektorat nieder. Das Gewölbe dröhnte, während ich, nicht ohne einiges Herzklopfen, die gewöhnliche Abgangsrede hielt. Der 18. und der 19. entschieden endlich das Schicksal der Welt. Da ich in der Vorstadt wohnte, in einem Hause mit einem Beobachtungsthürmchen, so konnt' ich einen Theil des Schlachtfeldes sehr gut, noch besser aber den Rückzug der Franzosen übersehen. Welch ein Rückzug! Welch' eine Flucht über Hals und Kopf, wo Eins das Andre drängte, fortschob, erdrückte, ins Wasser stürzte, und wo Napoleon selbst noch zuletzt durch Sprengung einer Brücke die Seinigen theils dem Tode theils der Gefangenschaft preisgab! Kugeln in Menge, größere und kleinere, auch Granaten, flogen in die Stadt, in die Straßen, in die Häuser und Gärten, und streckten auch manchen friedlichen Einwohner zu Boden. Denn der Kampf fand erst in der Stadt selbst sein Ziel. Aber das Schauspiel war zu groß, zu neu, zu abschreckend - anziehend, als daß man nicht der Gefahr hätte trogbieten sollen. Auf einer Wiese hinter Reichel's Garten irrten einige tausend Franzosen umher, einen Ausweg zum Entkommen suchend. Da sie aber überall von der Elster umflossen waren, ergaben sie sich ohne Widerstand einer Kompagnie preussischer Jäger, die ihre Gefangenen, an deren

Spitze ein General ritt oder sich vielmehr reitend fortführen ließ, durch eine Doppelfolonade und einen überbauten Durchgang führten. Da fielen mir recht lebhaft die *Furcae Caudinae* und das *sub jugum mitti* der Römer ein.

Eben so lebhaft erinnert' ich mich bei einer andern Scene der Spöttereien, mit welchen in der Iliade die homerischen Helden ihre besiegten Feinde verhöhnten. Indem ich um die Stadt ging in der sogenannten Promenade, wo viele Tode und Verwundete umherlagen, stieß ich auf einen französischen Grenadier, dem ein Bein abgeschossen war, der aber noch lebte. Vor ihm stand ein preußischer Soldat, der seiner Aussprache nach ein Pommer war und den Franzosen auf das Bitterste verspottete. Als ich ihm sagte: „Landsmann, laß das gut sein! der thut uns „nichts mehr“ — stemmt' er die Hände in die Seite und rief mit lauter Stimme: „Was? den Kerl soll „ich gehen lassen? Hat er nicht wollen Burgemeister „werden in Berlin, unsrer Residenz?“ — Ein Anderer, der etwas französisch radebrechen konnte, entriß einem vorübergehenden Franzosen, der wahrscheinlich aus dem Lazarete kam — denn er sah sehr elend aus und war ganz zerlumpt — seine Nachtmüße mit den Worten: „Leve ton bonnet devant moi! Moi „qui je suis Prussien!“ — Er war aber doch so großmüthig, seinem Feinde, der kein Wort sagte,

sondern deß= und wehmüthig zur Erde blickte, die Nachtmühe nachher zurück zu geben.

Auch die Habsucht zeigte sich hier unter mannichfaltigen, zum Theil lächerlichen, zum Theil aber auch recht gräßlichen Gestalten. Ein schwer Verwundeter lag mit seinem Kopfe auf einem Sacke, in welchem er allerlei Habseligkeiten, vermuthlich auch geraubte, verborgen hatte. Ein altes Mütterchen, wahrscheinlich eine Trödelfrau, kam und fragte ihn, ob er nichts zu verkaufen habe. Da zog er mit vieler Mühe aus seinem Sacke ein Kleidungsstück hervor; und nun entstand ein Handel, wie um ein Rittergut. Der Verwundete, der wohl die Sonne nicht wieder aufgehen sahe, wollte doch noch den möglichsten Vortheil aus seinem Raube ziehen. — Von einigen Kosaken sah' ich Verwundete aller Nationen, selbst Russen, umwenden und ausziehen, in der Absicht, Geld bei ihnen zu finden, die Verwundeten, denen jede Bewegung schmerzhaft war, mochten wimmern und um Barmherzigkeit flehen, wie sie wollten. Ich rief einen Offizier herbei, der jene Kosaken mit einigen Glüchen und Knutenhieben verjagte. Aber kaum hatt' er den Rücken gewandt, so kamen sie wie verschuchte Raubthiere zurück und fingen ihr barbarisches Geschäft von neuem an. O Menschheit, wie tief kannst du sinken!

Groß war der Mangel in diesen Tagen. Ein

Bürgersmann hatte sich ein hausbäcknes Brod irgendwo gekauft und trug es unter seinem Mantel versteckt nach Hause. Kaum witterten es die in der Promenade aufgestellten Soldaten, so fielen sie über ihn her, und nahmen ihm das Brod. Er flehete mit heißen Thränen, ihm mindestens die Hälfte zu lassen; er hab' es mit 5 Thl. (sage fünf Thaler) bezahlt; Frau und Kinder hätten nichts zu essen. Es half alles nichts; er mußte mit leeren Händen, die er verzweiflungsvoll rang, nach Hause gehn. Gern hätte ich ihm etwas gegeben. Aber ich mußte selbst von einem Freunde in der Stadt etwas Salz und die Hälfte von einem Kommisbrode betteln, das er wieder von einem Soldaten theuer erkaufte. Dem General Kleist von Nollendorf, der nebst einigen andern bekannten Offizieren nach der Schlacht in meine Wohnung kam, um zu sehn, ob wir noch lebten, konnten wir nichts weiter, als eine Tasse schwarzen Kaffee mit etwas altem Zwiebacke vorsehen; was aber allen vortrefflich schmeckte. Milch war fast gar nicht zu haben; ich kaufte daher von einem fliehenden Franzosen eine Kuh, die er geraubt hatte und nicht weiter fortbringen konnte, um ein Spottgeld zur Milchung für die Kinder, und überließ sie nach vier Tagen, während welcher ich sie im Keller mit einigen Kräutern aus meinem Garten nährte, einem Bauer, dem all sein Vieh geraubt war und der sich für einen Krösus

hielt, als er wieder eine Kuh hatte. Eine andre Kuh, die einer meiner Hausgenossen erkaufte und geschlachtet hatte, theilt' er mit mir. So hatten wir auch wieder frisches Fleisch im Hause. — Man muß solche Dinge selbst erlebt haben, um zu wissen, was Kriegsnoth heißt.

Nachdem nun diese Noth größtentheils überstanden war, hob eine andre an. Der König von Sachsen war als Gefangener abgeführt worden. Das schmerzte alle Patrioten. Das Schicksal des verehrten und geliebten Monarchen wurde dadurch eben so zweifelhaft, als das des Landes. Dennoch wurden die Sachsen aufgefordert, Freiwillige ins Feld zu stellen, als Hülfsstruppen der Verbündeten. Der russische General, Fürst Repnin, der das Land gleichsam als Vizekönig regierte, der Minister von Stein, der es, wie alle eröberte deutsche Länder, im Namen der Verbündeten verwaltete, der General von Thielmann, der in die Dienste der Verbündeten getreten war, und andre bedeutende Personen versicherten einstimmig, je mehr Freiwillige sich stellten, desto besser würd' es für den König und das Land sein. Es sei dieß das einzige Mittel, beide in ihre Integrität herzustellen oder darin zu erhalten. Es war eine wichtige Sache für mich, bürgerlich und häuslich betrachtet. Ich überlegte lange, was zu thun. Je länger ich aber überlegte, desto unruhiger ward ich.

Tag und Nacht quälte mich die Frage: Sollst du mitgehen oder nicht? Ich ward beinahe krank darüber; ich befand mich in einem fieberhaften Zustande. Ja ich glaube, daß ich gestorben wäre, wenn es länger gedauert hätte. Endlich fiel mir das neue Gaudeamus wieder in die Hände. Als ich die letzte Strophe gelesen, schämt' ich mich, daß ich gezaudert hatte. Du hast — dacht' ich — Andre zum Kampf ermuntert und wolltest selbst hinter dem Ofen sitzen bleiben? Rasch ging ich auf das zu diesem Zweck errichtete Anmeldungs-Büreau und ließ meinen Namen unter die Freiwilligen setzen. Auf einmal war ich ruhig und befand mich wohl. Noch hatt' ich aber eine schwere Pflicht zu erfüllen. Ich mußte meiner Gattin sagen, was geschehen. Diese war aber krank. Die Schrecken und Ängsten der Zeit hatten sie angegriffen. Ich wartete, bis sie sich etwas erholt hatte. Sie aber benahm sich, wie ein echtes Soldatenkind. „Ich dacht' es wohl“ — sagte sie mit einer Thräne im Auge — „daß es so kommen würde. Geh' in Gottes Namen!“ — Das ist der wahre Hergang der Sache. Falsch war es, was Einige zu jener Zeit sagten, die Pflicht gegen den Jugendbund hätte mich zum Mitgehen bestimmt. Ich hatte keine Pflicht mehr gegen diesen Bund. Es trieb mich nur der eigne Genius; ich that, was ich nicht lassen konnte.

Nun ging es ans Exerciren und Equipiren. Das Erste machte mir viel Spaß, das Zweite viel Noth. Ich hatte mich unter dasjenige Freikorps aufnehmen lassen, welches man das sächsische Banner nannte, und zwar unter die reitenden Jäger desselben. Reiten konnte ich schon, ob ich gleich noch im Tempo auf- und absteigen lernen mußte, was mir sehr lächerlich vorkam. Ich hatte aber noch einen besondern Grund, warum ich gerade in der leichten Reiterei dienen wollte. Ich wußte, daß man diese vorzüglich braucht, um den Feind von allen Seiten zu beunruhigen, ihn zu verfolgen, allerlei Handstreich auszuführen. Das Glück, dacht ich, könnte die wohl gar den Napoleon in die Hände spielen. Man lache nicht über den kühnen Gedanken! Wie viel fehlte nach der Schlacht bei Waaterloo, daß der Kaiser gefangen wurde! Er rettete sich ja nur durch einen Sprung aus dem Wagen in der Dunkelheit. Im Kriege ist alles möglich. Und war ich nur einmal dem Napoleon so nahe gekommen, so hätte mich — das darf ich ohne Prahlerei versichern — kein Pistol und kein Säbel abhalten sollen, ihn beim Kragen zu fassen. Der Gedanke machte mir sogar Spaß. *Voici le recteur de l'université de Leipzig* — wollt' ich ihm sagen — *que vous avez si maltraité!* Es war darin allerdings auch etwas Empfindlichkeit von der Audienz her. Wer ist je-



doch frei von aller Empfindlichkeit, wenn er so gereicht wird?

Aber nun mußten auch Pferde, Waffen und Montirungsstücke gekauft werden — alles auf eigne Kosten. Das war Bedingung. So viel baares Geld hatt' ich nicht liegen. Ich verkaufte mein Silberzeug und mußte noch borgen. Denn die Kosten beliefen sich weit höher, als ich anfangs berechnet hatte. Das Banner sollte eine Elite sein; ja man hatte den unglücklichen Einfall, es für einen Theil der russisch-kaiserlichen Garde zu erklären. Wir mußten schwören, Alexander's Leib mit dem unsrigen zu bedecken, und würden es vorkommenden Falls gewiß auch gethan haben. Damit widerfuhr uns allerdings eine hohe Ehre; aber diese Ehre war auch sehr kostspielig und zeitraubend. Denn nun sollte auch die Uniform möglichst glänzend sein, und es war ein wichtiger Gegenstand der Berathung, wie die Kopfbedeckung sein sollte. Erst wurden Dreiecke beliebt, dann Schwedenhüte (rund, aber an einer Seite aufgekrempt), dann Tschakos, endlich Tschapkas (oder wie das Ding geschrieben wird — hohe viereckige polnische Mützen) — alles mit vielen Dressen und andern Klunkern behangen. Diese verschiedenen Kopfzeuge allein kosteten mir über 100 Thl. Ich bewerte mich einmal darüber; aber es hieß, der Soldat müsse gehorchen. Sold bekam ich gar nicht;

es hieß, ich behielte meinen Amtsgehalt. Man beachte aber nicht, daß dieser für die Familie bleiben mußte, und daß ich als herumziehender Soldat weder Vorlesungen halten noch Bücher schreiben, also auch nichts nebenbei verdienen konnte. Zum Ankauf eines einzigen Pferdes gab man mir Geld; ich brauchte aber als Offizier deren wenigstens drei, zwei für mich und eins für den Reitknecht.

Was nun aber das Schlimmste war, diese Uniform-Spielerei hemmte die Ausrüstung und den Abmarsch des Banners. Es dauerte schon lange, ehe wir nur von Leipzig ausrückten. Dann lagen wir lange in Chemnitz, wo es mir übrigens recht wohl ging; denn die Leute nahmen uns überall gut auf. Noch länger lagen wir in Thüringen, weil wir auf den Fürsten Repnin warten mußten, der die erste große Heerschau über das ganze Banner halten wollte, um zu sehen, ob wir auch für eine russische Leibwache gut genug ausgerüstet und eingeübt wären. Wir verzweifelte vor Ungeduld; aber die schwere Pflicht des Gehorsams hieß uns schweigen. Indessen verging darüber die beste Zeit; und es kam mit dem Banner dahin, daß es von ihm, wie von so vielen Dingen in der Welt, hieß:

Es kreist der Berg, und siehe da!

Es springt heraus ein kleines Mäuschen.

Ich war jedoch nicht müßig während dieser langen Prüfungszeit. Außer dem Exerziren mit den Kameraden im freien Felde exerzirt' ich auch allein zu Hause. Ich studirte nicht bloß das sogenannte Reglement — ein Buch von 10 bis 12 Bogen in klein Oktav — mit demselben Eifer, mit dem ich früher Kant's Kritik oder andre wissenschaftliche Werke studirt hatte, sondern ich schnitzte mir auch Soldaten, ließ sie nach Vorschrift des Reglements sich stellen und bewegen, und sagte dazu laut die vorgeschriebnen Kommandoworte, um sie dem Gedächtnisse recht fest einzuprägen, damit das gehörte Wort augenblicklich in That übergehn könnte. Ich las sogar größere taktische und strategische Werke, so viel es die Umstände erlaubten, weil man doch nicht wissen konnte, wie lange der Krieg dauern und wie weit er mich führen würde. Denn ob ich gleich bloß als Souslieutenant eintrat, so hätte doch, wenn es Gottes Wille sonst gewesen wäre, noch ein General des Mondes oder ein Feldmarschall der Sonne aus mir werden können.

Bei meiner Schwadron fand sich aber noch ein Souslieutenant von adliger Geburt, dessen Patent vom gleichen Tage mit dem meinigen war. Da entstand die große Frage, als wir förmlich einrangirt wurden, wer von uns beiden der erste sein sollte. Es ward an die obere Behörde berichtet und um Ent-

scheidung gebeten. Diese entschied für den Edelmann, der ein wackerer, aber eben nicht sehr gebildeter, Landjunfer und an Alter jünger als ich war. Ich ließ mir auch das gefallen, da mir eine Stelle höher oder tiefer sehr gleichgültig war, wiewohl die Entscheidung selbst mich verdroß, nicht der Person, sondern des Prinzips wegen. Denn offenbar ging man bei dieser Entscheidung von dem Grundsatz aus, der Adlige müsse überall den Vorzug haben — ein Grundsatz, der schon darum nichts taugt, weil er dem Dienste schadet. Späterhin mochte man das mir zugefügte Unrecht eingesehen haben. Denn kaum waren wir in Würzburg eingerückt, so erhielt ich das Patent als Premierlieutenant, übersprang also meinen Kameraden in derselben Schwadron. Das war etwas Unerhörtes. Jener fühlte sich natürlich gekränkt, weil er nun degradirt war; und das hatt' er nicht verdient, da er im Dienste sehr eifrig war. Es fehlte nicht viel, daß es zum Zweikampfe kam. Als ich mich beim Chef des reitenden Jägerkorps, wie gewöhnlich, als neugebackener Premierlieutenant meldete und um seine weitem Befehle bat, merkt' ich gleich, daß er verstimmt war. Er war mir sonst gewogen; ich hatt' ihm eine Rede gemacht, die er bei der Verpflichtung des Banners in der Kirche hielt, obwohl so verstümmelt, daß ich meine Arbeit kaum wieder kannte. Er glaubte aber, ich hatt' um

das Avancement gebeten. Ich versichert' auf Ehrenwort, daß dieß nicht der Fall sei, daß mir die Sache eben so unerwartet als ihm selbst komme. Er verlangte nun, daß ich das Avancement verbitten sollte. Ich gab ihm aber die trockne Antwort; „Ich muß „gehorschen, wenn man mich gegen die Kanonen kommandirt; also will ich auch gehorschen, wenn man „mich zu einem höhern Posten kommandirt.“ — Das trug er mir nach. Beim nächsten Manöver sagt' er laut vor der Fronte, ich ritte wie eine Schlafmüße; was offenbar falsch war; denn ich ritt eher zu hitzig als zu schläfrig. Solche Pillen muß man aber bei diesem Handwerke verschlucken lernen. Ich hört' einmal einen kommandirenden General zu einem Obersten sagen: „Herr Oberst, Sie reiten ja wie „ein Schneider; machen Sie, daß Sie hinter die „Fronte kommen!“ — Das ist das hochgepriesene point d'honneur militaire! —

Indessen redete mir ein noch höherer Vorgesetzter, der mich sehr lieb hatte, zu, ich möchte mich, um alle Reibung zu vermeiden, von den Jägern zu den Dragonern versetzen lassen. „Ich fodr' es nicht „von Ihnen“ — sagt' er — „sondern ich wünsch' „es bloß.“ — Da sagt' ich: „Sie haben nur zu „befehlen“ — und ging zu den Dragonern. Der Chef der Schwadron, zu der ich stieß, war gerade wegen Krankheit abwesend und es dauerte ziemlich

lange, bevor er genas. In der Schwadron selbst war kein Offizier von höherem Range, als ich. Folglich mußte ich sogleich das Kommando der ganzen Schwadron übernehmen. Das war peinlich für mich, als einen Anfänger in der Kriegskunst. Denn ich hatte bisher immer nur kleinere Abtheilungen befehligt. Ueberdieß schien es mir, als wenn die Dragoner, Offiziere sowohl als Gemeine, das Kommando eines ihnen fremden Offiziers, der noch überdieß seine Jäger-Uniform trug, mithin wie ein Grünspecht unter Blauspechten aussähe, nicht gern sähen. Denn es herrscht unter den verschiedenen Abtheilungen eines größern Heerhaufens immer eine gewisse Eifersüchtelei, und diese zeigte sich auch bei unsrem Banner zwischen Husaren, Jägern und Dragonern. Jede Abtheilung hielt sich für besser, als die andre, und wollte es der andern zuvorthun. Ich benutzte also die erste Gelegenheit, wo die ganze Schwadron beisammen war, um eine kleine Anrede an sie zu halten und die Gemüther dadurch zu gewinnen. Es gelang mir auch; denn ein gut Wort findet immer gute Statt, besonders wenn hinterher auch die That, die gute Behandlung, den Worten entspricht. Man kann auf diese Art alles mit jungen Leuten ausrichten; und meine Schwadron bestand fast ganz aus jungem Volke. Daher fand auch der Chef, als er späterhin zurückkehrte und den Befehl wieder selbst

übernahm, die Schwadron im besten Zustande, und er bezeugte mir darüber seine Zufriedenheit in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Ich befand mich also in meiner neuen Lage recht wohl und sehnte mich gar nicht zurück in das alte Verhältniß.

Was nun aber das übrige Thun und Leiden des Banners und meiner Wenigkeit betrifft, so ist davon nicht viel zu sagen und noch weniger zu rühmen. Bei Würzburg sahen wir den ersten Feind; denn die Franzosen hielten noch die Zitadelle besetzt, welche die Stadt, die Mainbrücke und einen Theil der Heerstraße, die wir passiren mußten, beherrscht. Sie verhielten sich aber ganz ruhig. Ihre Feuer- schünde gähnten uns wohl an, spieen aber kein Feuer; wir bekamen also hier nicht einmal Pulver zu riechen, geschweige das Pfeiffen der Kugeln zu hören oder gar sie selbst zu fühlen. Bei Miltenberg hatten wir zwar großen Verlust an Mannschaft, aber nicht durch Feuer, sondern durch Wasser. Es schlug beim Sezen über den Main eine Fährte um, und mehr als siebenzig Mann wurden von den Fluthen verschlungen. Das war ein harter Schlag; denn es befanden sich recht brave und gebildete Jünglinge und Männer darunter. Wären sie an einem Schlach- teger geblieben, so hätten wir uns diesen Verlust zur Ehre rechnen können. Aber dieser ruhmlose Wasser- tod so vieler geschätzter Kameraden schmerzte uns alle

tief. Ich war bei der Beerdigung der Wenigen zugegen, die aus dem Wasser hervor gezogen werden konnten. Es war eine traurige Feierlichkeit. Sie wurden dicht an der Landstraße am Fuße einer Anhöhe, nicht weit vom Orte des Unglücks, begraben, und es ist späterhin ein kleines Denkmal mit einer in die Felswand gegrabenen Inschrift dort errichtet worden. *Requiescant in pace!*

Als wir an den Rhein kamen, wollte man uns gar nicht über den Strom sehen lassen, den ich jetzt zum ersten Male seine Fluthen in stiller Größe fortwälzen sah. Es hieß, man bedürfe keiner Truppen mehr jenseit des Rheins. Indessen war Mainz noch in den Händen der Franzosen und von einem kleinen Heerhaufen eingeschlossen. Man erlaubte also doch den Uebergang, um uns an diesen Belagerungshaufen anzuschließen; und so kamen wir unter den Oberbefehl des jetzt regierenden Herzogs von Koburg, eines schönen Mannes von wahrhaft fürstlichem Anstande, der uns freundlich willkommen hieß, als wir das erste Mal vor ihm aufmarschirten. Es gab aber auch hier nichts weiter zu thun. Nur auf den Vorposten fiel zuweilen ein Flinten- oder Pistolenschuß. Die Kanonen der Feste schwiegen in Mainz wie in Würzburg. Es war als hätten die Franzosen schon alles verloren gegeben.

Bald darauf kam von Paris der Befehl an



die Franzosen, uns Mainz zu übergeben. Die Besatzungstruppen waren sehr erbittert darüber; man sah auf ihren Gesichtern einen verhaltenen Ingrimme beim Ausmarsche. Aber sie mußten gehorchen; denn Paris war über und ihr Kaiser hatte abgedankt. Unser Einmarsch in Mainz mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen war zwar recht imposant, aber von keinem Volksjubel begleitet. Die Einwohner ließen sich's gefallen, wieder deutsch zu werden; aber sie schienen eben nicht erfreut darüber. Der Stadtrath gab ein Festmahl auf dem Rathhause. Man versicherte auf der einen Seite, daß man immer ein deutsches Herz im Busen getragen habe, und man glaubt' es auf der andern, that wenigstens so. Es herrschte aber keine wahre Herzlichkeit und Fröhlichkeit. Das war den guten Leuten gar nicht übel zu nehmen. Denn sie wußten ja nicht, was da kommen, und ob das Loos über sie besser oder schlimmer fallen würde.

Wir wurden nun in die Umgegend von Mainz verlegt und nur von Zeit zu Zeit wurden kleinere Abtheilungen des Banners zur Ablösung in die Stadt beordert. Das war eine langweilige Geschichte. Ich bat um meinen Abschied, erhielt aber bloß Urlaub, um nach Leipzig zurückzukehren, wo ich, zur Belohnung für meine Dienste, als Rittmeister à la suite gesetzt wurde, was ich auch (obgleich der Körper,

zu dessen Schweif ich gehören sollte, bald zu existiren aufhörte) immerfort geblieben bin und noch jetzt sein könnte, wenn es hier oben Rittmeister gäbe. Denn ich habe nie meinen Abschied erhalten.

Bevor ich aber von meiner Rückkehr Nachricht gebe, muß ich noch einige Umstände und Begebenheiten aus meinem Kriegesleben erwähnen.

Das bekannte Liedchen: Lustig leben wir Soldaten &c. ist zum Theil wahr, aber auch nur zum Theil, und zwar zum kleinern Theil. Wehe dem, der sich dadurch verführen läßt, Soldat zu werden! Ich rede aber hier nicht von den Beschwerden und Anstrengungen; diese gewähren selbst Genuß; ohne sie wäre jenes Leben ganz unerträglich. Ich meine vielmehr das ewige Einerlei und das Kleinliche des Dienstes, das pedantische Gamaschen = Wesen, was auf die Länge recht zum Ekel wird. Dann die Roheiten und Barbareien, die man auch unter den gebildetsten Truppen mit ansehen muß, ohne sie abstellen zu können, selbst beim besten Willen. Einer meiner Kameraden, sonst ein tüchtiger Offizier, von höherem Range als ich, kam nie ins Quartier, ohne zu fluchen, zu toben, zu schimpfen und zu schelten. Er hatte weiter keine Absicht dabei, als sich ein Ansehen zu geben. Er meinte, die Leute müßten gleich zittern, wenn man ins Quartier käme; sie thaten dann alles will-

ger. Ich schämte mich aber dessen so sehr, daß ich, wo es nur anging, es vermied, mit ihm in dasselbe Quartier zu kommen. Ferner das Leben auf fremde Kosten. Das ist freilich ein wohlfeiles Leben; aber es ist auch schrecklich, so oft in ein fremdes Haus zu treten mit dem Bewußtsein, welch ein unwillkommener Gast man sei. Selbst wenn die Leute willig und freundlich entgegen kommen, weiß man oft nicht, ob's so von Herzen gemeint sei oder ob nur die Furcht vor übler Behandlung sie so willig und freundlich mache. Und wenn man nun vollends an allen Ecken und Enden Spuren der Armuth und des Elends sieht, die zum Theil selbst durch die Last früherer Einquartirungen verursacht sind, so müßte man kein Herz im Leibe haben, wenn dieser Anblick nicht wehe thäte. Das Gefühl stumpft sich wohl nach und nach ab; ganz aber hab' ich es nie unterdrücken können. Bei Würzburg ward ich in einem Hause eingelagert, wo das tiefste Elend herrschte. Die Leute dauerten mich so, daß ich, da wir Kasten hatten, den Chef um Urlaub nach Würzburg bat und dort im Gasthause auf meine Kosten lebte. Aber das kam mir theuer zu stehen, da ich keinen Sold erhielt. Ich ließ mir wohl zuweilen Geld von Hause schicken; aber das ging bald drauf; leben mußte ich doch; also mußte ich auch den Leuten zur Last fallen; und das verbitterte mir oft allen Genuß. Von den Schikanen

im Dienste, von den übeln Behandlungen abseits der Vorgesetzten will ich weiter nichts sagen, da ich schon oben Einiges davon berührt habe. Darum warn' ich jeden jungen Mann, den nicht Pflicht oder unbefieglische Neigung zum Soldatenstande hinzieht, vor demselben. Es ist nichts als glänzendes Elend, sei es im Frieden oder im Kriege; es ist nichts als ein ewiger Wechsel von Sklaverei und Ungebundenheit, von blindem Gehorsam und herrischem Wesen. Nur ein höherer Zweck, eine Begeisterung für eine Idee kann für den Gebildeten so etwas erträglich machen.

Ein Feldzug ohne kleine Abenteuer im Gebiete der Liebe ist kaum denkbar. Mars und Venus waren von jeher im geheimen Verständnisse; und Amor selbst trägt Waffen, Köcher und Pfeil. Man würde daher meinen Bericht mit Recht der Unvollständigkeit anklagen, wenn ich davon schweigen wollte. Also will ich beichten. Die Leser und — falls ich das Glück haben sollte, dergleichen zu erhalten — die schönen Leserinnen mögen dann selbst urtheilen, ob sie mich absolviren wollen.

In der Umgegend der Stadt G. ward ich mit meiner Schwadron in einem ansehnlichen Flecken bei einem wohlhabenden Manne — so schien es wenigstens — einquartirt. Da ich in der Stadt bei Bekannten verweilte, schickt' ich meinen Reitknecht vor-

aus, um alles Nöthige zu besorgen. Abends, als es schon dunkel war, kam ich selbst an. Da empfingen mich zwei junge Damen, Töchter des Hauses, von denen die eine recht hübsch war, mit Lichtern in der Hand gleich an der Thüre. Ich war über diesen Empfang, dergleichen ich noch nicht gehabt, ganz verwundert. Bald aber erfuhr ich, daß der Bruder dieser beiden Mädchen einer meiner fleißigsten Zuhörer in Leipzig gewesen, daß er seinen lieben Schwestern viel schönes von mir erzählt, und daß diese meinen Reitknecht neugierig ausgeforscht hatten, wie sein Herr hieße, wer er wäre u. s. w. Wir waren nun gleich gute Bekannte. Die übrigen Offiziere, denen es im Orte auch gefiel, hatten gleich einen kleinen Ball veranstaltet und ließen mich dazu einladen. Solche Einladung war nicht abzulehnen. Ich bat die Eltern um Erlaubniß, die beiden Töchter mit auf den Ball zu führen, mich verbürgend für allen Schaden. Die Erlaubniß wurde bald gegeben und so wurde bis nach Mitternacht recht vergnüglich getanzt. Am andern Morgen brach die Schwadron wieder auf. Es hatte in der Nacht etwas gefroren; der Boden war schlüpfrig. Als ich mich aufs Pferd geschwungen, wollt' ich die jungen Damen im Fenster noch einmal salutiren und das Pferd dazu paradiren lassen. Es glüßchte aber aus und setzte sich auf die Hintertheile. Kein Haar fehlte, so kam der

galante Ritter aus den Bügeln und legte sich den, erst mit den Schnupftüchern wehenden, jetzt aber vor Schreck laut aufschreienden Fräuleins noch einmal zu Füßen. Indessen erhielt ich mich doch noch im Sattel, das Pferd raffte sich auf, und ich sprengte zum Thore hinaus.

Ein andermal war ich im Rheingau bei einer protestantischen Predigerfamilie eingelagert. Sie bestand aus dem Hausvater, einem ehrwürdigen, aber etwas schweigsamen Manne, der Hausmutter, einer gutmüthigen, aber höchst geschwätzigen und, wie es schien, das Pantoffel-Regiment gut führenden Frau, nebst zwei erwachsenen und hübschen Töchtern, von welchen die ältere bereits einen Bräutigam hatte, die jüngere und hübschere aber noch darauf hoffte. Vielleicht hätt' ich's werden können, wenn ich nicht schon (was ich mich aber wohl hütete zu sagen) versorgt gewesen wäre. Denn nie bin ich während meines ganzen Feldzugs besser aufgenommen worden, als in diesem schönen Familienkreise. Die Leute bestrebten sich ordentlich, jeden Wunsch zu errathen und zuvorkommend zu erfüllen, und wurden des auch nicht müde, als ich ihnen (äußerlich bedauernd, innerlich aber hoch erfreut) ankündigte, daß ich, weil wir einige Rasttage hätten, auf längere Zeit belästigen müßte. Während dieser Zeit erzählte mir die Hausfrau ihre ganze Familiengeschichte bis in die kleinsten

Einzelheiten. Dieß wäre freilich eben nicht sehr unterhaltend gewesen, wenn nicht die Frau wirklich eine gute Erzählungsgabe gehabt und die Töchter sich immer in das Gespräch gemischt hätten, wobei es an kleinen Neckereien nicht fehlte. Auch wurde fleißig musizirt, indem ein altes Pianoforte in der Stube stand. Ich hatte damals ein Bannerlied gedichtet, nach der Melodie: Es haben viel Dichter &c. Da es den Geist jener Zeiten bezeichnet, der auch mich ergriffen hatte, so will ich es hersehen. Es lautete, wie folgt:

Es lebe das Banner! das Banner soll leben!  
Kommt, Brüder, und laßt die Hände uns geben!  
Das Banner zieht aus in das blutige Feld,  
Zu lösen vom fränkischen Joch die Welt.

Was willst du, Franzos, in Germaniens Auen?  
Willst Herzen und küssen wohl unsere Frauen?  
Du Bube, wir wollen dich lehren zumal,  
Zu Herzen und küssen den blutigen Stahl!

Was willst du, Franzos, an der Elbe Gestaden?  
Willst dich wohl mit unserem Golde beladen?  
Du Bube, wir wollen dir füllen den Sack,  
Statt glänzenden Goldes mit blutigem Pack.

Was willst du denn, Franzmann, an unseren Tischen?  
Willst dir wohl die Kehle mit Rheinwein erfrischen?  
Du Bube, wir wollen dich führen zum Schmaus  
Mit Blute getränkt ins dunkle Haus!

Was willst du denn, Franzmann, auf unseren Straßen?  
Willst dich wohl als Herrscher veräuchern lassen?

Du Bube, wir wollen dich hängen in Rauch;  
So ist's bei den freien Germanen der Brauch!

Es lebe das Banner! das Banner soll leben!  
Kommt, Brüder, und laßt die Hände uns geben!  
Das Banner zieht aus in das blutige Feld,  
Zu lösen vom fränkischen Joch die Welt.

Dieses Liedchen, das auf dem Marsche oft gesungen wurde, spielte und sang ich auch den beiden Mädchen vor. Diese waren darüber höchst entzückt; denn sie waren von ganzem Herzen deutsch gesinnt. Sie konnten sich daher nicht satt daran hören; und besonders gefiel ihnen die zweite Strophe. Das Entzücken der Mädchen über mein Lied entzückte mich natürlich wieder. Gott weiß also, wie weit das wechselseitige Entzücken gegangen sein würde, wenn nicht der unbarmherzige Trompeter noch zu rechter Zeit zum Abmarsche geblasen hätte. Beim Abschiednehmen waren wir alle sehr gerührt; es war als wenn ein Sohn und Bruder aus dem Hause ginge. Papa und Mama umarmten mich zärtlich. Nun hatte Letztere mir gesagt, daß ihre Töchter in Blücher'n verliebt wären und sich das Wort gegeben hätten, ihm um den Hals zu fallen, wenn sie ihn sähen. Ich fragte also, ob sie nichts an Blücher'n zu bestellen hätten. Sie lachten schelmisch. Die Mutter aber sagte:



„Nun gebt nur dem Herrn Rittmeister“ — so nannten sie mich, weil ich eben die ganze Schwadron befehligte, ob ich gleich den Titel noch nicht hatte, und ich ließ mir diese Benennung um so lieber gefallen weil sie rein deutsch war und in einem weiblichen Munde viel hübscher klang, als das hässliche Wort Lieutenant — die Mutter sagte also: „Nun gebt nur dem Herrn Rittmeister einen Kuß für Blücher'n mit! Er wird ihn schon bestellen.“ — Und sie thaten's ohne Scheu vor dem gewaltigen Schnurrbarte, den ich mir hatte wachsen lassen. Ich kann aber auf Ehre versichern, daß diese beiden Rhein-Küsse noch lieblicher und süßer schmeckten, als der beste Rhein-Wein, und wär' es Kabinetswein von dem berühmten Johannisberge gewesen.

Bald darauf ward ich mit einem meiner jüngern Kameraden bei einem katholischen Pater eingelegt. Noch nie war ich mit einem solchen Manne in so nahe Berührung gekommen. Der schon etwas bejahrte Herr war aber krank; er lag im Bette und hatte das Zipperlein. Um ihn herum war eine angebliche Nichte beschäftigt, die zwischen 20 und 30 sein mochte, noch ziemlich hübsch, obwohl etwas verblühet. Sie bediente aber auch uns, brachte das Essen, den Wein, den Kaffee, und nahm den Dank dafür willig hin. In der Stube stand ein unmenschlich großes Bett, wie das für den Lord-Major

von London. Mein Kamerad fragte, ob das für uns drei wäre. Die Nichte kicherte und lief davon. Ich schlug meinem Kameraden vor, ob wir nicht den andern Morgen, da wir Kafftag hätten, einen Ritt, ich weiß nicht mehr wohin, machen wollten. Er war's zufrieden. Am andern Morgen aber klagt' er über Bauchgrimmen und sagte, ich möchte nur allein reiten; er könnte nicht mit. Ich sah wohl, woher das Grimmen kam und worauf es bei der Isolirung abgesehen war. Da ich aber nicht zum Keuschheitswächter meines Kameraden bestellt war, so ritt ich fort. Bei der Rückkunft merkt' ich bald, daß das rechtgläubige Nichtchen den feyerischen Lieutenant in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen hatte. Denn sie sahen beide recht selig aus. Ich beneidete sie aber nicht um diese Seligkeit. Denn das Physische der Liebe, ohne innigere Zuneigung, hat für mich wenig Reiz gehabt. Wie hätte aber ein leichtfertiges Pfaffen-Schäkchen solche Zuneigung wecken können! Ich sagte also bloß zu meinem Kameraden, wie bei Bürger zum Jupiter, als er die schöne Prinzessin Europa entführt hatte,

Neptun gelehnt ans Ruder

Sprach: „Prosit, lieber Bruder!“

Jetzt aber kommt die Hauptgeschichte. Also merken Sie auf, verehrteste Leser! — Ich war mit zwanzig bis dreißig Mann in ein ansehnliches Dorf

detaschirt und lag beim Schulzen im Quartiere. Es war gerade Sonntag und meine Bannerleute mochten sich im Wirthshause zu gütlich gethan haben. Da wir des andern Tags sehr früh wieder ausbrechen sollten, legt' ich mich bei Zeiten nieder, nachdem ich meine Befehle ertheilt hatte. Kaum bin ich eingeschlafen, so weckt mich ein starkes Gepolter, welches die Treppe herauf nach meiner Stube kommt. Ich springe aus dem Bette, greife nach Säbel und Pistolen, die immer neben mir lagen, und denke, noch halb im Schlafe, an einen Ueberfall, obwohl kein Feind in der Nähe. Aber siehe da! der Schulze tritt mit einigen Leuten aus dem Dorfe herein, welche dringend um Hülfe bitten; meine Leute, sagen sie, wollten ein Haus stürmen und ein Mädchen herausholen. Ich fahre geschwind in die Pantoffeln — die Stiefeln hatte mein Bursche zum Reinigen mitgenommen — werfe den Mantel um, und nehme den Säbel, blank gezogen, in die Hand. Wir eilen nach dem bedrängten Hause. Es war die höchste Zeit, daß wir kamen. Die Außenwerke waren schon genommen; eben sollte die Hauptfestung erstürmt werden. Ein paar kräftige Flüche (gute Worte taugten nicht) und ein paar noch kräftigere Säbelhiebe, wiewohl mit flacher Klinge, waren hinreichend, die Feinde in die Flucht zu schlagen. Nun wollt' ich doch die gerettete Dulzinea sehn. Ein junges, rund- und rothwangiges

Landmädchen, hübsch genug für ein so verwegenes Attentat. Thränen flossen aus ihrem Auge; ich konnte aber nicht unterscheiden, ob es Trauer-Thränen wegen des mislungenen Angriffs oder Freuden-Thränen wegen der gelungenen Vertheidigung waren. Ich wünschte ihr also gute Nacht und legte mich wieder ins Bett, um auf meinen Lorbern auszuruhen.

Das war meine einzige Heldenthat auf diesem Feldzuge. Es war freilich dabei kein Blut geflossen, sondern nur einige zweideutige Thränen. Auch hat kein Bulletin und keine Zeitung davon Bericht erstattet. Aber ich freue mich doch dieser That. Denn das Motiv war diesmal rein und gut. Auch verzichtet' ich auf allen Dank.

Nest noch einiges von meiner Rückkehr aus dem Felde. In Frankfurt am Main hielt ich mich einige Tage auf, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehn. Ich merkte aber bald, daß ich nicht bis Leipzig mit meinem Gelde auslangen würde, ob ich gleich mit einer schriftlichen Ordre versehen war, die mir überall freies Quartier verschafte. Denn es fanden sich doch eine Menge von Nebenausgaben; und die letzte Geldsendung von Hause war nicht in meine Hände gekommen. Ich erhielt sie erst zu Hause, so daß das Geld vergeblich die Reise hin und her gemacht hatte. Ich entschloß mich daher zum Pferdehandel, um mir Geld zu verschaffen. Da kam ich

aber schlecht an. Sobald die christlichen und jüdischen Roßtäuscher hörten, daß ich Pferde verkaufen wollte, kamen sie zwar in Menge herbei; aber es wollte mich bedünken, als wenn die Schelme bald merkten, daß ich Geld brauchte. Gleich als hätten sie sich gegen mich verschworen, machte Einer die Pferde immer schlechter und bot also auch immer weniger, als der Andre. Mir verging die Geduld. Ich verkaufte gar nicht, und harrete auf bessere Gelegenheit. Diese blieb auch nicht aus. Nicht weit hinter Frankfurt traf ich einen Fuhrmann; der fragte mich, ob ich keins von meinen Pferden verkaufte. Halt', dacht' ich, der braucht ein Pferd, wie du Geld. Ich that also, als wenn ich ihm nur aus Gefälligkeit eins abließe, und machte einen guten Handel. Das arme Thier dauerte mich freilich wegen seines künftigen Schicksals; ich hatte meine Pferde lieb gewonnen. Aber Noth bricht Eisen, wie vielmehr die Zuneigung zu einem Thiere. Ich gab es hin mit einem tiefen Seufzer.

In Fulda verweilt' ich ebenfalls ein paar Tage. Hier wohnt' ich bei einem vornehmen geistlichen Herrn. Er war von altem Adel und schien sich wohl zu befinden. Ich rechnete auf gute Aufnahme und köstliche Bewirthung, hatte mich aber etwas verrechnet. Die erste war kalt, die andre mittelmäßig. Vermuthlich waren schon mehr Gäste meines Schlags da gewesen. Ich dachte, ich wollt' es mit der Ge-

lehrsamkeit zwingen, gab mich also näher zu erkennen, und sagte auch, daß ich einst einen Ruf an das Gymnasium in Fulda als Professor der Philosophie gehabt hätte. Da gukte mich der geistliche Herr zwar mit großen Augen an, sagte aber ganz trocken, es wäre eine öffentliche Bibliothek im Orte; die möcht' ich doch ansehen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. So etwas hatt' ich lange nicht gesehen. Ich ging auf der Stelle zum Bibliothekar und bat ihn, mir die Bibliothek zu zeigen. Das war ein kleiner, runder, freundlicher Mönch. Er war gleich bereit, zeigte mir aber alles nur obenhin. Länger verweilt' er bei einem eigenhändigen Briefe Luther's von etwas derben Inhalte. „Der Luther“ — sagt er etwas bitter lächelnd — „war doch ein Erzgrobian.“ — Er mochte mich für einen russischen Offizier halten, den das nicht verdrießen könnte. Ich nahm aber Luther's Partie, entschuldigte seine Derbheit mit der Sitte der Zeit und mit der Härte seiner Gegner, und fragte nun umständlicher nach diesem und jenem. Da merkte der Mönch, daß ich ein Stück von Gelehrten war, und fragte, ob ich denn studirt hätte. „Wohl“ — sagt' ich — „hab' ich „studirt und studire noch in Leipzig.“ — Da sah' er mich verwundert an und fragte, ob denn die Studenten in Leipzig so lange studirten. Ich aber (etwas verdrüsslich, daß mich der Mann für eine so

alte Muse hielt) erwiederte, daß ich nicht mehr als Student, sondern als Professor studirte. Nun erinnert' er sich, in einer Zeitung gelesen zu haben, daß ich unter das sächsische Banner gegangen. „Ach“ — rief er aus — „Sie sind wohl gar der Herr Professor Urceus!“ — Als ich dieß bejahte, sagt' er weiter: „Nun da muß ich Ihnen doch gleich noch, etwas recht Interessantes zeigen, ein altes Lobgedicht auf die leipziger Frauen, welches unsre Bibliothek handschriftlich aufbewahrt.“ — Ich weiß nicht, ob der listige Mönch mir's an der Nase ansah, daß ich die leipziger Frauen verehrte, oder ob er mir nur das Schimpfwort auf Luther aus den Gedanken bringen wollte, kurz, er brachte mir ein altes lateinisches Gedicht, worin die Schönheit und Liebenswürdigkeit der leipziger Frauen bis an den Himmel erhoben wurde. Es thut mir recht leid, daß ich es nicht gleich auswendig gelernt habe. Ich würd' es sonst hersehen zum Beweise, daß die leipziger Frauen schon seit Jahrhunderten im Rufe der Schönheit und Liebenswürdigkeit sind. Ein solcher Besitztitel ist gewiß alt und also auch legitim; und wer ihn bezweifeln wollte, der hätt' es mit mir zu thun; denn meine Klinge ist noch nicht eingerostet. Doch ich vergesse mich; ich habe ja die Klinge auf der Erde zurückgelassen. Und hier oben schlägt man sich nicht, auch nicht für Damen. Es ist alles ruhig und friedlich.

Als ich die Bibliothek verlassen hatte, begegneten mir zwei Offiziere, die ich schon früher kennen gelernt, ein österreichischer und ein preussischer. Ich fragte, wo sie hin wollten. „Nach einem Nonnenkloster.“ — „Wie? giebt es denn hier noch Nonnenkloster?“ — „Allerdings.“ — „Und darf man denn da hereingehn?“ — „O ja! kommen Sie nur mit!“ — Das war mir eine sehr erwünschte Aufforderung. Ich hatte in meinem Leben weder ein Nonnenkloster noch eine Nonne gesehen, außer auf der Schaubühne. Meine Neugierde war daher aufs Höchste gespannt. Das Thor ward uns gleich geöffnet. Wir ließen uns bei der Frau Abtissin oder Priorin melden, und wurden ins Sprachzimmer geführt. Die Domina kam bald in Begleitung zweier Nonnen. Alle drei waren schon ältlich, aber trotz dem Fasten, Beten und Wachen, gut genährt. Nur Eine trug noch Spuren früherer Schönheit. Das Wesen aller war etwas fromm-süßlich, aber ungezwungen. Als wir erklärten, daß wir als Fremde uns im Kloster umzusehen wünschten, sagte die Domina, daß sie uns den Zutritt ins Innere nicht gestatten könne, sie wolle uns aber die Klosterkirche und den Klostergarten zeigen. Das nahmen wir an. Es war aber da nichts Merkwürdiges. Im Garten erlaubte sich der Oesterreicher, der katholisch war, einige derbe Späße. Ich erschrak. Ich fürchtete, die Non-



nen möchten uns die Augen auskragen oder wenigstens die Thüre weisen. Allein sie lächelten ganz unbefangen und meinten bloß, die Herren Offiziere wären doch immer lose Vögel. Beim Herausgehn bezeigt' ich dem Oestreicher meine Verwunderung. „O!“ — sagt' er lachend — „Sie kennen halt unser Klosterwesen nicht; diese hier waren noch sehr züchtig und „keusch.“ — Ich schüttelte den Kopf und dachte: Da verlohnt es sich ja nicht der Mühe, ins Kloster zu gehn.

Von Fulda aus begegnete mir nichts Bemerkenswerthes, außer daß ich in G. noch eine kleine Sünde auf mich lud. Ich war da bei einer alten Wittib einquartiert. Die Frau that so ärmlich, daß ich äußerst bescheiden und genügsam war; ich verbat sogar den Wein bei Tische, als sie fragte, ob ich welchen tränke, und bat bloß um ein Glas Bier. Ich hielt die Frage für einen Wink, daß ich keinen trinken möchte; und diesen Wink zu befolgen, hielt ich für meine Schuldigkeit. Nachmittags besucht' ich einen Freund und klagte über das schlechte Quartier. Mein Freund lachte und sagte: „Das ist eine alte „Hexe; die sitzt im Gelde bis über die Ohren, ist „aber geizig wie ein Drache.“ — Als ich Abends zurück kam, war ich wie umgewandelt. Die Alte glogte mich verwundert mit ihren trübsamen Augen an. Ich war ungestüm in meinen Forderungen bis zur Unverschämtheit. Zum Abendessen fodert' ich nicht

mehr als drei Flaschen Wein, wovon die letzte Champagner sein mußte; sonst könnte ich nicht schlafen. Die Alte kreischte laut auf. Sie faltete ihre knöchernen Hände und sagte: „Ach mein schöner junger Herr!“ — sie wollte mich durch Schmeichelei bestechen — „so viel hab' ich nicht in meinem ganzen Vermögen. Sie würden sich auch nur Ihr junges Blut erhitzen. Ein Glas Wasser vor dem Schlafen geht viel besser.“ — Ich bestand aber auf Wein. Sie brachte nun eine Flasche sogenannten Würzburger. Ich stellte mich zufrieden, trank aber kaum ein Glas; denn es war Kräher. Die Alte hatte mich doch überlistet. Am Morgen beim Scheiden dankt' ich spöttisch für freundliche und gute Bewirthung. Sie murmelte etwas in den Bart — denn sie hatte wirklich einen — von „nicht Ur-sache haben,“ und machte wahrscheinlich zehn Kreuze hinter mir her. Das war die erste Hausfrau, die ich auf meinem Hin- und Hermarsche turbirt hatte.

Die Strafe des Himmels folgte mir jedoch auf dem Fuße. Als ich nach Leipzig kam, meldet' ich mich zuerst vorschriftmäßig beim russischen Obersten Prendel, damaligem Stadtkommandanten. Prendel wollte mich aber gar nicht in der Stadt leiden. Ich zeig' ihm meine Ordre, welche besagte, daß ich bis auf weitere Ordre in Leipzig bleiben sollte. Er aber versetzte, Leipzig sei ohnehin schon mit Ein-

quartierung überfüllt; er könnte mir keinen Quartierzettel geben. Da sagt' ich: „Mein Herr Oberst! „ich verlange auch kein Quartier als Offizier bei „einem Bewohner der Stadt, sondern nur als Professor im Schooße meiner Familie.“ — Da erkannt' er mich — wir hatten uns schon früher gesehen — lachte über seinen Irrthum, schüttelte mir die Hand und sagte: „Mögen Sie noch hundert „Jahre hier bleiben!“

Ich eilte nun zu Weib und Kind. Diese Szene kann ich nicht beschreiben. — — — Auch Entbehrung gewährt Genuß; und was ist Wiedersehen anders, als höchster Genuß nach langer Entbehrung!

So hatt' ich denn meine Kampagne vollendet, thatenlos und ruhmlos. Ach es war schrecklich! Kein Bändchen, kein Kreuzchen, kein Sternchen! Nicht einmal ein Titeltchen, außer dem elenden eines Snitten-Rittmeisters. Auch die goldnen Napoleons, die man späterhin im Wagen des fleisch- und beinernen fand, waren noch nicht flott geworden. Ich brachte nur ein paar Kreuzer mit nach Hause, und hatte noch obenein Schulden gemacht! — Indessen reute mich's nicht. Meine Gesundheit war durch die anhaltende starke Bewegung befestigt. Ich hatte viel neue Dinge gesehen, viel neue Lebenserfahrungen gemacht; hatte Kräfte entwickelt und geübt, die vorher im Verborgenen schlummerten. Und was sind gegen solchen Ge-

winn alle sogenannte Schätze der Welt und alle jene Anhängsel, womit sich die Eitelkeit schmückt, um ihre oft sehr zweideutigen Verdienste vor der Welt zur Schau zu tragen!

Nachdem ich mich nun wieder etwas einstudirt hatte, trieb ich meine alte Lebensweise fort. Ich schulmeisterete und schriftstellerte. Ich schrieb sogar über die Kriegswissenschaften und hielt auch eine Zeit lang Vorlesungen darüber. Ich vollendete meine Geschichte der Philosophie alter Zeit, die ich schon vor dem Feldzuge angefangen hatte. Dann gab ich mein System der praktischen Philosophie in drei Theilen heraus. Ferner Kreuz- und Querczüge eines Deutschen auf den Steppen der Staats-Kunst und Wissenschaft — eine neue Gefühlstheorie, die den Gehülfsmenschen nicht behagte, und eine neue Restauration der Staatswissenschaft, die den Staatsmännern nicht gefiel. Außerdem gab ich eine Menge kleiner Schriften heraus über den Jugendbund und den heiligen Bund, über das Repräsentativ-System und das Reformations-Jubelfest, über die Pressfreiheit und den Nachdruck, über das preussische Zollgesetz und die preussische Staatszeitung, über Keher- und Proselytenmacherei, über und gegen Sturdza, Rosebue, Haller, A. Müller,

Fabricius, Frau von Krüdener, und selbst gegen Apollo, nämlich den von Leukopetra, mit welchem es einen, zwar harten, aber doch friedlich und freundlich endenden Strauß gab. Ueberhaupt verursachte mir meine Schriftstellerei fast eben so viel Verdruß als Genuß. Der merkantilischen Quälereien will ich nicht gedenken; sie waren bald verschmerzt. Eben so die Häkeleien engherziger Zensoren und die Neckereien böswilliger Rezensenten. Diese Dinge gehören zu den Geburtswehen der Schriftsteller. Aber man klopfte mir auch zuweilen auf die Finger, weil man meinte, ich hätte den Mund oder vielmehr die Feder zu voll genommen. Ja man wollte sogar einigen meiner Geisteskinder, gleich nachdem sie aus dem Ei gekrochen, den Kopf eindrücken. Allein die Dinger waren meist so flüchtig, daß sie ihr Nest schon verlassen hatten und in alle Welt ausgeflogen waren, ehe die langsamen Vollstrecker des Todesurtheils sich ihrer bemächtigen konnten.

Uebrigens seh' ich jetzt, nachdem ich der Erde entrückt bin, wohl ein, daß ich bei meiner dortigen Schriftstellerei drei große Fehler begangen habe. Erstlich hab' ich's den Lesern viel zu leicht gemacht, meine Schriften zu verstehn; ich habe zu klar geschrieben, weil ich den einfältigen Grundsatz hatte, ein Schriftsteller müsse bei sich selbst erst im Klaren sein, eh' er Andre belehren wolle. Das ist aber gar nicht nöthig,

ja nicht einmal gut für den Schriftsteller. Viel besser ist's, wenn er den Lesern recht viel Kopfbrechens macht, indem er eine Menge neuer Phrasen drehelt und seine Gedanken in Dunst und Nebel hüllt. Dann bilden sich die Leser ein, es müsse recht viel dahinter stecken, bewundern und rühmen den Autor als ein großes Genie, besonders wenn er noch den Kunstgriff braucht, aus seiner Wolkenhülle von Zeit zu Zeit einige Donnerkeile auf die gemeinen Naturen herabzuschleudern, die ihm nicht Beifall geben wollen. So ertroßt er den Beifall wenigstens bei der stauenden Menge, die immer geneigt ist, dahin zu hören, wo der meiste Lärm gemacht wird. Auch kann er sich dann leicht, selbst gegen den gerechtesten Tadel, durch die Ausrede schützen, daß man ihn nicht verstanden habe. Denn wer will ihm bei der Dunkelheit seiner Rede beweisen, daß dieses oder jenes der wahre Sinn seiner Worte sei?

Sodann hab' ich darin gefehlt, daß ich den gesunden Menschenverstand zu sehr in Ehren gehalten und mich eben darum vor dem Paradoxen zu sehr gehütet habe. Hätte ich z. B. nur den einzigen kleinen Satz aufgestellt, den ein berühmter Philosoph in Berlin an's Tageslicht gebracht hat und der in der neuesten Ausgabe von Tennemann's Grundriß der Geschichte der Philosophie S. 513 mit Recht für merkwürdig erklärt wird: „Was

„vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig“ — wie würde die Welt gestaunt, und wie würde sich zugleich der türkische Sultan mitsammt dem Großvizir und dem Musti gefreut haben, zu vernehmen, daß alles, was ihre Vorfahren und sie selbst bisher zur Wirklichkeit gebracht, vernünftig und also auch recht und billig sei! Oder hätte ich gar aller logik Hohn gesprochen, Widerspruch auf Widerspruch, Inkonssequenz auf Inkonssequenz gehäuft, und dann, wenn mich etwa jemand deshalb zurechtgewiesen, gleich einem andern nicht minder berühmten Philosophen in Erlangen, erwidert: „So muß man eben philosophiren, denn die Philosophie ist nur in so weit wahre Wissenschaft, als sie sich dem sogenannten gesunden Menschenverstande und also auch der sogenannten logik, die aber nichts weniger als Vernunftlehre ist, entgegensetzt“ — o wie würden mir alle Wahnsinnige, deren es bekanntlich außer den Tollhäusern noch weit mehr giebt, als in denselben, ihren hohen Beifall zugejauchzt haben!

Endlich hab' ich auch darin gefehlt — und dieser Fehler ist vielleicht der bedeutendste — daß ich es in meinen Schriften mit der ehrsamten Sippschaft der Verbrüder und Betschwestern, die dermalen auf der Erde (hier oben ist es freilich nicht der Fall) in großem Ansehn steht, so ganz und gar verдорben.

habe. Hätt' ich von Zeit zu Zeit die Augen verdreht, herzbrechende Seufzer über die böse Welt oder die verdorbne Vernunft ausgestoßen, von unaussprechlichen Geheimnissen und überschwenglichen Gefühlen geschwaßt, recht viel von christlicher Demuth (trotz innerem Stolge) und christlicher Liebe (trotz innerem Hasse) geredet, auch wohl hin und wieder ein wenig katholisirt, wenigstens das heidnische Schaugepränge der katholischen Kirche als höchst erbaulich gepriesen, und dann nebenher denen, die eben das Auser in Händen hatten, allerlei Süßigkeiten von göttlichem Rechte und absoluter Gewalt, denen aber, die davon nichts wissen wollten, allerlei Bitterkeiten von Revolutionsucht und Hochverratherei gesagt, mich also auch als einen gutwilligen Schriftsteller gezeigt, gleich jenen barmherzigen Schwestern, die von groben Leuten feile Dicken genannt werden — o mein Himmel! welch Glück hätt' ich durch meine Schriftstellerei machen, wie viel Geld und Ehre hätt' ich dadurch gewinnen können! — Darum bin ich auch fest entschlossen, wenn etwa meine Seele, wie manche Metempsychosisten behaupten, von neuem in einen menschlichen Leib eingekerkert werden sollte, um eine andre Wallfahrt auf der Erde anzutreten, das Ding viel gescheuter zu machen und alle jene Fehler in den künftig herauszugebenden Schriften zu vermeiden. Denn die jetzige hat leider noch manche



von den alten Unarten an sich, weil es bei mir auch hier oben noch nicht zum vollen Durchbruch gekommen.

Meine literarische Thätigkeit erlitt jedoch im J. 1821 wieder eine ganz unerwartete Unterbrechung. Die Griechen erhoben das Panier des Kreuzes gegen das des Halbmonds. Mir schlug das Herz so gleich stärker, als ich die erste Kunde davon erhielt. Ich merkte auch bald, daß viele andre Christenherzen mit dem meinigen sympathisirten. Weil aber anderwärts das Unternehmen der Griechen mit den furchtbaren Worten Rebellion und Revolution gebrandmarkt, ja weil nicht bloß der politische, sondern auch (von Seiten einer mehr egoistisch als christlich gesinnten Klerisei) der kirchliche Bannstrahl gegen die armen Griechen geschleudert wurde: so wagte es niemand, für die Unglücklichen das Wort zu führen. Da zuckte es mir in allen Gliedern, besonders in den Fingerspitzen. Als nun auch noch einige griechische Jünglinge, die auf Deutschlands Hochschulen studirt, zum Theil auch bei mir selbst Philosophie gehört hatten, und jetzt im Begriff waren, in ihr Vaterland zurückzukehren, um ihm mit dem Degen in der Faust zu dienen — als diese wackern Jünglinge zu mir kamen, inständig bittend, ihrer verzweifelten Sache mich doch schriftlich anzunehmen: da konnte ich nicht länger die Dinte halten. Ich schrieb das bekannte Osterprogramm: Griechenlands Wiedergeburt, und zeigte darin, daß von Legitimi-

tät auf türkischer Seite gar nicht die Rede sein könne, folglich auch nicht von Rebellion und Revolution auf griechischer, sondern nur von Winkdifikation und Restauration; daß also die Sache der Griechen der Unterstützung eben so würdig als bedürftig sei; ja ich forderte sogar zu dieser Unterstützung auf. Da ich nur ausgesprochen, was viele tausend Herzen gefühlt hatten, so war es hier leicht, Beifall zu erndten. Das Programm ging reisend ab und wurde bald wieder aufgelegt, auch übersezt. Nur wenige Engherzler spöttelten über den neuen Kreuzprediger Peter. Daraus macht' ich mir aber nichts.

Bald kam ich jedoch in große Verlegenheit. Es hatte sich, Gott weiß wie, das Gerücht verbreitet, daß ich ein Freikorps für die Griechen errichten wollte und zu diesem Behuf ein paar Millionen Piaster von den Griechen selbst bekommen hätte. Nun meldeten sich nicht bloß aus Sachsen und aus Deutschland überhaupt, sondern auch aus Rußland, Polen, Ungern, Oberitalien, der Schweiz, Frankreich, England, den Niederlanden, Dänemark und Schweden, eine Menge von Menschen, theils brieflich theils persönlich, um in jenes Korps aufgenommen zu werden. Darunter befanden sich aber nicht etwa nur Kriegsmänner, vom Korporal bis zum General — deren Einige großartig genug erklärten, weder Gold noch Rang verlangen, sondern bloß der guten Sache die-

nen zu wollen, während die Meisten gleich ein gutes Handgeld und ein Offizierpatent foderten — sondern auch Schuster und Schneider, Landwirthe und Kaufleute, Künstler und Gelehrte, nicht minder allerlei Glückritter und Beutelschneider, die nichts weniger im Sinne hatten, als ihre Haut den Türken zu Markte zu tragen, sondern nur ein Stück Geld haben wollten, um ihr elendes Dasein auf kurze Zeit zu fristen. Manche aus der genialen Zunft der Projektmacher legten mir auch neue Pläne vor zur wohlfeilsten und tauglichsten Ausrüstung der Mannschaft, zum Erfasse der Kanonen, Haubizen und Mörser durch leichtere und minder kostspielige Wurfmaschinen, selbst zur Erbauung, Belagerung und Vertheidigung der Festungen, in welcher letztern Hinsicht sich besonders ein dänischer Major um die Griechen verdient machen wollte.

Das alles wäre nun wohl noch zu ertragen gewesen, ungeachtet es viel Porto (denn die Wenigsten frankirten ihre Briefe) und viel Zeit (denn die Meisten wollten ausführlichen Bericht haben) kostete, wenn ich nur wirklich jene Millionen Piaster gehabt hätte, um alle Wünsche und Ansprüche befriedigen zu können. Aber die Griechen brauchten ihr Geld viel dringender zu Hause, und die freiwilligen Beiträge, die mir etwa von gutmüthigen Seelen zufließen, waren sehr spärlich. Eine arme Wittwe brachte wohl, ähnlich der im Evangelium, ihr Scherflein, aber

die, so Hunderte und Tausende verspielten oder sonst vergeudeten, verschlossen meist ihr Herz und ihren Beutel. Ich machte die traurige Erfahrung, daß gegen Hundert, die Leben und Gesundheit auf's Spiel zu setzen bereit waren, kaum Einer etwas von seinem Eigenthum aufopfern wollte. Ich brachte nicht mehr zusammen als 800 Thlr. 8 Gr. 8 Pf., die ich zur Unterstützung bedrängter Griechen, welche durch Leipzig kamen, und solcher Griechen = Freunde, denen es ein Ernst um die Sache zu sein schien, verwandt habe.

Was mir jedoch bei dieser Angelegenheit die meiste Noth machte, das waren die Weiber. Wenn irgend eine ihren Mann so lange gequält hatte, bis er aus Verzweiflung fortgegangen war, angeblich nach Griechenland, so kam sie flugs zu mir und verlangte ungestüm für sich und ihre Kinder eine Pension aus der sogenannten Griechen = Kasse, unter dem Vorwande, daß ihr Mann (den sie vielleicht selbst schon halb todt gemacht hatte) für Griechenland sterben wolle oder bereits gestorben sei. Und was das Allerschlimmste war, alle, die aus solcher Absicht kamen, hatten entsetzlich viel Mundwerk, waren aber dabei grundhässlich, so daß ich nicht einmal durch einen angenehmen Anblick entschädigt wurde. Da riß mir die Geduld aus, und ich wäre fast selbst nach Griechenland gegangen, um nur aus solchen Drangsalen zu kommen. Allein abgesehen von den Pflichten,

die ich meinen nähern Verhältnissen schuldig war, erhielt ich auch von guter Hand den Wink, daß ich ja nicht auf den Einfall kommen möchte, nach Griechenland zu gehn; man passe mir und noch einem andern Griechen = Freunde, den man auch im Verdacht habe, dorthin gehn zu wollen, an der Gränze auf, um uns wegzufangen und nach einer Festung zu bringen, damit sich in feuchter Kerkerluft die Griechen = Hitze abkühlen möchte. Auf so langweilige Art die Märtyrerkrone zu erringen, war nicht nach meinem Geschmacke. Denn nichts hab' ich in meinem ganzen Leben so sehr verabscheut, als Langweile; weshalb ich auch die Kunst, mich mit Anstand zu unterhalten, so wenig erlernen konnte, daß ich sogar den vornehmsten Personen, wenn sie langweilig waren, ins Gesicht gähnen mußte. Ich blieb also lieber zu Hause; und da sich bei Vielen allmählig der Enthusiasmus für die Griechen legte, es auch immer bekannter wurde, daß ich weder ein Freikorps für die Griechen errichten wollte, noch auch eine mit Millionen angefüllte Griechen = Kasse hatte: so erhielt ich nach und nach wieder Ruhe, um mich meiner gewohnten Thätigkeit hingeben zu können.

Neben der Schulmeisterei und Schriftstellerei trieb ich aber auf meiner irdischen Laufbahn, bevor es damit auf die Reize ging, noch eine Beschäftigung, die Mancher sonderbar finden wird, die aber doch einem Suitsen = Kittenmeister recht angemessen war. Ich

gab einigen jungen Damen Unterricht im Reiten — versteht sich, unentgeltlich, einige kleine Akzidenzien ausgenommen. Ich hielt mir nämlich zur stärkern Leibesbewegung, die mir seit dem Feldzug ein dauerndes Bedürfniß geworden, ein hübsches Pferdchen, Namens Hermine, das ich auch in meinem *Momus* und *Romus* besungen habe, um es mit mir unsterblich zu machen. Dieses Pferdchen gefiel einigen jungen Damen so wohl, daß sie darauf zu reiten wünschten. Durst' ich diesen so unschuldigen Wunsch wohl unerfüllt lassen? — Doch begegnete mir dabei ein großes Unglück. Ich wollte einer meiner Schülerinnen, der ich so etwas gewogen war, das Reiten à la Mexico (wo Damen und Herren auf einem Pferde zu reiten pflegen) lehren. Das Pferdchen aber, an die doppelte Bürde nicht gewöhnt, sprang von der Seite; die Dame schwankte über; ich wollte sie nicht fallen lassen und ward von der schönen Last zu Boden gezogen. Kurz, wir fielen beide zusammen vom Pferde. Da hal' ich mich tüchtig geärgert und geschämt. Denn was in aller Welt kann einem Rittmeister Uergeres begegnen, als vom Pferde zu fallen! Zum Glück nahm die Dame keinen bedeutenden Schaden, sonst wär' ich untröstlich gewesen. Die Akzidenzien gingen aber freilich verloren, und selbst die mexikanische Reiterei kam in Miskredit, ungeachtet sie viel besser und sichrer ist, als die deutsche.

Ich könnte nun wohl meinen Lesern noch mancherlei erzählen, z. B. von den akademischen Aemtern und Würden, die ich bekleidet, die mir aber wenig eingebracht — von den kollegialischen Verhältnissen, in denen ich gelebt, die aber nicht immer sehr erbaulich waren — von den Audienzen, die ich hier und dort gehabt, wo aber die Audienzgeber zuweilen gar nichts, zuweilen noch etwas Schlimmeres zu hören gaben — von einer ständischen Versammlung, der ich beigewohnt, die aber so gravitatisch langsam verhandelte, daß ich vor langer Weile beinahe starb und mir vornahm, nie wieder zu kommen — von den Bauwerken, die ich als ein leidenschaftlicher Baumann in Auftrag für Andre errichtet, da ich aus Mangel an Geld für mich selbst keine errichten konnte — von den Korrespondenzen, die ich nach allen Ecken und Enden hin geführt, besonders im Anfange des griechischen Freiheitskampfes, wo, wie oben erzählt, fast die halbe christliche Welt bei einem armen Philosophen Dienste gegen die Türken nehmen wollte — von den kleineren Reisen endlich, die ich während der großen Lebensreise gemacht habe, vornehmlich von jenen sehr angenehmen und lehrreichen in Gesellschaft eines Freundes, der, wie er als Feldpropst mit mir (obwohl unter einem andern Heerhaufen) in den Krieg zog, so auch noch späterhin mit mir auf der kleinen Erde zuweilen herumzog, und dem es Gott, auch

nach meinem Abscheiden von der Erde, wie allen meinen übrigen Freunden von A bis Z, möge wohlgehn lassen, bis wir uns dereinst hier oben wiedersehn. Allein ich weiß nicht, ob meine Leser an dem allen großes Vergnügen finden möchten. Denn ich habe immer gefunden, daß Erzählungen, je weiter ausgesponnen, desto langweiliger wurden. Daher soll sich ein Erzähler das *Claudite jam rivos etc.* lieber selbst zurufen, damit es ihm nicht von Andern zugerufen werde.

Und so eil' ich nun zum Schlusse meiner Erzählung. Denn alles Ding in der Welt hat ja sein Ende, und alles Fleisch, sagt die Schrift, ist vergänglich wie Gras. Darum mußte auch mein irdisches Leben ein Ende nehmen. Wie es aber damit zugegangen, will ich jetzt noch kürzlich beschreiben.

Ich hatte während meines irdischen Lebens oft bemerkt, wie die Menschen, wenn sie ein sehr hohes Alter erreichten, sich selbst überlebten, gleichsam lebendigtodt wurden. Das war mir etwas Erschreckliches. Ich bat daher den Himmel, mich vor diesem Unglücke zu bewahren. Und der Himmel erhörte mein Gebet.

Eines Abends, als ich mich ganz gesund und heiter zu Bette gelegt, trat mein ganzes vergangnes Leben mit ungemeiner Klarheit und Lebendigkeit vor mein Bewußtsein. Es wandelten vor meinen Augen, obwohl dieselben fest zugeedrückt waren, alle die Ge-



gestalten vorüber, die mir auf meiner Lebensreise begegnet waren. Einige nickten mir freundlich zu, andre kehrten mir sauerköpfig den Rücken, noch andre dräueten wohl gar mit den Fäusten. Ich schaltete aber nur dazu.

Als diese Gestalten vorüber waren, gedacht ich dessen, was ich gethan oder gelassen. Da fand ich denn freilich zu meiner großen Beschämung, daß ich manches gethan, was ich hätte lassen oder anders thun sollen, und wiederum manches gelassen, was ich hätte thun sollen. Es war aber leider nichts mehr von dem zu ändern, was hinter mir lag. Ich nahm mir also nur vor, dasjenige besser zu machen, was etwa noch vor mir liegen möchte.

Endlich berechne ich die Summen der Freuden, die ich genossen, und der Leiden, die ich erduldet. Da fand ich zu meinem Erstaunen dreierlei: 1) daß beide Summen einander so ziemlich gleich waren, 2) daß oft Freuden aus Leiden und Leiden aus Freuden hervorgegangen, 3) daß beide zu meiner Entwicklung und Ausbildung gedient hatten. Darum danke ich auch meinem Schöpfer für beide. Denn nun erst wurde mir ganz klar, was mir schon mein erster Lehrer, der gute Brauer, gesagt hatte, was aber mein kindischer Verstand damals nicht fassen konnte, daß auch das Uebel, das dem Menschen auf seiner irdischen Laufbahn begegnet, eine Wohlthat Gottes sei.

Indem ich nun so dalag und vom Denken ins

Träumen überging, ward mein Bewußtsein immer dunkler und dunkler. Bevor es sich aber ganz verdunkelte, war mir's, als wollte mein eigentliches Ich seine grobe Hülle abstreifen und, nach einer feinern strebend, auf und davon gehn. Wie lange dann jener Zustand des völlig verdunkelten Bewußtseins, des sogenannten Todesschlummers, dauerte, weiß ich nicht.

Als ich aber daraus erwachte, fand ich mich auf einmal vor dem Throne des Allmächtigen. Geblendet und erstaunt stand ich eine Weile sprachlos da. Endlich sank ich anbetend nieder und sagte: „Vater, ich „habe während meines irdischen Lebens mannichfaltig „geirrt und gefehlt. Aber Du bist barmherziger, als „die Menschen, die selbst um Deines heiligen Na- „mens willen einander verfolgen. Du wirst mir ver- „geben, wie ich selbst nach Deinem Willen allen mei- „nen Feinden auf der Erde von Herzen vergebe.“

Und der Allmächtige winkte einem Engel, der zur Rechten des Thrones stand. Und der Engel des Herrn trat zu mir und faßte mich bei der Hand und sagte: „Sei willkommen, mein Bruder, und gehe ein „zu deines Herrn Freude!“

---

A n h a n g,

enthaltend

**Franz Volkmar Keinhard's**

B r i e f e

a n d e n V e r f a s s e r,

a l s

Belege und Ergänzungen

d e r

**vorstehenden Lebensbeschreibung.**

---

Mit Anmerkungen des Verfassers.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHILIP H. KATZ

1963

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1963

---

# 1.

Dresden, den 16. Jun. 1792.

Es ist mir angenehm, daß Sie den Entschluß, sich künftig dem akademischen Leben zu widmen, behalten. Ich habe nicht ohne Ueberlegung, nicht ohne die angenehme Hoffnung, daß Sie und die Welt dabei gewinnen werden, diesen Vorsatz in Ihnen zu erwecken und zu befestigen gesucht. Zu eilen brauchen Sie indessen freilich nicht. So überzeugt ich bin, daß Sie jetzt schon mit Nutzen würden lehren können, wenn Sie sich dazu entschließen wollten: so werth und schätzbar ist mir die Gewissenhaftigkeit, und der Eifer, mit welchem Sie sich zu diesem wichtigen Geschäfte noch länger vorbereiten wollen \*). Ich kann daher Ihren Gedanken, auf ein Jahr nach Jena zu gehen, nicht anders als billigen, und ich hoffe, es werde Ihnen dieser Aufenthalt in mehr als einer Hinsicht angenehm und nützlich seyn. Darf ich bitten, so schränken Sie sich mit Ihren Bemühungen weder auf die Erklärung des Alten Test. noch auf Philosophie allein ein; sondern fahren Sie fort, auch der alten klassischen Litteratur einen Theil Ihrer Zeit

---

\*) Alle in diesem und den folgenden Briefen enthaltene Verbesserungen hielt und halt' ich nur für Aufmunterungen. So muß sie auch der Leser nehmen, wenn R. nicht als Schmeichler erscheinen soll.

zu widmen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie gut sich diese Dinge mit einander verbinden lassen, und treten Sie einst in Ihre akademische Laufbahn ein, so werden Sie den großen Vortheil haben, auf mehr als eine Art, und gerade in dem Fache nützen zu können, wo am meisten nachzuhelfen seyn dürfte. Fahren Sie übrigens fort, mir Nachrichten von Ihren Umständen zu ertheilen, und schreiben Sie mir so oft Sie wollen, und worüber Sie es nöthig finden. Sie kennen mich zu sehr als einen ehrlichen Mann, als daß Sie mir nicht glauben sollten, wenn ich versichere, daß ich aufrichtigen Antheil an allem nehme, was Sie betrifft, und daß ich mich nach Gelegenheiten sehne, Ihnen dies auch mit der That beweisen zu können. Mit der herzlichsten Freundschaft und Ergebenheit bin ich

ganz der Ihrige  
Reinhard.

2.

Dresden, den 8. Dec. 1792.

Es thut mir leid, daß Ihr Aufenthalt in Jena mit so viel Schwierigkeiten verknüpft ist, und sonderlich, daß Ihre Gesundheit so viel leidet. Sorgen Sie vor allen Dingen für die Wiederherstellung derselben, und halten Sie es für Gewinn, wenn Sie diesen Winter über Ihr Wohl befinden befestigen können, gesetzt auch daß Sie in Erreichung Ihrer litterarischen Absichten keinen Fortschritt machen sollten. Beugen Sie vornämlich aller üblen Laune vor; sie stört alles, was zur Wiedererlangung der Gesundheit vorgenommen wird, und giebt allen Leiden ein doppeltes Ge-

wicht. Ich erinnere dies nicht umsonst. Sie haben mir schon in Wittenberg einen gewissen Hang zu finstern Vorstellungen zu empfinden geschienen; arbeiten Sie diesem Uebel entgegen, so viel Sie können, und suchen Sie selbst die Wahl Ihrer litterarischen Beschäftigungen so einzurichten, daß sie zu Ihrer Aufheiterung etwas beitragen kan.

Die Nachricht, welche Sie mir von Döderleins Tod gegeben haben, war mir nicht nur völlig unerwartet, sondern hat mich auch sehr niedergeschlagen. Jena und die ganze theologische Litteratur haben an diesem Manne, der Alters halber noch so viel hätte leisten können, sehr viel verloren; und ich sehe vor der Hand keine Möglichkeit ab, wie man in Jena diesen Verlust ersetzen will. Was soll aus der Theologie auf Universitäten werden, wenn binnen einigen Wochen Männer, wie Morus und Döderlein, plötzlich hinter einander wegsterben! Auch hier wird die Verlegenheit, wo man für die theologischen Stellen in Leipzig und Wittenberg brauchbare Männer hernehmen soll, immer fühlbarer; und es geschah mit Rücksicht auf diesen gewiß immer größer werdenden Mangel, daß ich Ihnen rieth, das akademische Leben zu wählen. *Cura igitur ut valeas*, das Uebrige wird sich mit Gottes Hülfe wohl' geben.

Ihren Entschluß, nach diesem Winter noch ein Jahr in Jena zuzubringen, kan ich bey den von Ihnen angeführten Gründen nicht mißbilligen. Zaudern Sie mir aber danu nicht länger, sondern bedenken Sie, daß Zeitverhältnisse oft ein größeres Gewicht haben, als Geschicklichkeit und andre Verdienste, und daß mancher vorgezogen und befördert werden muß, nicht weil er der Bessere, sondern weil er der Aeltere ist. Suchen Sie also alles so einzurichten, daß Ihnen nicht allzu Viele von denen, die sich jetzt dem akademischen Leben widmen wollen, zuvorkommen.

Bei Ihrer Unpäßlichkeit können Sie übrigens von mir um so mehr Trost annehmen, da es mir und auch meiner Frau nicht besser geht. Wir kränkeln fast immer, und nur vorige Woche hat mich Fieber und Halsweh gehindert zu predigen. Sonst hab ich alle Ursache, mit meiner Lage in Dresden und mit der Art, wie man mich hier behandelt, zufrieden zu seyn. Gott gebe, daß es mir einst gelingen möge, auch zu Ihrer Zufriedenheit und Beförderung mitzuwirken. Geben Sie mir bald neue Nachricht von Ihrem Befinden, und leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige  
R.

...

3.

Dresden, den 26. May 1793.

Ich bin Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von Zeit zu Zeit von sich haben zukommen lassen, sehr großen Dank schuldig, mein Lieber Freund. Verzeihen Sie nur, daß ich nicht immer geantwortet habe. Ich habe, wie Sie vielleicht gehört haben werden, einen Winter überstanden, wo mich Gott durch viel häusliche Leiden geprüft hat, unter denen der Verlust meines guten Weibes bey weitem das schmerzhafteste und größte war. Hierzu kamen so viel durch den Landtag verursachte außerordentliche Zerstreuungen und Arbeiten, daß ich nur von wenigen meiner Stunden Herr war, und mich ganz außer Stand sah, an etwas anders, als an die Geschäfte meines Amtes zu denken. Indessen freue ich mich, daß es mit Ihnen besser geht, und Ihre Gesundheit sich stärkt. Erhalten Sie dieselbe



mit aller nur möglichen Sorgfalt, und lassen Sie sich durch einen Mann warnen, der es nun zu seinem größten Nachtheil fühlt, was das zu bedeuten hat, zu verschwenderisch mit seinen Kräften umzugehen, und wie viel dazu gehört, eine durch allzu große Anstrengung zerrüttete Gesundheit nur einigermaßen wieder herzustellen.

Was Sie mir von Ihren Beschäftigungen in Gena und von den Lehrern melden, mit welchen Sie Bekanntschaft gemacht haben, ist mir überaus angenehm. Haben Sie die Güte, diejenigen Herren, die sich meiner etwan erinnern, von meiner großen Verehrung zu versichern. Den Herrn gehelmen Kirchenrath Griesbach hab ich das Vergnügen gehabt, vorgestern bey mir zu sehen. Er kannte Sie bereits von einer guten Seite, und versicherte mir, er sey so sehr bereit, Ihnen gefällig zu werden, daß es nur von Ihnen abhängen werde, ihm dazu Gelegenheit und Veranlassung zu zeigen.

So sehr es übrigens gut ist, mein Freund, daß Sie den Aufenthalt in Gena angenehm und lehrreich finden: so sehr wollt ich doch auch bitten, die Rückkehr ins Vaterland nicht allzu lange aufzuschieben. In Absicht auf Talente und Gelehrsamkeit wird Ihnen freilich Niemand von den jungen Docenten zuvorkommen, die sich izt nach der Reihe habilitirt haben und habilitiren werden; aber in Ansehung der Zeitverhältnisse gewinnen doch viele einen Vorsprung, wenn Sie allzu lange zaudern; und leider heißt es zuweilen auch bey den akademischen Beförderungen, *prior tempore potior jure*. Leben Sie unterdessen wohl, und schreiben Sie bald wieder

Ihrem  
M.

4.

Dresden, den 1. Aug. 1793.

Bei meinen oft wiederholten Erinnerungen, Sie möchten den Antritt Ihrer akademischen Laufbahn nicht allzu lange verschieben, bin ich immer von der Voraussetzung ausgegangen, daß Sie wenig väterliche Unterstützung auf derselben zu erwarten haben würden, und daher gegen andre Vortheile nicht gleichgültig seyn könnten. Nun, da Ihnen, wie Sie mir melden, jene Unterstützung zugesichert ist, fällt eine Hauptursache weg, warum Sie Ihre Rückkehr nach Wittenberg zu beschleunigen hätten, und eine möglichst gute Vorbereitung zu Ihrer künftigen Lebensart ist, meines Erachtens, das höchste Gesetz, welches Sie bei dieser Angelegenheit zu beobachten haben. Bestimmen Sie also die Zeit, welche Sie noch auf auswärtigen Universitäten zubringen wollen, bloß nach Ihren litterarischen Bedürfnissen, und lassen Sie die Gelegenheit, außer Jena noch eine fremde Akademie besuchen zu können, nicht ungenutzt. Sie sind zweifelhaft, ob Sie Göttingen oder Königsberg wählen sollen? Ich würde ohne Bedenken für Göttingen entscheiden. Darf ich nämlich demjenigen trauen, was mir Fichte, der Verfasser der Kritik aller Offenbarung, neulich von Kant erzählt hat, so dürfte wohl ein bloßes Anschauen dieses großen Mannes der ganze Vortheil seyn, den Sie von Ihrem Aufenthalt in Königsberg in Absicht auf die Philosophie desselben haben würden. Er läßt sich, wie mir versichert ist, im Privatungang auf wissenschaftliche Gegenstände gar nicht ein, und aus seinen Vorlesungen dürften Sie, da Sie nicht lange da bleiben wollen,

und er immer mehr in die Jahre kommt, wo sich die Fähigkeit zum Unterricht verliert, wenig neues Licht erhalten. Außer Kant wüßte ich aber Niemanden in Königsberg, der Sie bestimmen könnte, diese Universität Göttingen vorzuziehen. Göttingen ist und bleibt in jeder Rücksicht eine so merkwürdige akademische Lehranstalt, daß der, welcher einst selbst auf Akademien lehren will, die Gelegenheit, sie in der Nähe kennen zu lernen, und das Eigenthümliche zu erforschen, wodurch sie sich so merklich auszeichnet, ja nicht verabsäumen muß. Selbst die Göttingen nahe liegenden Orte sind zum Theil so merkwürdig, daß es in dieser Hinsicht weit mehr besucht zu werden verdient, als das in einer ziemlich vernachlässigten Provinz liegende Königsberg. Daß man übrigens die kritische Philosophie fassen kann, ohne ihren Stifter gehört und gesehen zu haben, sehen Sie ja an dem Herrn Rath Reinhold selber \*).

Noch muß ich Ihnen die bedenklichen Gesundheitsumstände melden, in welchen ich mich befinde. Ein Schwindel, der mich schon seit fast drei Jahren plagt, ist seit einigen Wochen so heftig geworden, daß ich sehr gefährlich scheinende Angriffe desselben auszustehen habe, und weder predigen noch sonst etwas Anstrengendes arbeiten kan. Die Aerzte, deren ich mich bediene, es sind die Leibärzte des Churfürsten, streiten über die Ursache des Uebels, und mit hin auch über die zu wählende Curart, mit denen, welche ich in Wittenberg hatte, sonderlich mit Langguthen. Daß

---

\*) Reinhold führte den Titel eines herzoglichen Raths. Es war übrigens diese Instanz freilich nur ein argumentum ad hominem; denn es fragt sich noch, ob Reinhold je die kritische Philosophie richtig gefaßt habe. Indessen konnte der Ort allerdings nichts dazu beitragen.

ich bey dieser Fehde nicht eben wohl daran bin, und mein Schicksal sehr zweydeutig finden muß, sehen Sie ohne mein Erinnern ein. Bereit bin ich zu allem, und sollte es Gott gefallen, mich abzurufen, so brauch ich Ihnen und meinen übrigen Freunden mein Andenken nicht erst weitläufig zu empfehlen. Mit dem herzlichsten Wohlwollen bin ich

ganz der Ihrige  
R.

5.

Dresden, am 4. Nov. 1794.

Mit dem größten Vergnügen sehe ich Sie endlich auf der Laufbahn, die mir für Sie die würdigste und für das Publicum die nützlichste unter allen scheint, welche Sie wählen konnten. Ich bin gewiß versichert, daß weder mich der Rath, den ich Ihnen hierüber gegeben habe, noch Sie die Bereitwilligkeit, mit der Sie ihn annahmen, jemals reuen wird \*). Wer die akademische Laufbahn mit so viel natürlichen Fähigkeiten und nach einer so sorgfältigen Vorbereitung antritt, wie Sie, der darf darauf rechnen, daß es ihm an Erfolg und an Segen Gottes auf derselben nicht fehlen werde.

Sie haben die Güte gehabt, Ihre Habilitationsdisputation mir zuzuschreiben. Sie kennen meine Gesinnungen zu gut, als daß ich Ihnen erst zu sagen brauchte, wie rüh-

---

\*) Nein, es hat mich nie gereut, selbst da nicht, wo es mir am schlechtesten ging. Dafür konnte aber Reinhard nicht.

rend dieser Beweis Ihres fortwährenden freundschaftlichen Wohlwollens mir gewesen ist, und mit welcher Dankbarkeit ich denselben erkenne. Selbst der Inhalt Ihrer Schrift, und die Nachbarschaft des guten Reinholds ist mir angenehm. Zwar wissen Sie, daß ich für meine Person mich nicht zu der Schule bekenne, deren Grundsätze und Hoffnungen Sie vorgetragen haben. Allein wenn es irgend eine friedfertige Philosophie geben kan, so ist es die Meisnige \*). Ich habe den Frieden unter den Philosophen zwar nie in einer gänzlichen Uebereinstimmung der Grundsätze gesucht; ein solcher Friede, wie möglich und nützlich er auch seyn mag, hat mir immer ein schöner Traum geschienen, dem eine noch jugendliche Phantasie und ein für alles Wahre und Gute warmes Herz mit großer Begeisterung nachhängen können, der sich aber in eben dem Grade auflöst, in welchem Alter und Erfahrung dergleichen Exaltationen nach und nach herabstimmen, und das, was in der wirklichen Welt ausführbar ist, näher vor die Augen rücken. Dagegen habe ich mich zu allen Zeiten der philosophischen Toleranz beflissen, die jeden anders Denkenden gern neben sich duldet, frey von aller Sectirerey das Wahre schätzt, wo sie es findet, und in der philosophischen Welt diejenige Art des Friedens zu befördern sucht, wo jeder ungestört und frey bekennen darf, was ihm richtig scheint, ohne andre neben sich zu verachten und anzuseinden, oder von ihnen verachtet und angefeindet zu werden. Mit diesen Gesinnungen würde ich also dem vortreflichen Nachbar,

---

\*) Sie war es damat wirklich. Späterhin zeigte sie sich freilich weniger so in dem bekannten Prologus galeatus. Man muß aber bedenken, daß R. durch zunehmende Kränklichkeit immer mehr verstimmt wurde. U.

den Sie mir gegeben haben, mit Freuden die Hand bieten, wenn ich das Glück haben könnte, ihn zu sehen und zu sprechen. Die allgemein gültigen Grundsätze, in deren Besitz er sich befindet, sind es zwar für mich noch nicht; aber warum sollt ich einen Glücklichen nicht schätzen, der bereits hat, was ich noch suche \*).

Und so erforschen, lehren und bekennen Sie denn, mein theuerster Freund, was Sie nach bestem Wissen und Gewissen für wahr und gut halten. So zu handeln, und andre so handeln zu lehren, ist der große Beruf des akademischen Docenten. Ich unterhalte von Ihrer Gelehrsamkeit, von Ihrem Fleiße, und von Ihrer bescheidenen Freymüthigkeit sehr große Erwartungen; Gott laße mirs nur gelingen, etwas zur Erleichterung der äußerlichen Schwierigkeiten beitragen zu können, die Sie auf Ihrer freilich mühevollen Laufbahn vielleicht antreffen möchten.

Es sind gegenwärtig zwey hohe Churfürstl. Stipendia vacant, zu denen sich die Herren Rudolph und Griesdorf gemeldet haben, die auch bereits deshalb examinirt sind. Man hat neulich beyhm Collegio mit Vergebung dieser Stipendien absichtlich angestanden, weil man erst Ihre Habilitation abwarten wollte. Wünschen Sie also eins dieser Stipendien, so übersenden Sie mir ein kurzes Memorial, in welchem Sie um das gewöhnliche Examen bey dem

---

\*) Die feine, in diesen Worten liegende Ironie werden diejenigen von selbst ermeßen, welche wissen, daß H. als Philosoph anfangs Wolfianer, dann Eklektiker, zuletzt Skeptiker war. Um aber doch etwas Gewisses zu haben, warf er sich dem Supernaturalismus in die Arme und ward so ein Gegner des Rationalismus, dem er früher gar nicht so fremd war, wie Manche glauben.

Decano theologo bitten, und halten Sie sich versichert, daß Sie keine Fehlbitte thun werden. Ich ersuche Sie überhaupt, sich künftig ohne alle Zurückhaltung gegen mich über alles zu äußern, was Sie wünschen, und womit Ihnen hier gedient werden kan; an Eifer und Thätigkeit, Ihre Wünsche zu befriedigen, soll es mir gewiß nicht fehlen. Ich bin mit der größten Hochachtung

Erw. u. f. w.

gehorsamer Diener

H.

6.

Dresden, am Dec. 1794.

Das Buch, mein lieber Freund, mit welchem Sie mich beschenkt haben, und für welches ich Ihnen hiermit danke, habe ich bereits vor einigen Wochen gelesen. Die Veranlassung darzu war mir sehr unangenehm, und wird es wahrscheinlich auch Ihnen seyn. Allein ich finde es nöthig, Sie davon zu unterrichten, weil ich mir nicht vorstellen kan, daß ich die Vertraulichkeit, mit der ich mich gegen Sie erklären werde, jemals sollte bereuen müssen; ein Mann, wie Sie, verdient solche Eröffnungen, und ist unfähig, Sie zu mißbrauchen \*).

---

\*) Die jetztige Bekanntmachung dieses Schreibens wird wohl niemand für einen solchen Mißbrauch erklären, da H. längst vom Schauplatz der Welt abgetreten. Ohnehin ist die ganze hier erzählte Geschichte in der Hauptsache kein Geheimniß mehr, und sie liegt so weit in der Vergangenheit zurück, daß bereits eine

Ihre Schrift war im Intelligenzblatt der A. L. Zeitung angekündigt. Der \*\*\*, der diese Zeitung mit der größten Aufmerksamkeit liest, wurde durch den Titel frappirt, und vermuthete einen gefährlichen Inhalt. Der Herr Präsident von Zedtwitz erhielt also Befehl, dieses Buch, so bald es zu haben seyn würde, zu lesen, und eine beurtheilende Relation an den \*\*\* darüber zu erstatten. Die Büchercommission in Leipzig schickte ein Exemplar desselben ein, so bald es zu erlangen war, und der Herr Präsident, welcher mich eines besondern Vertrauens würdigt, und sich durch das Lesen Ihrer Schrift in nicht geringe Verlegenheit gesetzt sah, verlangte, ich sollte sie auch durchlesen, und ihm mein Urtheil sagen. Gleich der erste Anblick überzeugte mich, Sie müßten der Verfasser seyn, weil ich aus Ihren Briefen an mich wußte, daß Sie willens gewesen waren, so etwas zu schreiben. Die Lectüre des Buches bestätigte mich in dieser Meinung vollkommen, und ich kan Ihnen nicht bergen, mein liebster Freund, daß die Freude über die vielen Beweise Ihres Scharffsinns, Ihrer Gelehrsamkeit und Ihrer freymüthigen Wahrheitsliebe, welche in dieser Schrift enthalten sind, auch bey mir durch eine Menge banger Besorgnisse gar sehr gestört und vermindert worden ist. Nicht, als ob Ihr freyer Untersuchungsgeist mir für meine Person anstößig wäre; Sie kennen mich zu gut, als daß Sie so etwas vermuthen könnten, und wissen es längst, wie gelassen ich jede Verschiedenheit der Meinungen ertragen kan. Aber der Gedanke, daß Ihr Buch höchsten Orts ganz an-

---

Generazion darüber ausgestorben. Also ist gar kein vernünftiger Grund abzusehn, warum nicht auch die kleineren dazu gehörigen Umstände bekannt werden sollten.

U.



dre Eindrücke machen dürfte; der Gedanke, daß Sie sich durch dasselbe gleich beim Antritt der akademischen Laufbahn ein großes Hinderniß in den Weg gelegt, und sich bey einer Menge von bedeutenden Männern auf immer verdächtig gemacht haben könnten; der Gedanke endlich, daß dieses Buch das Vaterland um die herrlichen Früchte bringen möchte, die ich mir von Ihrem mündlichen Unterrichte mit so froher Hoffnung versprochen hatte: dieser Gedanke, ich kan es nicht läugnen, hat mich einige Tage lang so beunruhigt, daß ich selbst meine igt so schwächliche Gesundheit dadurch afficirt fühlte. Ich glaubte nun, dem Herrn Präsidenten kein Geheimniß mehr daraus machen zu dürfen, daß Sie der Verfasser des Buchs wären, über welches er urtheilen sollte. Da er Sie herzlich liebt, so war diese Nachricht ein wahrer Donnerschlag für ihn, und er drang nun darauf, ich sollte ihm eine Anleitung geben, wie er sein Gutachten einrichten und Ihnen helfen könnte. Dieß habe ich auch gethan. Ich habe ihn zu bemerken geberet, daß Sie bloß einen von mehreren Theologen unsrer Kirche behaupteten Grundsatz weiter ausgeführt hätten; daß Sie überall die größte Ehrfurcht gegen das Christenthum und seinen Stifter bewiesen; daß Sie nicht entscheidend absprächen, sondern Untersuchung veranlassen und belehrt seyn wollten; daß Ihre Schrift nicht populären Inhalts sey, sondern für Theologen von Profession gehöre; ich habe mit einem Worte alles aufgesucht, was darzu dienen kan, das Aergerniß zu schwächen, welches man an Ihrer Schrift nehmen wird. Dabey sind wir übereingekommen, Ihren Namen sorgfältig zu verschweigen, und der Herr Präsident hat mir versprochen, alles zu thun, was bedenklichen Folgen vorbeugen kan.

So steht gegenwärtig die Sache; Sie sind in den

den Händen eines Mannes, dem es am Herzen liegt, die Rechte der Denkfreiheit und des wahren Protestantismus möglichst aufrecht zu erhalten, und der nach allem, was ich ihm, und so vielen andern hier, von Ihnen gesagt habe, nichts mehr wünscht, als daß Sie recht lang und ungestört zum Wohle des Vaterlandes wirken mögen. Aber freilich ist er nicht allvermögend. Er und unser ganzes Collegium hat Ihr Schicksal nicht allein in den Händen, und es wird darauf ankommen, wie der \* \* \* die Relation des Herrn Präsidenten aufnehmen wird.

Und nun noch ein Paar Worte in meinem eignen Namen; denn zu einer ausführlichen Erklärung meiner Meinung über Ihr Werk habe ich iht nicht Zeit. Es enthält viel Vortrefliches, das richtig gedacht und schön gesagt ist. Aber sollte nicht vieles auf einen bloßen Wortstreit hinauslaufen \*)? Sollte der Grundsatz, welchen Sie aufstellen, nicht entweder etwas längst Bekanntes sagen, oder das Christenthum im Grunde aufheben? Denn soll der Satz, das Christenthum ist perfectibel, anzeigen, es lassen sich die Lehren desselben auf Principien zurückführen, an die jedesmal vorhandenen Kenntnisse und philosophischen Systeme anknüpfen, und dadurch bereichern und weiter ausbilden: so enthält er etwas, was man immer geglaubt und in Ausübung gebracht hat. Soll er aber heißen, das Christenthum lasse sich in seinen Hauptlehren durch die Philosophie reinigen und corrigiren, es müsse von derselben verbessert,

---

\*) R. liebt' es, die Streitigkeiten der Theologen und Philosophen als Logomachien darzustellen. Viele sind es wohl. Aber hier war doch gewiß mehr, als Streit über Worte.

und in seinen wesentlichen Bestandtheilen nach den igtigen Bedürfnissen verändert werden: so wird es im Grund aufgehoben, und die Philosophie an seine Stelle gesetzt. Auf diese Art ließe sich eben so wohl auch der Muhammedanismus perfectibel nennen \*). Und wenn einmal die Philosophie alles entscheiden soll, so sehe ich gar nicht ein, warum man sich noch so viel Mühe mit dem Christenthume giebt, und es nicht lieber geradezu sagt, man könne es entbehren. Soll von demselben nichts weiter gelten, als was die Philosophie erweisen kan: nun wohl, so sage man doch frey heraus, es sey igt eben so überflüssig, als das Judenthum damals war, da das Christenthum erschien; so rede man nicht weiter von einer Perfectibilität desselben, sondern von seiner nunmehrigen Unbrauchbarkeit \*\*).

In einzelnen Aeußerungen vermiße ich auch jene Be-

Der Muhammedanismus ist wohl auch der Vervollkommenung fähig, aber nicht von innen heraus, sondern nur von außen her. Er hat das Prinzip der Vervollkommenung nicht in sich selbst, wie das Christenthum. Und das macht einen großen Unterschied. Das Christenthum sagt z. B. „Prüfet alles und behaltet das Gute!“ Der Islam aber gestattet keine Prüfung; er fodert einen blinden Glauben.

U.

Das ist eine harte Rede, welche zu würdigen hier der Ort nicht ist. Ich bemerke also nur, daß dieselbe schon ganz anders klingen würde, wenn es dem guten R. beliebt hätte, statt Philosophie zu setzen die durch das Christenthum selbst erleuchtete Vernunft. Kein Ding in der Welt aber ist unbrauchbar, so lang' es noch sich selbst vervollkommen kann. Es wird erst dann unbrauchbar, wenn es sich schlechterdings nicht vervollkommen will, weil es dann aufhört, ein Lebendiges, sich selbst fortschreitend Entwickelndes und Ausbildendes, den höhern Bedürfnissen der Menschheit Entsprechendes zu sein, weil es dann etwas Starres und Todtes wird. Nicht die Perfectibilität macht die Dinge unbrauchbar, sondern vielmehr ihre Imperfectibilität.

U.

scheidenheit, mein Freund, die Ihnen sonst so eigen war. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die infallible Philosophie, die sich Ihres Verstandes bemächtigt hat, Sie etwas intoleranter gemacht, als Sie nach dem freyen Antriebe Ihres guten Herzens seyn würden\*). Ihnen brauch ich nicht zu sagen, daß die Wahrheit durch beleidigende Ausfälle nichts gewinnt, und daß sie am meisten gefällt, wenn ihre Verkündiger selbst gegen die Irrenden billig und gerecht sind. — Doch mein Papier geht zu Ende. Ich setze also nur noch hinzu, daß nichts im Stande seyn wird, die herzliche Liebe zu schwächen, die ich gegen Sie habe; und daß Sie um dieser Liebe willen gewiß auch von den Aeußerungen dieses Briefes keinen andern Gebrauch machen werden, als den Discretion und Freundschaft fordern. Lassen Sie doch, ich bitte Sie ein für allemal darum, in Ihren künftigen Briefen an mich alle Eitelkeiten weg, und schreiben Sie so zwanglos, wie es unter Freunden gewöhnlich ist. Ich bin

ganz der Ihrige  
H.

7.

Dresden, am 5. Jan. 1795.

Zur Erlangung einer außerordentlichen Professur ist nichts weiter nöthig, als daß bey'm Collegio darum gebe-

---

\*) Einige unbescheidne Aeußerungen kommen in den Briefen über die Perfektibilität zc. allerdings vor; ich würde sie gern gestilgt haben, wenn ich eine zweite Auflage hätte machen dürfen.

ten werde. Zuweilen wird dasselbe Anhaltungs schreiben auch noch beim geheimen Consilio abgegeben; doch ist dieses darum nicht nöthig, weil die Sache, wenn der Kirchenrath den Bittenden befördert wissen will, ohnehin vermittlest Berichts an das geheime Consilium gelangt. Will man auf das Ansuchen dessen, der Professor zu werden wünscht, von Seiten des Kirchenrathes wirklich eingehen: so wird allezeit noch vorher Bericht von der Universität verlangt, auf der sich der Bittende befindet, damit etwas bey den Acten sey, worauf man sich gründen könne. Dies ist der gewöhnliche Gang der Sache, von welchem nur in äußerst seltenen Fällen und bey ganz außerordentlichen Umständen abgewichen wird.

Sie fragen mich, ob ich es rathsam finde, daß Sie gegen Dstern um eine außerordentliche Professur der Philosophie ansuchen sollen? So sehr ich es wünsche, Sie bald als Professor zu sehen, und so sehr ich überzeugt bin, daß Sie dieser Ehre in jeder Hinsicht würdig sind: so kan ich Ihnen doch nicht darzu rathen, diesen Schritt schon zu thun. Es ist nämlich nach den Vorschriften, welche das Collegium bey Ernennung der Professoren zu befolgen hat, erforderlich, daß der, welcher ein solches Lehramt sucht, wenigstens ein Paar Jahre wirklich docirt habe. Sucht er es früher, so wird sein Bittschreiben bengelegt, ohne daß etwas darauf erfolgt. Ich fürchte, es möchte auch dem

---

Intoleranter Aeußerungen entsinn' ich mich nicht. Für infallibel aber kann sich keine Philosophie halten, die das Prinzip der Perfektibilität auf alles, mithin auch auf sich selbst bezieht. Nur das, was sich für imperfektibel hält, muß sich auch für infallibel halten, wie z. B. die römische Kirche.

U.

Ihrißen so gehen, wenn Sie schon gegen Ostern es wollten hierher gelangen lassen. Nur vor einigen Wochen war dieß das Schicksal des Herrn M. Eichstädt in Leipzig, der schon über ein Jahr habilitirt war. Sein ganzes Suchen ist vor der Hand bey Seite gelegt, und wird erst wieder in Bewegung kommen, wenn er noch eine Zeit lang docirt haben wird. Das Collegium wird ohnehin vom geheimen Consilio bey jeder Gelegenheit dieser Art auf ein schon um die Mitte dieses Seculi ergangenes Specialrescript verwiesen, nach welchem verhütet werden soll, daß die Anzahl der außerordentlichen Professoren nicht zu groß werde. Zu diesem allen kommt noch, daß die bekannte verdrüssliche Sache, Ihre Briefe über die Perfectibilität betreffend, erst vorbey seyn muß, ehe das Collegium es wagen darf, Sie dem geheimen Consilio zu empfehlen. Das Letztre hat vor den Feiertagen an die Büchercommission in Leipzig rescribiren und Bericht verlangen lassen, ob diese Briefe im Lande gedruckt und censirt seyen? Durch die schonenden Vorstellungen des Herrn Präsidenten ist also bey dem \* \* \* vor der Hand nichts weiter bewirkt worden, als daß man Ihr Buch nicht confiscirt hat. Daß man noch immer Lust hat, den Censor in Anspruch zu nehmen, wenn er im Lande seyn sollte, ist aus den Schritten klar, die man thut. Sollten Sie bey Gelegenheit des Berichtes, den die Büchercommission erstatten wird, als Verfasser bekannt werden: so brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß eine Bitte um Verleihung einer Professur unter solchen Umständen gar sehr zur un rechten Zeit kommen würde. Haben Sie also noch Geduld, und seyn Sie versichert, daß von Seiten des Herrn Präsidenten und von mir alles geschehen wird, was zu Ihrer Unterstützung geschehen kan.

Sie wissen ja ohnehin, daß nicht der der wahre Professor ist, der so heißt, sondern der, welcher Applausum und Einfluß hat. Sie können es also mit aller Gelassenheit abwarten, bis zu dem, was Sie bereits sind, auch der Name komme.

Für die überschickte Schrift sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank, und verharre mit gewohnten Gesinnungen der Hochachtung und Liebe

ganz der Ihrige  
H.

8.

Dresden, am 24. Apr. 1795.

Nur mit Wenigem und in aller Eile melde ich Ihnen, daß ich gestern Ihrer Angelegenheit wegen mit dem Herrn Conferenz=Minister Wurmb gesprochen habe. Er versicherte mit vielem Nachdruck, es sey die Meinung des erlassenen Rescripts nicht, Sie niederzuschlagen und unbrauchbar für die Universität zu machen; man wolle vielmehr, daß Sie Ihre philosophischen Vorlesungen fortsetzen sollen, und erwarte von Ihnen eine schickliche Erklärung. Er billigte auch den Rath völlig, den ich Ihnen gegeben habe, Ihre Erklärung schriftlich zu den Acten zu geben. Sie werden hieraus sehen, daß Sie es nun ziemlich in Ihrer Gewalt haben, daß, was Ihres Buches wegen geschehen ist, völlig unschädlich zu machen, wenn Sie sich mit der nöthigen Vorsicht äußern und es gehörig ins Licht setzen, daß Sie Ihre Behauptungen mehr um Untersuchung zu veranlassen, als um völlig abzusprechen, aufgestellt haben.

Das muß ich jedoch noch beyfügen, wider die über das erste Buch Moses \*) von Ihnen angekündigten Vorlesungen war der Herr Conferenzminister sehr eingenommen. Alle meine Bemühungen, ihm begreiflich zu machen, daß diese Vorlesungen philologisch seyn und zur philosophischen Facultät gehören würden, waren umsonst. Ich rathe Ihnen also, diese Vorlesungen für das gegenwärtige Jahr auszusetzen; Sie würden sich, wenn Sie darauf bestehen wollten, sie zu halten, nur bösen Willen machen, und vielleicht ein neues Rescript veranlassen. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie und bin

der Ihrige

H.

9.

Dresden, am 26. Juli 1796.

Für die neuen Früchte Ihres Fleißes und Ihres philosophischen Geistes, welche Sie mir neulich überschickt haben, statte ich Ihnen den verbindlichsten Dank ab. Was die beygefügte Bitte um die Verlängerung des Stipendii anlangt: so ist sie in der letzten Kirchenrathssession bereits erfüllt worden.

Ich wünsche herzlich, daß die Briefe, welche Sie, wie Sie mir melden, an die Herren geheimen Rätthe haben abgehen lassen, gute Eindrücke für Sie machen mögen.

---

\*) soll heißen: über den Pentateuch oder die fünf Bücher Moses.



Da ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, diese Herren, seitdem sie Ihre Zuschrift erhalten haben, zu sprechen: so bin ich auch nicht im Stande, zu beurtheilen, wiefern sich die Meinungen zu Ihrem Vorthail geändert haben mögen. Es ist freilich eigentlich die Person des \* \* \*, auf welche Ihre unvorsichtigen Briefe über die Perfectibilität so mißfällige Eindrücke hervorgebracht haben; und der \* \* \* ist viel zu gewissenhaft und viel zu best in seinen Grundsätzen, als daß dergleichen Eindrücke so leicht bey ihm verschwänden. Da er sich nun die Conferirung der aus dem für junge-Dozenten bestimmten Pfortaischen Reluitionsfond fließenden Pensionen selbst vorbehalten hat: so weiß ich nicht, ob Ihre Bitte um eine Pension igt schon zur rechten Zeit kommen möchte. Eher würden Sie um die Ertheilung einer außerordentlichen philosophischen Profession anhalten können, wenn Ihnen an diesem Titel etwas gelegen seyn sollte.

Als Ihre kleine Schrift: über den Unterschied des Vernunftglaubens und [des] Herzensglaubens, in öffentlichen Nachrichten angekündigt wurde, erhielt der Kirchenrath sogleich Befehl, über den Inhalt derselben Bericht zu erstatten. Auch hieraus werden Sie sehen, daß mein öftres Witten um Behutsamkeit nicht überflüssig oder ohne Veranlassung sey.

Für die Schrift, welche Herr Reinhold \*) mir überschißt hat, werde ich ihm, sobald ich Zeit gewinnen kan, selber danken. Versichern Sie ihn indeß von meiner

---

\*) Es war die Schrift: Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität u., welche mir Reinhold für Reinhard zugeschißt hatte.

unbegrenzten Verehrung, und leben Sie wohl. Ich  
bin

ganz der Ihrige  
R.

10.

Dresden, am 15. Aug. 1796.

Ich habe, nachdem ich den von Ihnen mir gütigst  
mitgetheilten Brief gelesen hatte, welchen ich hier wieder  
zurückschicke, sogleich Gelegenheit genommen, mit dem Ur-  
heber \*) desselben zu sprechen, und den Eindruck zu erfer-  
schen, welcher durch Ihre Vorstellungen und Erklärungen  
gemacht worden seyn dürfte. Dieser Eindruck ist aber nichts  
weniger als günstig, und ich habe ihn durch alles, was  
ich noch habe zu Ihrer Entschuldigung und zur Vertheidig-  
ung der guten Sache überhaupt hinzusetzen können, nicht  
verbessern können. D es wird immer schwerer und schwe-  
rer, durchzukommen und etwas auszurichten; und je grö-  
ßer die Verwirrung wird, je kühner man sich von der ei-  
nen Seite her äußert, desto mehr macht man sich auf der  
andern Seite zum Geschäft, mit Gewalt entgegen zu wirt-  
ten, und die Zügel strenger anzuziehen. Von Seiten des  
Collegii soll Ihnen indessen Gerechtigkeit widerfahren. Der  
Ihrentwegen von der Universität der Verfassung nach zu  
erfordernde Bericht \*\*) ist bereits decretirt, auch wird das

---

\*) Ob Wurm oder Burgsdorf, weiß ich nicht mehr.  
U.

\*\*) wegen einer außerordentlichen Professur.

U.

Collegium gewiß nicht unterlassen, Ihr Suchen weiter zu unterstützen. Aber für den Erfolg kan ich nicht stehen; wir können nicht mehr thun, als in unsrer Macht ist. Ich bedaure das Vaterland, wenn gerade die besten Köpfe eine Strenge erfahren sollen, welche sie unnütz für dasselbe macht, oder gar aus demselben entfernt. Ich bin mit gewohnter Liebe

ganz der Ihrige  
H.

11.

Dresden, am 25. Nov. 1796.

Ihr neuer und letzter Brief über die Perfectibilität hat schon wieder ein Specialrescript zur Folge gehabt, in welchem das Collegium angewiesen ist, zu berichten, ob dieser Brief eine Fortsetzung Ihres Werks sey, und ob über den Inhalt desselben etwas zu verfügen seyn dürfte. Man empfindet es übel, so viel ich merken kan, daß Sie ein Werk fortsetzen, über das Ihnen die höchste Unzufriedenheit so nachdrücklich ist zu erkennen gegeben worden \*). Wir haben es am besten zu machen geglaubt, wenn wir an die Universität deshalb rescribirten, und Ihnen dadurch Gelegenheit verschafften, sich selbst über diese ganze Sache zu erklären. Ergreifen Sie also die Gelegenheit, welche Ihnen die Universität unstreitig geben wird, mit Beschei-

---

\*) Es war jedoch keine Fortsetzung der Briefe selbst, sondern eine bloße Abfertigung des Methophilus. U.

denheit zu sagen, was Sie wünschen, daß man höchsten Orts von Ihrer ganzen Schrift, und von Ihren Gefinnungen gegen das Christenthum überhaupt und unsre Kirche insbesondre wissen soll. Ich kan die Vorstellung, daß Sie für das Vaterland verlohren seyn sollen, noch immer nicht ertragen. Möchten Sie sich auf eine Art erklären, die dem Collegio Gelegenheit gäbe, nachdrücklich für Sie zu sprechen, und das Vertrauen, welches man freilich gegen Sie verlohren hat, wo möglich wieder herzustellen. Ich bin mit der größten Freundschaft

der Ihrige  
H.

12.

Dresden, am 21. Febr. 1797.

Der gutgemeinte Versuch des Collegii, Ihnen zu helfen, ist leider abermal mißlungen. Der für Sie erstattete Bericht war so vorthellhaft, und Ihre eigne von dem Collegio zweckmäßig befundene Erklärung dabey so gut genutzt, daß man sich die beste Wirkung versprach. Allein wir sind befehligt, Ihnen auch die in dem letzten Briefe befindlichen unvorsichtigen Aeußerungen (das Collegium hatte in seinem Bericht keine einzige angezeigt\*) zu verweisen, und Ihnen die Herausgabe der zweiten Auflage der Briefe zu untersagen. Ich begreiffe die Verlegenheit sehr wohl, in welche dieser letzte Punct sie setzen muß,

---

\*) Auch mir ist nie eine angezeigt worden.

und sehe mit Bedauern die Maßregeln vorher, zu welchen er Sie am Ende nöthigen wird. Ich weiß auch wirklich nicht weiter zu rathen. Was ist nicht mündlich und durch Bericht versucht worden, das Vertrauen wieder herzustellen, das die bekannten Briefe Ihnen entzogen hatten! Bisher hat nichts verfangen und helfen wollen! Wie wehe mir dies alles thut, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie wissen, wie ich vom Anfang her gedacht habe, und wie tief es mich schmerzte, dies alles schon damals befürchten zu müssen. Diese Zeilen schreibe ich bloß darum, damit Sie, wenn das Rescript Ihnen bekannt gemacht werden wird, wissen, wie alles zusammen hängt. Daß Ihre Discretion nicht mißbrauchen wird, was ich Ihnen hler eröffnet habe, hoffe ich mit völligem Vertrauen, und verharre

ganz der Ihrige  
R.

13.

Dresden, am 19. May 1797.

Den Brief des Herrn Cabinetsministers von Gutschmid\*), welchen Sie mir mitzutheilen die Güte gehabt haben, hatte ich bereits gelesen, ehe er an Sie abgieng; der Herr Ca-

---

\*) Dieser wahrhaft edle und um Sachsen hochverdiente Mann hatte mir über meine ganze Lage einen so ausführlichen, vertraulichen, ja herzlichen Brief geschrieben, daß ich sehr dadurch gerührt, zum Theil auch getröstet und gestärkt wurde. Gewiß ist höchst selten aus einem Cabinet ein solches Schreiben erlassen werden. Darum theilt' ich es meinem väterlichen Freunde mit. Hier ist es nicht mittheilbar. U.

binetsminister hatte mir ihn communicirt, da er das Verhältniß kennt, in welchem ich mit Ihnen stehe. Auch dieser Brief kan Ihnen beweisen, wie gern man Ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren läßt, und wie sehr man es bedauert, daß Sie durch Ihre frühere Aeußerungen Gelegenheit zu einem Mißtrauen gegeben haben, welches sich selbst der Person des \* \* \* bemächtigt hat. Zugleich werden Sie, da Sie den wahren Stand Ihrer Angelegenheiten aus diesem Briefe richtiger und glaubwürdiger kennen lernen, als es sonst möglich gewesen wäre, selbst einsehen, wie wenig es Ihren eifrigsten Freunden, unter die ich mich mit dem lebhaftesten Bewußtseyn meiner Redlichkeit zählen zu dürfen glaube, möglich ist, bey solchen Umständen etwas für Sie zu bewirken, so bald ein andres Collegium außer dem Kirchenrathе mit zu sprechen hat. Was namentlich Ihr Gesuch um eine Professur betrifft, so ist es zwar wahr, daß der \* \* \* keinen Einfluß auf die Ertheilung derselben hat. Aber die Abneigung abgerechnet, welche Sie bey einigen der Herren geheimen Räthe gegen sich erweckt haben, so müssen sie nothwendig Bedenken tragen, einen Mann zu befördern, von welchem sie wissen, der \* \* \* sey nicht mit ihm zufrieden und werde diese Beförderung ungern sehen. Verborgen kan sie ihm ohnehin nicht bleiben, da ihm die Liste aller derer, die zu Aemtern gelangt sind, monatlich vorgelegt werden muß. Auf diese Art sind dann auch alle Verwendungen des Kirchenraths vergeblich, der nicht aufhört, Ihnen gewogen zu seyn.

Ich begreiffe recht wohl, daß die Ansicht Ihrer Lage, welche ich Ihnen hier zeige, nicht sehr erfreulich ist; aber sie ist die einzige wahre, und ich mußte Ihr Freund nicht seyn, wenn ich Ihnen nicht ehrlich sagen wollte, wie alles

steht. Das wirksamste Mittel, Ihren Angelegenheiten eine andre Wendung zu geben, ist Wiederruf. Darauf bringen die Herren Conferenzministri \*), und ich bin überzeugt, es würde alles gut gehen, wenn Sie sich darzu entschließen könnten. Allein ich für meine Person kan darzu nur unter der Bedingung rathen, wenn Sie mit völliger Zustimmung Ihres Gewissens wiederrufen könnten. An dem letztern zweifle ich, weil Sie, wenn Sie so wiederrufen sollten, wie mans am liebsten sieht, sich von der philosophischen Schule trenne müßten, deren Parthey sie genommen haben, und bey der Sie Wahrheit zu finden glauben \*\*). Wie ich denn überhaupt fürchte, daß Sie sich schwer zu

\*) Zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß eigentlich nur zwei, jetzt verstorbene, diese seltsame Forderung machten.

U.

\*\*) Leider hatte der gute R. selbst eben diese Schule so sehr verdächtig gemacht, indem er in der bekannten Vorrede zur dritten Ausgabe seiner Moral unter andern (S. XXVIII) sagte: „Daß „Grundel der kritischen Philosophie, denen die Kälte, Behutsamkeit und Gewandtheit ihres Meisters fehlte, sich hierüber“ — nämlich über Offenbarung und Christenthum — „noch stärker und unvorsichtiger ausgedrückt, und von einem „allmäligen Ueberflüssigwerden des Christenthums, von „einem Beyseitelegen und Antiquiren desselben gesprochen „haben, ist bekannt. Ich gestehe es also aufrichtig ein, daß ich „nicht absche, wie die kritische Philosophie und das Christenthum in Uebereinstimmung gebracht werden können, wenn nicht „entweder jene ihre Hauptsätze aufgeben, oder dieses seine „Auctorität verlieren soll. Ich verkenne die Versuche und „Bemühungen nicht, durch welche Schmid, Tieftrunk, „Ammon, Staudlin und andre, diese Uebereinstimmung „zu bewerkstelligen gesucht haben. Aber ich berufe mich auf das „Urtheil aller derer, welche mit den nöthigen Kenntnissen ein „freyes unbefangenes Gefühl“ — hatte das wohl R. selbst in dieser Sache? — „verbinden, ob die Versuche dieser, ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Gesinnungen wegen, sonst so verehrungs-

einem Wiederruf verstehen würden, der wie er auch beschaffen seyn mag, allezeit etwas Demüthigendes an sich hat, zumal wenn er noch überdies den Verdacht erwecken kan, er sey nicht einmal redlich und unwürdiger Absichten wegen geleistet \*).

„würdigen Männer etwas anders sind, als ängstliche Unterhandlungen zwischen einer Philosophie, die nicht nachgeben will, weil sie ihren Sätzen eine apodiktische, allgemeingeltende Gewissheit zutraut, und zwischen einer Religion, die nicht nachgeben kann, weil sie auf göttlicher Auctorität beruht. Daher sind auch die Resultate so verschieden, auf welche die zu kommen pflegen, welche sich zu dergleichen Vermittlern aufwerfen; sie wollen durch ihre Vergleichsvorschläge bald der Philosophie, bald dem Christenthum mehr abdingen, je nachdem sie entweder gegen das Ansehen des letztern mehr Ehrfurcht übrig behalten, oder von dem streng gebietenden Geiste der erstern mehr aufgefaßt haben.“ — In dieser Verurtheilung (die um so gewagter war, da R. gleich nachher selbst gesteht, er wisse kein haltbareres und mit dem Christenthume vereinbareres philosophisches System vorzuschlagen, da er also hier selbst jene Vorsicht und Milde im Urtheile vergaß, die er anderwärts empfiehlt) war ich zwar nicht mit genannt, natürlich aber mit begriffen. Und das schadete mir eben am meisten. Denn meine Gegner konnten nun mit Recht zu meinem Freunde sagen: Wie kannst du uns einen Menschen empfehlen, der einer so bösen Schule zugethan? Der gute R. wurde hier, wie es oft im Leben der Fall ist, aus persönlicher Zuneigung inkonsequent, und diese wirklich (im klassischen Sinne des Worts) fatale Inkonsequenz vereitelte alle seine Bemühungen. So geschah' es, daß eben der Mann, der mein verdientester Lehrer, mein eifrigster Gönner, ja mein bester Freund war, mir unwillkürlich am meisten schadete. Doch, was sag' ich, schadete? Es ward in der Folge mein höchster Gewinn. So wenig weiß der schwache Sterbliche, was zu seinem Frommen dient. Darum ist es am besten, sich mit voller Ergebung dem zu fügen, was die Fürsorgung über uns verhängt.

U.

\*) So vieler Abhaltungsgründe bedurft' es gar nicht. Ich hätte mir ja eher die Zunge ausreißen lassen, als ein Tota ohne Ueberzeugung zurückgenommen.

U.



Sie werden mir sagen: so bleibt mir also nichts übrig, als das Vaterland zu verlassen. Hören Sie, was ich erst noch versucht zu sehen wünsche, ehe Sie diesen Entschluß fassen; und wenn Sie mit meinem Vorschlage zufrieden sind, so will ich das Uebrige einleiten und betreiben.

Zuvörderst muß ich erinnern, daß Ihnen das Collegium den Genuß des hohen Stipendii verlängern wird, wenn Sie diese Verlängerung suchen, und daß Sie also von dieser Sekte nichts zu besorgen haben, wenn Sie es noch eine Zeit lang mit ansehen. Sodann muß ich bemerken, daß das Collegium Ihres Gesuchs wegen noch keinen Bericht an das geheime Consilium erstattet hat. Es wollte abwarten, ob eine neue Auflage Ihrer Briefe erscheinen würde. Wäre dies geschehen, so hätte es gar nicht hoffen dürfen, etwas für Sie auszurichten, sondern zuverlässig eine abschlägige Antwort erhalten. Da nun die neue Ausgabe Ihres Buches vor der Hand unterbleibt, Sie wenigstens nicht mitwirken wollen, wenn der Verleger sie veranstalten sollte \*): so fällt das bisherige Hinderniß der Berichterstattung weg. Ich werde also dafür sorgen, daß Ihre Sache nun in Bewegung komme, und daß das Collegium zu Ihrem Vortheil alles sage, was sich nur immerhin sagen läßt. Mißlingt auch dieser Versuch, nun wohl, so mögen Sie ein Land verlassen, wo man Sie nicht haben will, und andre Maßregeln ergreifen. Die gänzliche Entscheidung dieser Sache dürfte sich höchstens bis Michälis

---

\*) Der Verleger hat, so viel mir bekannt, keine veranstaltet, weil er rechtlicher Weise ohne meine Einwilligung nicht konnte. Aber die Nachdrucker im heiligen römischen Reiche, das damals noch mit allen seinen Sünden und Gebrechen bestand, fragten nicht nach Recht und Billigkeit. U.

verzeihen; wenigstens kan bis dorthin alles im Klaren seyn, wenn nicht ganz besondre Hindernisse eintreten. Melden Sie mir nur mit zwey Worten, ob Sie mit diesen Gedanken zufrieden sind; das Weitere will ich dann besorgen.

Für die litterarischen Geschenke, die Ihrem vorliegenden Briefe beygeschlossen waren, statte ich Ihnen den verbindlichsten Dank ab; lege den Brief des Herrn Cabinetministers wieder bey; und verharre mit herzlichem Wohlwollen

der Ihrige  
H.

14.

Dresden, am 6. Jul. 1797.

Die von Ihnen gesuchte Prolongation ist bewilligt, mein theuerster Freund. Gebe doch Gott, daß man Ihnen bald mehr bewilligen könne! Sie haben durch Ihre Erklärung auf den Herrn Cabinetminister von Gutschmid einen sehr guten Eindruck gemacht. Er hat diese Erklärung dem Herrn Präsidenten und mir mitgetheilt, und die Aeußerung beygefügt, daß er Sie dem Land erhalten zu sehen wünsche, wenn es auf eine Art geschehen könne, bey welcher man die Zufriedenheit des \* \* \* erwarten dürfe. Ich habe auch nicht das mindeste dagegen, daß Sie sich in dieser Erklärung ein Paar Mal auf mich selbst berufen haben; ich frene mich vielmehr darüber, daß sich die Meinung des Herrn Cabinetministers zu Ihrem Vortheil geändert hat\*).

---

\*) Dieß zu bewerkstelligen, war nicht so schwer, da jener einsichtsvolle und wohlwollende Mann im Grunde nie eine schlechte Mei-

Wey dem geheimen Consilio will es uns desto weniger gelingen, einen guten Willen gegen Sie hervorzubringen; und so best wir entschlossen waren, Ihr Gesuch um eine Professionem extraordinariam abgehen zu lassen: so haben die Privaterklärungen der Herren geheimen Rätthe\*) uns doch genöthigt, den Bericht noch zurück zu halten. Es war nemlich ein Gedanke des Herrn Präsidenten, dem ich nichts Erhebliches entgegen zu setzen wußte, es würde rathsam seyn, die ißt vorzunehmende Revision der Akademien noch erst vorbei zu lassen, weil er alsdann ein desto nachdrücklicheres Zeugniß für Sie ablegen, und Sie desto dringender würde empfehlen können. Den Versuch, von welchem ich Ihnen neulich geschrieben habe, wollen wir also erst nach der Zurückkunft des Herrn Präsidenten\*\*) machen. Durch das hohe Stipendium sind Sie für das nächste Jahr wenigstens einigermaßen gedeckt; sorgen Sie nur dafür, daß der Herr Präsident zu Ihrem Vorthail in seinem Revisionsberichte recht viel anführen könne; vielleicht gelingt unser gemeinschaftlicher Wunsch, Sie dem Vaterlande zu erhalten, doch noch. Mit der herzlichsten Zuneigung bin ich

ganz der Ihrige  
R.

---

nung von mir gehabt hatte. Man hatte nur allerlei Bedenken in ihm erregt. Und diese war ich so glücklich zu heben, indem ich mich an seinen gesunden Verstand und sein eben so gesundes Herz wandte. U.

\*) Ich muß hiebei wiederholt bemerken, daß der Leser nicht an alle, sondern nur an einige denken dürfe, die aber leider viel Einfluß hatten. U.

\*\*) R. schrieb bald so, bald Präsidenten. Das erstere ist wohl richtiger. Ich glaubte aber, seine Schreibung nicht ändern zu dürfen. U.

15.

Dresden, am 16. May 1798.

Es war eine große Freude für mich, mein werthester Freund, wieder einen Brief von Ihnen zu sehen. Von der Gefahr, in der Ihr Leben geschwebt hat, bin ich sehr genau unterrichtet gewesen, und ich danke Gott, daß er Sie derselben entrißen hat. Unstreitig war die heftige Krankheit, welche Sie dem Grabe so nahe gebracht hat, eine Folge Ihrer allzugroßen Anstrengung \*). Möchte Ihnen diese Erfahrung zur Warnung dienen, und Sie zu mehrerer Mäßigung führen! Möchten Sie die tetricam sophiam, der Sie bisher so viel Ihrer besten Kräfte geopfert haben, lieber eine Zeit lang ihrem Schicksal überlassen, und sich in den angenehmern und gesuandern Gefilden der Philologie erquicken! Und in der That, ich glaube fast, daß es Ihnen selbst bey Ihren Obern zur Empfehlung gereichen würde, wenn sie sähen, daß Sie sich auch mit etwas Andrem zu beschäftigen geneigt und fähig seyen \*\*).

---

\*) Das war es nicht allein. Auch die vielfachen Kränkungen hatten mich aufs Krankenlager geworfen. Ich war damals noch nicht so gleichgültig gegen dergleichen Dinge als späterhin. Ja, ich hatte, trotz allem Studiren, noch nicht einmal ordentlich Latein gelernt, was doch zur Gesundheit so erstaunlich heilsam ist.

U.

\*\*) Der Rath war gut; ich hab' ihn auch befolgt, so weit es thunlich war; aber nicht weil ich hoffte, meine Widersacher dadurch zu beschwichtigen, die etwas ganz Andres forderten nämlich Widerruf — sondern weil ich die Verbindung der Philologie mit der Philosophie immer für nothwendig hielt.

U.

Es ist natürlich, daß Sie in der Gewogenheit mancher derselben keine Fortschritte machen, wenn Sie immer neue Beweise eines unermüdeten Eifers für Grundsätze geben, durch welche Sie ihnen gleich anfangs mißfällig geworden sind. Behalten Sie diese Grundsätze, lehren Sie sie. Niemand wird Sie darüber in Anspruch nehmen \*). Aber ob Sie damit gewinnen werden, wenn Sie durch alles, was Sie öffentlich leisten, die Meinung erregen, daß Sie alle Ihre Bestrebungen darauf richten, Proselyten Ihrer Schule zu machen, glaube ich nicht \*\*).

Welche Wirkung Ihr neuestes Werk \*\*\*), welches Sie mir zu übersenden die Güte gehabt haben, bey solchen Umständen haben werde, kan ich nicht sagen. Weil ich Ihr Schreiben auf der Stelle beantworten wollte, konnte ich nicht so viel Zeit gewinnen, es durchzulesen. Daß jede Aeußerung, die sich zu Ihrem Vorthail und zur Austilgung der ehemals gemachten widrigen Eindrücke aus diesem Buche wird benutzen lassen, auch von mir überall benutzt werden soll, verspreche ich Ihnen mit aller Aufrichtigkeit eines red-

---

\*) Doch! Und wie konnte man anders, da eben jene Grundsätze von R. selbst für gefährlich in religiöser, moralischer und politischer Hinsicht erklärt waren! R's Wort aber galt bei Vielen als ein Evangelium. U.

\*\*) Das war zu hart! Proselyten machen heisst etwas ganz anders, als seine Ueberzeugungen klar und mit Gründen unterstützt darlegen. Es heisst, durch Versprechungen oder Drohungen, überhaupt durch unerlaubte Kunstgriffe, die man auch Kniffe nennt, Andre zu seiner Partei herüber ziehn. Wo und wann hab' ich das gethan? U.

\*\*\*) Ich weiß nicht gewiß, welches. Wahrscheinlich ist die Schrift gemeint: Ueber das Verhältniß der kritischen Philosophie u. c. Denn diese erschien zu Anfang des J. 1798. U.

lichen Mannes, und ich werde Ihr Werk vorzüglich in dieser Hinsicht mit aller Aufmerksamkeit studiren.

An die Erlangung einer Pension ist iht darum nicht zu denken, weil keine vacant ist \*). Aber schicken Sie mir nur noch einmal ein Memorial um die Prolongation des Stipendii, ich bin versichert, man versagt Ihnen dieselbe nicht, und Sie haben so doch einstweilen etwas. Sollten Sie sich übrigens zuweilen in Verlegenheiten befinden, so wenden Sie sich getrost an mich; meine Börse soll Ihnen gern zu Gebote stehen, und Sie sollen an mir einen Creditor haben, der Sie in Ihrem Leben nicht drücken wird. Halten' Sie dieß für keine nichts bedeutende Floskel; es ist mein wahrer Ernst, Ihnen die mühevollen Jahre erleichtern zu helfen, bis es möglich seyn wird, Ihnen die Vortheile zu verschaffen, die Sie so sehr verdienen.

Iht ist das Wichtigste, was ich von Ihnen bitten muß: cura, ut valeas. Opfern Sie sich nicht vor der Zeit auf; die Maxime, daß man sich durch eine unvorsichtige Ueberspannung in den besten Jahren seines Lebens unbrauchbar machen und außer Thätigkeit setzen müsse, taugt nimmermehr zu einer allgemeinen Gesetzgebung \*\*). Unter den besten Wünschen für Ihre Wiederherstellung verharre ich mit den freundschaftlichsten Gefinnungen

ganz der Ihrige

R.

---

\*) Es wurden auch Pensionen ohne Vakanz gegeben; ich aber bekam keine, es mochte Vakanz sein oder nicht. U.

\*\*) Das war wieder ein kleiner Hieb auf die tetrica sophia. Ich that aber, als hätt' ich ihn nicht gefühlt. U.

16.

Dresden, am 1. Oct. 1798.

Gott sey Dank, daß der neue Unfall, der Sie, mein Freund, betroffen hat, größtentheils überstanden ist \*). Als ich auf meiner neulichen Reise durch Torgau gieng, benachrichtigte mich der dortige Postmeister von Ihrer Krankheit auf eine Art, die mich äußerst niederschlug und mit den traurigsten Besorgnissen erfüllte. — Hätte ich auf der Rückreise, als ich durch Wittenberg gieng, nicht erfahren, daß alle Gefahr vorüber sey, so würde ich, so kurz auch mein Aufenthalt in dieser Stadt war, gewiß nicht unterlassen haben, Sie zu besuchen. So gleng ich, weil Sie schon wieder ausgegangen und bey einer Habilitation gegenwärtig gewesen waren, mit dem erfreulichen Gedanken weg, Ihre Gesundheit werde nun bald ganz und auf viele Jahre wieder hergestellt seyn.

Möchten sich auch Ihre übrigen Umstände bald zu Ihrem Vorthell ändern! Die Klagen, welche Ihr letzter Brief an mich enthält, sind gerecht, und ich kan es nicht läugnen, daß sie mich tief gerührt haben. Und doch, was soll ich zu Ihrem Troste sagen? Der Herr Präsident hat redlich Wort gehalten. Er hat in seinem Revisionsberichte auf die vortheilhafteste Art von Ihnen gesprochen, und alles aufgeboten, was zu Ihrer Empfehlung dienen kan.

---

\*) Ich weiß nicht, welchen Unfall R. hier meint. Vielleicht die Augenkrankheit. Es wäre wohl möglich, daß die frühere Erzählung in dieser Beziehung durch einen Gedächtnißfehler ein Hyperonproteron enthielte. Die Sache ist aber zu unbedeutend, um dabei länger zu verweilen.

Ich habe es gleichfalls nicht daran fehlen lassen, privatim, so oft sichs nur thun ließ, für Sie zu bitten, und von allem Gebrauch zu machen, was Ihr neuestes Werk zu Ihrem Vortheil darbietet. Aber ich kan es Ihnen unmöglich bergen, noch das letzte Gespräch, welches ich mit einem der Herren geheimen Rätthe am vorigen Donnerstag hatte, läßt mich so gut als Nichts für Sie hoffen. Es thut mir weh, dieß schreiben zu müssen. Aber was soll ich Sie mit leeren Vertröstungen hinhalten? Ich glaube, die Pflicht der Freundschaft besser zu erfüllen, wenn ich Ihnen geradehin sage, wie die Sachen stehen, als wenn ich Sie darüber im Dunkeln lasse. Hören Sie indessen das Resultat einer Verathschlagung, die ich, nach Empfang Ihres letzten Briefes, mit dem Herrn von Zedtwitz gehalten habe.

Da wir voraussehen, daß es schwer halten wird, etwas für Sie durchzusetzen, wenn nicht außerordentliche Triebfedern in Bewegung kommen: so geriethen wir auf den Gedanken, daß es vielleicht erspriesslich für Sie seyn könnte, wenn die dortige Universität aus eigener Bewegung einen Intercessionsbericht für Sie erstattete. Mit Beziehung auf die außerordentlichen Unglücksfälle, von welchen Sie bisher verfolgt worden sind, müßte sie in demselben vorstellen, wie nützlich Sie sich bisher der Akademie gemacht haben, und wie unentbehrlich Sie derselben für die Zukunft seyen. Sie müßte bitten, daß, da Sie ohne höhere Unterstützung unmöglich zu subsistiren im Stande seyen, man höchsten Orts Ihnen zu Hülfe kommen und Sie der Akademie erhalten möchte. Um eine Einleitung zu einem solchen Berichte zu machen, schreibe ich unter dem heutigen Dato an den ehrlichen D. Nitzsch, den ich



als Ihren wahren Freund kenne. Ueberlegen Sie die Sache selbst mit ihm, und suchen Sie es dahin zu bringen, daß die Universität noch vor Ablauf dieses Jahres diesen Schritt thue. Dabey muß ich aber bitten, über die von dem Herrn Präsidenten und mir herrührende Anregung das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und sich schlechterdings gegen Niemand merken zu lassen, daß wir diese Berichterstattung wünschen. Sie würde natürlich von ihrem Werthe verlihren, man würde sie für etwas in gewisser Hinsicht Erzwungenes halten, wenn es bekannt würde, daß von hler aus eine Veranlassung dazu gegeben worden sey \*).

Was nun ferner Ihr gegenwärtiges und dringendes Bedürfniß anlangt: so frage ich an, ob Ihnen mit einer kleinen Gratification von 20 bis 25 Thalern etwas gedient ist? Wollen Sie sich eine solche Kleinigkeit gefallen lassen: so haben Sie die Güte, mir ein kurzes Memorial zu übersenden, in welchem Sie um einige Unterstützung bitten. Auch können Sie sogleich eine Quittung, die auf den Oberconsistorialcassirer Zillner lauten muß, und in welcher Sie die Summe noch unbezeichnet lassen können (ich werde sie der Resolution des Collegii gemäß schon hineinsetzen lassen)

---

\*) So unglücklich auch damals meine Lage war, so gesteh' ich doch, daß mir Zedtwig und Reinhard noch bedauerlicher vorfielen. Wie? Männer, die für das Schul- und Kirchenwesen von Antike wegen zu sorgen hatten und dieß mit eben so viel Einsicht als gutem Willen thaten, mußten zu solchen Kunstgriffen und Umschweifen ihre Zuflucht nehmen, um einem armen Privatdozenten zu helfen und ihm nur das zu verschaffen, worauf er gerechten Anspruch hatte? Und warum? Weil ein paar Menschen, die doch eigentlich nichts von Theologie verstanden, sich einbildeten, sie allein hätten den rechten Glauben. Jetzt kann freilich so etwas nicht mehr geschehen, seit jene verschwunden und so viel aufgestiegne Männer in den geheimen Rath getreten sind. U.

diesem Anhalteschreiben beysügen. Ich besorge dann alles, und überschicke Ihnen, was ich für Sie erhalten kan. Hätten wir über größere Fonds zu gebieten, als diejenigen sind, über die wir unabhängig disponiren können, so sollte Ihnen bald geholfen seyn.

Ihre Bedenklichkeit, warum Sie zu meiner eignen Börse Ihre Zuflucht bis iht nicht haben nehmen wollen, ist von keiner Bedeutung. Ist es der creditor zufrieden, daß der debitor ihm nichts restituire, wenn er seiner Redlichkeit ungeachtet nichts restituiren kan: so ist die Maxime, unter solchen Umständen zu borgen, allerdings fähig, ein allgemeines Gesetz zu werden \*). Ich wiederhole also mein voriges Anerbieten. Leben Sie indessen wohl, mein lieber Freund, und schreiben Sie mir bald wieder. Ich bin

ganz der Ihrige  
R.

## 17.

(5)

Dresden, am 26. Oct. 1798.

Sie erhalten hier einstweilen 50 Thaler als einen kleinen Vorschuß von mir, mein Freund. Was das Collegium zu Ihrer Unterstützung bewilligen wird, werde ich Ihnen nächstens melden und zugleich übersenden können.

Was die Frage anlangt, ob Sie den Intercessionsbe-

---

\*) Wieder eine Anspielung auf die tetrica sophia! Eine so freundliche konnt' ich mir aber schon gefallen lassen.

richt der Akademie, welchen ich neulich gewünscht habe, selbst suchen oder ihn von dem freyen Entschlusse der Universität erwarten sollen: so ist es meines Erachtens gleichviel, ob der eine oder der andere modus gewählt wird \*). Es kan Ihnen auf keine Weise schaden, wenn Sie die Akademie um ihre Intercession gebeten haben. Erfolgt sie, diese Verwendung derselben, so ist sie, auch wenn sie von Ihnen veranlaßt worden ist, immer noch ein unwidersprechlicher Beweis, daß die Akademie Ihren Werth erkennt, Ihre Unentbehrlichkeit einräumt, und es für recht und billig hält, dem Landesherrn Ihr Bedürfniß ausdrücklich an das Herz zu legen. Sollten sich also, ohne eine schriftliche Bitte von Ihrer Seite, dergleichen Intercessionales nicht erhalten lassen, welches Sie an Ort und Stelle am besten werden beurtheilen können: so würden Sie, wie mirs scheint, ohne alles Bedenken darum anhalten können. Der Himmel gebe, daß alles in Wittenberg gut von Statten gehe und hier kräftig wirke. Ich bin mit gewohnten Gefinnungen

ganz der Ihrige  
M.

18.

Dresden, am 2. Nov. 1798.

Ich habe das große Vergnügen, Ihnen, mein werthester Freund, eine größere Gratification zu überschicken, als ich

---

\*) Die Ursache meiner Anfrage war, daß die damalige Magnificenz von Wittenberg etwas pedantisch, wohl auch ein wenig ab-

erhalten zu können hofte. Das Collegium hat Ihnen fünfzig Thaler bewilligt, welche Sie hiermit empfangen. Da Sie mir sogleich eine Quittung überschickt hatten: so konnte ich dieses Geld sogleich erheben; und Sie haben nun gar nichts weiter deshalb zu thun, wenn Sie nicht, welches wohl gut seyn würde, dem Herrn Präsidenten einen kurzen Dankfagungsbrief schreiben wollen. Leben Sie wohl, und sorgen Sie für Ihre Gesundheit. Ich verharre mit den gewöhnlichen Gefinnungen

u. d.

ganz der Ihrige  
H.

19.

Dresden, am 26. Nov. 1798.

Der Intercessionsbericht, welchen die Universität für Sie erstattet hat, mein werthester Freund, ist recht gut eingerichtet; nur hätte ich gewünscht, daß auch zugleich auf die Ertheilung einer außerordentlichen Profession angetragen worden wäre. Im Grunde war dieß auch die Meynung des Herrn Präsidenten und die Meinige gewesen, als wir einen solchen Bericht wünschten. Das Collegium hat dieß also aus eigner Bewegung supplirt, und Bericht zum geheimen Consilio wegen einer Ihnen zu conferirenden Pro-

---

g.) genügt war. Sie meinte, eine so außerordentliche Gnade könnte mir nicht widerfahren, wenn ich nicht erst unterthänigst darum bâte. Ich fügte mich, damit man nicht sagen sollte, ich hätte Prätenfionen gemacht und es meinen Freunden erschwert, für mich zu wirken. U.

fession und Pension resolvirt. Dieser Bericht wird nächstens abgehen, und es wird sich nun zeigen, welchen Eindruck das vereinigte Bitten des Collegii und der Universität machen wird. Der Himmel gebe, daß Ihr Schicksal mit dem neuen Jahre die günstigste Wendung nehme! Niemand kan dieß herzlicher wünschen, als ich. Mit gewöhnlichen Gefinnungen der Hochachtung und Freundschaft bin ich

ganz der Ihrige  
H.

20.

Dresden, am 14. Aug. 1799.

Allerdings ist es an dem, daß der neuliche Versuch des Collegii, Ihnen eine Professur und Pension zu verschaffen, gänzlich mißlungen ist. Ich kan mich nicht erinnern, daß für irgend einen jungen Docenten mit so großem Nachdruck in einem Berichte des Kirchenraths gesprochen worden wäre, als neulich für Sie. Daß Ihre Freunde es nicht unterlassen haben, auch privatim für Sie zu arbeiten und das geheime Consilium zu einer günstigen Resolution zu bewegen, kan ich gleichfalls bezeugen. Allein es ist alles vergeblich gewesen, und man hat dem Collegio die Acten mittelst Canzlerscheins ohne Resolution zurückgegeben. Ich müßte es nicht gut mit Ihnen meinen, wenn ich Ihnen bey solchen Umständen mit weitem Hoffnungen schmeicheln wollte. So lange die Umstände bleiben, wie sie sind (und aller Wahrscheinlichkeit nach dürften sie der Hauptsache nach noch lange so bleiben) sind alle Verwen-

dungen des Collegii für Sie ohne Nutzen. Privatim hat man dem guten Zedtwitz und mir so gar Vorwürfe darüber gemacht, daß man mit einer Art von Zudringlichkeit Ihre Beförderung durchsetzen wolle\*). Und da die Gesinnungen der Herren geheimen Ráthe über Ihre Angelegenheit bekannt sind, so fürchte ich, daß Collegium dürfte sich zu

---

\*) Armer Zedtwitz! Armer Reinhard! — Weil ihr thatet, was eures Amtes und Berufes war, nannte man euch zudringlich! — Wie soll man aber die nennen, welche den vereinigten Vorstellungen der ganzen Universität und des Kirchenraths — Behörden, die doch wohl über die Fähigkeit und Würdigkeit eines jungen Mannes zu einem akademischen Lehramte ein kompetentes Urtheil hatten — so hartnäckig widerstanden? — Indessen verdienen auch sie Entschuldigung, weil sie nur in einer falschen Ansicht befangen waren, nach der sie ganz folgerecht handelten. Einmal hielten sie den Irrthum, welchem ich ergeben sein sollte, für strafbar; was freilich kein Irrthum in der Welt ist, so lang' er nicht in rechtswidrige Thaten übergeht. Es fragt sich ja ohnehin erst, ob die Meinung des Andern ein wirklicher Irrthum sei. Da kein Mensch untrüglich ist, so kann derjenige sich auch selbst irren, der einen Andern des Irrthums anklagt. Und da man gar nichts that, um mich von dem angeblichen Irrthume zu befreien, sondern nur zu mir sagte: Widerrufe, wenn du willst angestellt sein! — wie der Papst einst zu Luthern sagte: Widerrufe, wenn du nicht willst in den Bann gethan sein! — so mußte mich dieß vielmehr im Irrthume bestärken. Ich wäre ja der verworfenste Mensch und aller Anstellung unwürdig gewesen, wenn ich so hätte widerrufen wollen. — Eine andre falsche Ansicht war die Betrachtung der Anstellung als einer bloßen Gnadensache, so daß man sie beliebig gewähren oder verweigern dürfe. Wer sich zu einem Amte (sei es Staats-, Kirchen- oder Schulamt) nach dem Urtheile der ihm vorgesetzten kompetenten Behörde tüchtig gemacht hat, der hat einen rechtlichen Anspruch darauf. Man erfüllt also nur eine Pflicht gegen ihn und gegen die ganze Gesellschaft, wenn man ihm das Amt giebt. Der Dank dafür ist eine bloße Höflichkeit, die denn freilich jeder gern beobachten wird, der zu leben weiß.

neuen Versuchen nicht einmal gern verstehen. Es bleibt also nichts übrig, als daß Sie einen Weg ins Ausland suchen. Es thut mir unendlich leid, daß dem Vaterland Ihre Dienste entzogen werden sollen, und wenn ich mir nicht das Zeugniß geben könnte, meines Orts alles gethan zu haben, was in meinen Kräften war, jenen Verlust zu verhüten, so würde ich mir die größten Vorwürfe darüber machen. Sollte es mir auf irgend eine Art möglich seyn, Ihnen im Auslande nützlich zu werden: so werde ich gewiß keine Gelegenheit dazu ungebraucht lassen, und mich freuen, wenn Sie mir selbst dergleichen Gelegenheiten nachweisen wollen. Die Prolongation des Stipendii für das nächste Jahr ist übrigens in der heutigen Session bewilligt worden. Wäre es nur in der Macht des Collegii, mehr als dieß für Sie zu thun! Ich bin mit gewohnten freundschaftlichen Gefinnungen

ganz der Ihrige  
H.

21.

Dresden, am 6. May 1800.

Ich habe Sie, mein theuerster Freund, noch ehe ich Ihre Erklärung hatte, unter der Bedingung, daß Sie geneigt wären, ein solches Amt anzunehmen, und sich gegen mich darüber äußerten, dem Herrn Domherrn von Witzleben zu dem Rectorate in Rosßleben vorgeschlagen. Die Stelle trägt, wenn die Schule, wie gegenwärtig, vollzählig und in guter Verfassung ist, etwas über 500 Thaler

jährlich, und ist mit einer sehr angenehmen Wohnung verknüpft. Es ist gewissermaßen noch unentschieden, aber doch höchst wahrscheinlich, daß der bisherige Conrector, welcher zum Rectorat aufrücken mußte, die Schule verlassen und einem Rufe nach Augsburg, welches seine Vaterstadt ist, folgen werde. In diesem Falle muß ein neuer Rector gewählt werden, und da wird sich dann ausweisen, ob der Herr Domherr und geheime Finanzrath von Witzleben, der als Administrator der Schule das jus patronatus bey dieser Stelle exercirt, auf Sie Rücksicht nehmen wird. Wäre es, wenn Sie Lust hätten, nach Roßleben zu gehen, nicht gut, wenn Sie dem Herrn von Witzleben, einem trefflichen Manne, selbst ein Paar Zeilen schreiben, und sich darauf bezögen, daß Sie ihm bereits von mir genannt seyen? Daß ich bey dieser Stelle ganz vorzüglich an Sie gedacht habe, kam daher, weil ich sonst keine Möglichkeit ab sah, Sie dem Vaterlande zu erhalten. Denn Sie auf einer von beiden Universitäten anbringen zu können, daran verzweifelte ich nach den Versuchen, welche bereits für Sie gemacht worden und alle ohne Effect geblieben sind. Deus bene vertat! Der Gedanke, Sie ins Ausland gehen zu sehen, macht mich allezeit traurig; vor dem aber, Sie in Dorpat zu wissen, erschrecke ich. Dulden und tragen Sie lieber alles, ehe Sie sich entschließen, sich unter Pauls eisernem Scepter niederzulassen!

Ihre litterarischen Geschenke habe ich richtig erhalten, und danke dafür auf das verbindlichste. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb! Ich bin

ganz der Ihrige  
R.



Dresden, am 20. Jul. 1800.

Ich weiß nicht, welcher feindselige Dämon über Ihr Schicksal waltet, mein lieber Freund. Sie nach Kofleben zu versetzen, war beschlossen. Der Hr. von Wigleben hatte seinen Entschluß genommen, und über die Art, wie man den sich etwa zeigenden Schwierigkeiten ausweichen könnte, bereits Rücksprache mit mir gehalten; ich hielt, wie ich nicht läugnen kan, die Sache für gemacht. Und siehe, wider alles Vermuthen bleibt Wilhelm da, und alles wird rückgängig. Wie wehe mir auch diese Vereitlung meines Wunsches, Sie dem Vaterlande zu erhalten, gethan hat, kan ich nicht ausdrücken. Möchte sich doch, wenn es einmal nicht möglich seyn soll, Sie in Sachsen zu versorgen, im Ausland etwas Annehmliches finden! Daß ich, wenn es in meinen Kräften seyn sollte, auf das willigste dazu mitwirken würde, werde ich nicht erst zu versichern brauchen.

Für das überschickte Programm danke ich auf das verbindlichste \*). Ich bemerke, daß eben heute der bisherige Diakonus John in Wiehe zum Inspector in Pforta confirmirt worden ist. Dieser Mann ist noch nicht Magister,

---

\*) Es war das Programm, welches ich als Decanus-Adjunctus geschrieben hatte: *Zenonis et Epicuri de summo bono sententiae cum Kantiana hac de re doctrina breviter comparantur.* Ein solches Einladungsprogramm zur Annahme der Magisterwürde nannte man auch die Magistertrommel. Der gute R. wollte mir nun gleich einen Magister zuweisen, damit sich meine Trommel nicht vergebens rühren sollte. Hr. John ward es auch, und er war der erste von mir freirte Magister.

und wird es, da es der Diaconus ist, unstreitig werden müssen. Ich dachte, sie wendeten sich an ihn; es würde mir sehr lieb seyn, wenn dieser brave Mann von Ihnen den gradum erhielt.

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, und verliessen Sie den Muth nicht! Ich bin, wie immer,

ganz der Ihrige  
R.

23.

Dresden, am 7. Jul. 1800.

Ihrem Verlangen zufolge, mein lieber Freund, habe ich sogleich Gelegenheit genommen, mit dem Herrn geheimen Finanzrath von Wagner über die bewußte Angelegenheit zu sprechen \*). Bey dieser Gelegenheit aber habe ich etwas in Erfahrung gebracht, was mir eine außerordentliche Freude verursacht hat, und was ich Ihnen, aber im engsten Vertrauen, sogleich mittheilen muß. Bey dem geheimen Finanzcollegio fängt die Vorstellung an rege zu werden, einen Professor der schönen Wissenschaften bei der Bergakademie zu Freyberg anzustellen, und man denkt dabei an Sie. Daß ich sogleich angefangen habe, diesen Gedanken auf alle Weise zu unterstützen, und darauf zu dringen, daß man ernstlich in der Sache zu Werke gehen und sie beschleunigen möge, werden Sie mir zutrauen; und man

---

\*) Diese Angelegenheit war eine Aussicht, nach Sena zu kommen, die aber bald wieder verschwand, wie jede andre. U.

hat mir dieß auch versprochen. Die Bergakademie steht nicht unter dem geheimen Consilio, sondern lediglich unter dem Finanzcollegio, wo Ihre Person nicht anstößig ist. In Freyberg würden Sie, ohne mit Arbeit überhäuft zu seyn, cum dignitate und vergnügt leben können, und wären, was die Hauptsache ist, dem Vaterland erhalten. Ich habe also mit dem Herrn von Wagner die Abrede genommen, daß vor allen Dingen versucht werden soll, ob dieser Plan durchgesetzt werden kan. Da ich mit mehreren Herren aus dem geheimen Finanzcollegio in genauer Verbindung stehe, so will ich alles thun, was in meinen Kräften ist, Sie zu empfehlen. Sie selbst brauchen nicht eher wirksam zu werden, als bis Sie eine Veranlassung dazu erhalten, und haben vor der Hand nichts zu thun, als zu schweigen. Aber auch zu schweigen im strengsten Sinne, damit nichts verdorben werde \*). Sollte dieser Plan nicht gelingen, was sich in diesem halben Jahre wohl noch entwickeln wird, so hat mir der Herr von Wagner versprochen, Sie bey dem Herrn geheimen Rath Bogt [in Weimar] efficaciter zu empfehlen, und ich weiß, daß dergleichen Empfehlungen schon öfter viel gefruchtet haben. Sie sehen hier einen

---

\*) So viel Vorsicht war nicht nöthig. Ich war durch das Misslingen aller frühern Pläne so mißtrauisch geworden, daß ich gern von jedem neuen schwieg. Indessen ward die Sache bald ohne mein Zuthun ruckbar, weil zu viel Personen daran theilnahmen. Auch schrieb R. selbst in der Freude seines Herzens bald seinen Freunden in Wittenberg davon, die es mir nun beinahe übel nahmen, daß ich gegen sie geschwiegen hatte. So kommt der Unglückliche oft durch Schweigen eben so ins Gedränge, wie durch Reden. Man kann es den Leuten nie recht machen.

doppelten Weg; gebe doch der gute Gott, daß Sie auf einem von beyden, und wo möglich auf dem ersten, zum Ziele gelangen! Vale et fave

Tuo R.

24.

Dresden, am 24. Jul. 1800.

Aus beyliegendem Billet werden Sie sehen, mein werthester Freund, was bisher in Ihrer Sache geschehen ist, sich auch von dem Project, welches im Werke ist, genauer unterrichten können \*). Das in diesem Brief geforderte Attestat habe ich in der Form eines Antwortschreibens an den jüngern Herrn von Wagner bereits ausgestellt, und darin mit einer Art von Wärme alles gesagt, was zu Ihrer Empfehlung gesagt werden konnte. Der Herr von Wagner kan und will von diesem Schreiben sowohl bei dem hiesigen Finanzcollegio, als auch in Weimar Gebrauch machen; Gott gebe nur, daß die gewünschte Wirkung daraus

---

\*) Das Billet war von demselben Herrn von Wagner und enthielt unter andern Folgendes: „Nach Werners“ — des berühmten Mineralogen, der in der Sache sehr thätig war und mir viel Freundschaft bewies, auch nachher fortdauernd bewiesen hat — „Ideen würden theils eine Aufsicht auf den Lebenswandel der „Academisten, theils Vorlesungen über Logik, Moral und etwas „Encyclopädie, so weit sie den Bergmann interessirt, nebst gelegentlichen schriftlichen Ausarbeitungen, auch nach Befinden künftighen etwas Unterricht in der Geschichte erfordert. Sollte, wie ich „im Ganzen nicht zweifle, die Verbindung einer Forst- mit der „Bergacademie zu Stande kommen, so würden jene Vorlesungen, „zugleich zum Vortheil des Lehrers, noch weniger zu entbehren seyn.“

U.

entspringe! Ich habe meinem Brief das Exemplar beige-  
fügt, welches Sie mir von Ihrer Encyclopädie geschenkt  
haben, und habe es mit Bedacht gethan, weil, wie Sie  
sehen werden, von encyclopädischen Vorlesungen in Frenberg  
die Rede ist. Ich werde iht auf drey Wochen verreisen,  
weil ich als churfürstlicher Commissarius die Landschule  
Grimma revidiren und in Pforta ein Geschäft ausrichten  
soll. Es ist jedoch in Ihrer Angelegenheit damit nichts  
versäumt, sondern alles so eingeleitet, daß auch in meiner  
Abwesenheit alles seinen Fortgang haben kan. Das Wag-  
nerische Billet brauchen Sie mir nicht zurückzuschicken \*).  
Leben Sie wohl! Ich bin

ganz der Ihrige  
R.

25.

Dresden, am 26. Aug. 1800.

Allerdings ist auf die Vorschläge, von welchen ich Sie  
neulich unterrichtet habe, noch nicht so viel zu rechnen,  
mein werthester Freund, daß Sie gegen das hohe churfürstl.  
Stipendium schon gleichgültig werden dürften. Ich rathe  
also, um die Prolongation desselben auf ein Jahr zu bitten,  
und mir das Memorial bald möglichst zu übersenden. Ich

---

\*) Ich hab' es als Beweis eines ganz uneigennütigen und von  
meiner Seite durch nichts angeregten Wohlwillens aufbewahrt,  
indem solche Beweise jedem Unglücklichen sehr tröstlich sind.  
Daher konnt' ich auch obige Worte daraus anführen.

U.

hoffe, es werde Ihnen diese Wohlthat nicht versagt werden.  
Vale et lave

Tuo R.

26.

Dresden, am 5. Sept. 1800.

Die Prolongation des Stipendii ist bewilligt, mein werthester Freund. Meinen letzten Brief haben Sie aber, wie es scheint, nicht ganz richtig verstanden. Ich habe nicht sagen wollen, daß die ganze Sache, welche izt im Werden ist, ungewiß sey, oder daß man dabei auf Jemand andern reflectiren wolle, als auf Sie. Ich habe bloß bemerkt machen wollen, daß sich die Sache noch verziehen könnte, wie das bey der Einrichtung neuer Institute immer der Fall zu seyn pflegt, und daß es daher rathsam sey, das Stipendium einstweilen nicht aus den Händen zu lassen. Die Sache steht meines Wissens noch, wie sie damals beschaffen war, als ich Ihnen das Willet des Herrn geheimen Finanzraths von Wagner mittheilte; ich werde aber Gelegenheit nehmen, an Beschleunigung derselben zu arbeiten, so weit dieß bei meinen Verhältnissen (denn unmittelbar kann ich mich nicht einmischen) möglich ist. Mit gewohnten Gefinnungen der Hochachtung und Freundschaft bin ich

ganz der Ihrige  
R.

27.

Dresden, am 4. Nov. 1800.

Empfangen Sie meinen Dank für die mir überschickten litterarischen Geschenke; sie haben mir alle, Ihren Plan zu

einem System der Philosophie mit eingerechnet, sehr wohl gefallen. Sie wünschen, über den letztern die Gedanken Ihrer Freunde zu hören. Allein bey der Allgemeinheit, mit der Sie ihn entworfen haben, wird nicht leicht Jemand etwas daran auszusetzen oder zu verbessern wissen. Der Grundriß und die Grundsätze, nach welchen Sie arbeiten wollen, sind so vernünftig, daß sie jeder Kenner billigen wird. Wollen Sie aber, nach Nr. 1. der Gesetze, die Sie sich vorgeschrieben haben, wirklich als Eklektiker schreiben? So verstehe ich dieses Gesetz und bin sehr begierig, wie Sie es befolgen werden \*).

In der bewußten Freyberger Sache wird gearbeitet. Es ist an das Oberbergamt ein Rescript erlassen worden, in welchem Bericht über die ganze Sache verlangt worden ist, und wo Sie bereits als das Subject genannt sind, auf welches reflectirt werden könnte. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie an den Herrn Bergrath Werner in Freyberg schreiben, der bey der Sache zu thun hat und, wie ich weiß, bereits sehr gütig gegen Sie gesinnt ist. Sie würden ihm nur in ganz allgemeinen Ausdrücken zu erkennen geben, daß Sie bereit wären, wenn eine Ihnen angemessene Lehrstelle bey der Bergakademie errichtet werden sollte, dieselbe anzunehmen, und daß Sie sich in dieser Hinsicht seiner Fürsorge empföhlen. Bey meinem Schwiegervater [Bergrath von Charpentier] will ich das Nöthige selbst besorgen und für Sie intercediren. Ich würde Ihnen auch

---

\*) Ich weiß nicht, ob R. mich wirklich so verstanden hatte, oder ob er mir nur einen Wink geben wollte. Das Letztere ist mir wahrscheinlicher; denn er pflegte seine Winke oft in Fragen einzukleiden.  
U.

rathen, dem Herrn Berghauptmann von Heynitz zu schreiben; allein da ich ungewiß bin, ob er es gut aufnehmen dürfte, so ist es besser, Sie unterlassen es. Leben Sie wohl und bleiben Sie mir gewogen! Ich bin

ganz der Ihrige  
N.

113

28.

211

Dresden, am 5. Dec. 1800.

Es ist zweyerley, mein lieber Freund, worauf ich Ihnen zu antworten habe. Was nemlich zuerst die Freyberger Angelegenheit betrifft, so dürfen Sie sich die Sache so arg nicht vorstellen, als Mantuffel sie Ihnen vorgestellt haben mag \*). Mehr als zwey bis dreyhundert Thaler fixer Gehalt wird, da die Stelle neu, dem Anscheine nach nicht unumgänglich nöthig, und die Sparsamkeit des \*\*\* bekanntlich groß ist, wohl kaum bewilligt werden. Allein fürchten Sie nicht, daß man Ihnen zu viel Arbeit dafür aufbürden wird. Die Akademisten, über die Sie eine Art von Aufsicht führen sollen, sind so beschäftigt, und so häufig mehr unter als über der Erde, daß diese Aufsicht nicht sehr lästig seyn kan. Hiernächst ist es eine Hauptabsicht bey Errichtung dieses Lehrstuhls, daß Jemand da sey, der den häufig nach Freyberg kommenden Ausländern philosophische, encyclopädische und ästhetische Vorlesungen

---

\*) Ein wichtiger Freund aus der Familie der Freiherren von Mantuffel hatte mir geschrieben, man werde dem Vogel wenig Futter geben, damit er desto fleißiger singen möchte.



halten könne. Dieser Zweck wäre nicht erreichbar, wenn man Sie an die inländischen Akademisten gleichsam binden wollte. Die Ausländer bezahlen auch so gut, daß man auf den Zuschuß, welchen Sie von ihnen erhalten können, rechnet, und Ihnen daher auch die erforderliche Zeit lassen muß, die Vorlesungen zu halten, welche etwa verlangt werden dürften. Wenn nur die Sache noch zu Stande kommt, so bin ich versichert, Sie werden sich in Freyberg wohl befinden, angenehme Verhältnisse da antreffen, und Zeit genug übrig behalten, auch literarische und schriftstellerische Arbeiten zu liefern. Der gutachtliche Bericht des Obergamts ist übrigens, wie ich vor einigen Tagen gehört habe, noch nicht eingegangen. Wenn er nicht ganz abfällig ist, so ist, wie ich zuverlässig weiß, das geheime Finanzcollegium fest entschlossen, seinen Plan zu realisiren.

Was den andern Punct anlangt, so weiß ich wirklich nicht recht, was ich Ihnen rathen soll. Ich stehe mit dem Buchhändler (Erbstein \*) zwar seit mehreren Jahren in Verbindung, und kenne ihn als einen äußerst ehrlichen und rechtschaffnen Mann. Aber freilich kann er nicht immer so bezahlen, wie er gerne will. Ich habe nicht viel Geldgeschäfte mit ihm gehabt. Den Band von Predigtauszügen, welchen er von mir in Verlag hat, habe ich ihm geschenkt, und dadurch gewissermaßen den Grund dazu gelegt, daß es nun mit seinen Geschäften etwas lebhafter geht. Ob Sie also, wenn Sie ihm etwas überlassen, prompte Bezahlung erhalten werden, weiß ich freilich nicht; es wird dem ehrlichen Erbstein nie am Willen, aber zuweilen an der Kraft fehlen, zu leisten, was er soll. Bey

---

\*) Der sich mir zum Verleger angeboten hatte.

U.

der mißlichen Lage, in welcher sich der Buchhandel überhaupt jetzt befindet, dürfte dieser Fall des Unvermögens vielleicht öfter eintreten, als sonst \*). Ich muß es Ihnen jedoch überlassen, was Sie bei diesen Umständen resolviren wollen, und bin mit gewohnter Hochachtung und Freundschaft

ganz der Ihrige  
H.

29.

Dresden, am 1. Febr. 1801.

Mit der Stelle in Freyberg wird es nun voller Ernst, mein werthester Freund. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden Sie mit eben dieser Post ein officielles Schreiben des Herrn geheimen Finanzraths von Doppel erhalten, das Ihnen den Entschluß des Collegii, Sie zu der neuen Professur in Vorschlag zu bringen, bekannt machen wird. Nach einer mündlichen Verabredung soll ich zugleich an Sie schreiben und Ihnen manches erläutern, was in einem officiellen Schreiben sich nicht wohl sagen läßt. Dieses Auftrags entledige ich mich hiermit.

Der neue Professor an der Bergakademie zu Freyberg soll folgendes leisten: 1) wird er wöchentlich 6 bis 8 Stunden öffentliche Vorlesungen über Logik, Moral und Encyclopädie zu halten haben. Für diese Lectionen wird von denjenigen Bergstudenten, welche die Regierung studiren

---

\*) Leider trat dieser Fall auch in Bezug auf mich oft ein. Und war' es nur noch der Fall des Unvermögens allein gewesen! Aber — — — U.

läßt, nichts bezahlt; wer aber von den übrigen sich dort aufhaltenden Studirenden daran Theil nehmen will, muß ein Honorarium erlegen. 2) soll er gehalten seyn, für junge Leute, welche in der Folge die Akademie [Universität] beziehen und regelmäßig studiren wollen, auf ihr Verlangen und für ihre Bezahlung, in den humanioribus Lectionen zu geben und ihnen darin fortzuhelfen. Diese Lectionen sind *lectiones privatae*, und ihre Einrichtung bleibt ganz dem Lehrer überlassen. 3) Ueber die Bergstudenten, welche kurfürstl. *beneficarii* sind, hat der neue Professor eine allgemeine Aufsicht zu führen. Ihre Anzahl ist gewöhnlich achtzehn. Die Aufsicht soll darin bestehen, daß er beobachtet, ob sie die Lectionen ordentlich abwarten, sich fleißig nach ihrem Privatleben erkundigt, und wenn ihm etwas Nachtheiliges zu Ohren kommt, sie *privatim* erinnert, auch, wo es nöthig ist, mit einer Anzeige an das Oberbergamt sie bedroht, übrigens bereit ist, ihnen, wo er kan, mit seinem Rathe beizustehen. 4) Endlich soll er auch gehalten seyn, wenn junge Leute von Stande die Akademie besuchen, sich, wenn sich die Eltern derselben an ihn wenden und sich gegen ihn erkenntlich bezeigen, eine ähnliche Aufsicht über dieselben auftragen zu lassen; er soll der Mann seyn, an welchen man sich in dergleichen Angelegenheiten adressiren kan.

Dagegen ist das Collegium entschlossen, für diese Arbeiten, welche dem neuen Professor immer noch Zeit genug [?] zu Privatarbeiten übrig lassen werden, einen jährlichen Gehalt von vierhundert Thalern, die in vierteljährigen Fristen bezahlt werden sollen, in Vorschlag zu bringen. Auch will es weiter Niemand, als Sie, dem \*\*\* zu diesem Amte nennen; nur sollen Sie, sobald Sie das Schrei-

ben des Herrn von Doppel werden erhalten haben, sogleich ein Memorial einsenden, in welchem Sie um diese Stelle ansuchen. Dabey soll ich Ihnen aber ausdrücklich melden, daß Sie in dieser Bittschrift davon, daß das Collegium an Sie habe schreiben lassen, nichts erwähnen sollen. Sie sollen bloß im Allgemeinen sagen, daß, da Sie in Erfahrung gebracht hätten, daß bey der Bergakademie in Freyberg eine neue Lehrstelle errichtet werden solle, Sie bitten wollten, bey Besetzung derselben auf Sie Rücksicht zu nehmen. Das geheime Finanzcollegium will, wie Sie sehen, keinen andern, wie Sie. Der Himmel gebe, daß der \*\*\*, der diese Stelle unmittelbar besetzt, an Ihrem Namen keinen Anstoß nehme! \*)

Da mich das Collegium Threntwegen um ein Gutachten ersucht hat, so habe ich demselben einen Aufsatz übergeben, der eben Ihre Wahl zur Folge gehabt hat und pars actorum geworden ist. Er wird also, wo nicht dem \*\*\* selber, doch gewiß dem Minister in die Hände kommen. Ich werde aber, wenn der Vortrag des Collegii ins Cabinet abgegangen seyn wird, Gelegenheit nehmen, mit dem Herrn Cabinetsminister, dem Herrn Grafen von Löben, noch besonders Threntwegen zu sprechen, um ihm die Zweifel, die er etwa noch haben möchte, zu benehmen. Faxit Deus, ut omnia cedant ex voto! Vale et favere perge

Tuo R.

---

\*) Der so Gerächte und so Milde würde keinen Anstoß genommen haben, wenn man mich nicht früher verdächtig gemacht hätte. Er hat sich aber späterhin selbst überzeugt, wie ungegründet dieser Verdacht war, und meine Unschuld faktisch anerkannt. Mehr konnt' ich nicht wünschen.

30.

Dresden, am 22. Apr. 1801.

Auch der Versuch, Sie nach Freyberg zu verpflanzen, mein werthester Freund, ist mißlungen; ich melde Ihnen dieß mit der innigsten Behmuth. Alles war so eingeleitet, daß es schien, dießmal mußte die Entscheidung günstig für Sie ausfallen. Das geheime Finanzcollegium hatte Sie ganz allein in Vorschlag gebracht, und zwar auf die ehrenvollste Weise, und mit Beziehung auf den Aufsatz, welchen ich zu den Acten gegeben hatte, und wo die Einwendungen, die man wider Ihre Lehre machen konnte, von allen Seiten widerlegt waren. Der Herr Graf von Löben war gleichfalls völlig für Sie gewonnen, und richtete seinen Vortrag bey dem \*\*\* ganz zu Ihrem Vortheil ein. Es war dem Berichte des Collegii auch das Exemplar Ihrer Encyclopädie beygefügt, womit Sie mich beschenkt haben, weil der \*\*\* in solchen Fällen immer Beweise von den Talenten der Empfohlenen sehen will. Allein da er bekanntlich nicht leicht etwas vergißt, so war ihm, was ich gleich gefürchtet habe, Ihr Name unangenehm; er sah zwar Ihr Buch sorgfältig durch und schien damit zufrieden zu seyn; allein sein einmal gefaßtes Mißtrauen gegen Sie konnte durch alle Vorstellungen des Ministers nicht besiegt werden; und da ein Amdrer zu dem neu zu errichtenden Amte nicht vorgeschlagen war, so wurde aus der ganzen Sache nichts, und die Acten wurden dem geheimen Finanzcollegio ohne Resolution zurückgegeben.

Ich weiß nun, da auch dieser Versuch ohne Erfolg gewesen ist, im Vaterlande keinen Plaz weiter für Sie, mein

werthester Freund, und Sie müssen sich schlechterdings im Auslande um einen Posten bewerben, der Ihren Talenten angemessen ist. Bey dem großen Bedauern der Herren geheimen Finanzräthe, die alle so eingenommen für Sie sind und für Sie gethan haben, was in ihrer Macht war, hat mir der geheime Finanzrath von Wagner aufgetragen, daß er, wenn er Ihnen bey etwanigen Aussichten auf Jena bey dem Herrn geheimen Rath Vogt in Weimar dienen könne, nur einen Wink von Ihnen erwarte, und Sie dann auf das kräftigste empfehlen wolle \*). Daß ich mir keine Gelegenheit werde entgehen lassen, wo ich Ihnen außer Landes nützlich werden kan, da es nun einmal nicht möglich ist, Sie dem Vaterlande zu erhalten, werden Sie mir gewiß zutrauen.

Nun sollte ich Ihnen noch mein Urtheil über das neue Organon schreiben, das Sie mir zu schicken die Güte gehabt haben. Allein das unaufhörliche Predigen in den Fasttagen hat mich gehindert, es mit der Aufmerksamkeit zu lesen, die es so sehr verdient. So zu lesen, habe ich nun zwar angefangen, bin aber noch nicht fertig, und behalte mir daher vor, den Eindruck, den Ihr Werk auf mich machen wird, Ihnen nächstens besonders zu beschreiben. Für die Mittheilung des allerdings äußerst sonderbaren Reinholdischen Briefs, den ich hier wieder beylege, danke ich auf das Verbindlichste. In dem neuesten Stücke des deutschen

---

\*) Alle Empfehlungen, auch die kräftigsten, hatten mir bis dahin so wenig oder vielmehr so gar nichts geholfen, daß ich mich nun gar nicht mehr darum bewarb. Ich hielt alles nur für schöne, aber leere Worte. Und das sind denn auch wirklich die meisten Empfehlungen. Darum rechne ja kein junger Mensch darauf, wenn er sein Lebensglück bauen will! U.

Merkurs werden Sie nun schon gleichlautende öffentliche Erklärungen von ihm gelesen haben; und wenn es so fortgeht, so will ich nicht dafür stehen, ob nicht die Weissagung eines hiesigen Gelehrten, der sonst ein großer Verehrer von ihm war, noch in Erfüllung gehen wird, daß er noch katholisch werden und sich in den Schoß der unfrüghlichen Kirche zurückbegeben werde. Sein Freund Stolberg hat ja den Anfang schon gemacht. — Ich bin mit der herzlichsten Freundschaft

ganz der Ihrige  
R.

31.

Dresden, am 20. Jul. 1801.

Ich kan mich nicht enthalten, Ihnen, mein werthester Freund, folgende Anekdote zu melden. Das geheime Finanzcollegium hat zu der Stelle in Freyberg, welche es Ihnen zugedacht hatte, nun einen gewissen Göde in Leipzig in Vorschlag gebracht, der demselben, ich weiß nicht von wem, nachdrücklich war empfohlen worden \*). Allein der \* \* \* hat den Vortrag mit der Aeußerung zurückgegeben,

---

\*) Er war dieser Empfehlung nicht unwerth; denn er war ein junger Mann von trefflichen Anlagen des Geistes und des Herzens. Er hat sich auch durch eine sehr anziehende Beschreibung seiner Reise nach den brittischen Inseln vortheilhaft bekannt gemacht. Später habilitirte er sich in Göttingen, starb aber kasselbst bald an der Auszehrung, sehr bedauert von allen, die ihn kannten. U.

es würde Ihnen, der Sie Ihre Gelehrsamkeit durch Schriften hinlänglich bekrundet hätten, allzu kränkend seyn, wenn ein Amt, das Ihnen versagt worden wäre, nun einem jungen unbekannten Manne zu Theil würde \*). Ich weiß wohl, daß diese Schonung Sie nicht für den Verlust entschädigen kan, den Sie gelitten haben. Sie werden aber doch so viel daraus sehen, daß Ihnen der \* \* \* Gerechtigkeit widerfahren läßt, und überall ein zartes Gefühl äußert, das ihm Ehre macht. Es war bloß seine ängstliche Gewissenhaftigkeit, was ihn neulich bestimmte, Ihnen das Amt nicht zu conferiren, zu welchem Sie in Vorschlag gebracht waren; daß Sie übrigens ein mackerer Mann sind, davon ist er überzeugt. Möchte ich Ihnen bald etwas erfreulicherer melden können! Ich bin mit dem herzlichsten Wohlwollen

ganz der Ihrige  
R.

### 32.

Dresden, am 7. Sept. 1801.

Um Ihre Bitte um die Verlängerung des hohen churfürstl. Stipendii bey dem Collegio anbringen zu können,

---

\*) Diese schonende Aeußerung hat mich damal sehr gerührt, und ich erkenne sie noch mit dem lebhaftesten Danke an. Indessen hätte ich doch auch die Stelle dem trefflichen Göde gegönnt, theils um sein selbst, theils um des allgemeinen Besten willen. Er hätte sie gewiß ausgefüllt, vielleicht noch besser, als ich. Denn ich war schon zu sehr an das Universitätsleben gewöhnt. Die Stelle sagte mir eigentlich nicht zu; nur die Noth machte sie mir annehmlich.  
U.



war gar nicht nöthig, die Rückkunft des Herrn Präsidenten abzuwarten, mit welchem Sie, wie Sie mir melden, dieser Sache wegen gesprochen haben. Ich habe also Ihr Memorial heute in Vortrag bringen lassen, und mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß Ihnen eine neue Prolongation auf ein Jahr bewilligt ist, und das Rescript nächstens in Ihren Händen seyn wird. Daß doch der gute Wille des Collegii gegen Sie sich bloß auf die Bewilligung dieses Stipendii beschränken muß!! Ich bin mit der freundschaftlichsten Zuneigung, wie allezeit,

ganz der Ihrige  
R.

### 33.

Dresden, am 7. Oct. 1801.

Wenn mir jemals eine Nachricht Freude gemacht hat, so ist es die von Ihrer so ehrenvollen Anstellung in den preussischen Staaten. Ich bedaure freilich das Vaterland, das einen so fähigen und nützlichen Mann in Ihnen verliert; aber da es nun einmal nicht möglich war, Sie demselben zu erhalten, so gehen Sie in Gottes Namen, und genießen Sie das Glück, das man Ihnen hier nicht verschaffen konnte, anderwärts in dem vollkommensten Grade! Für mich ist es eine ganz eigne Beruhigung, daß es an mir nicht gelegen hat, Ihre Versorgung im Vaterlande zu bewirken\*); ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich

---

\*) Daß ein Mann wie R. die Anstellung in einem öffentlichen Amte hier unter den gemeinen Titel einer Versorgung bringt,

nicht alles, was in meinen Kräften war, zu Ihrer Ver-  
 behaltung gethan hätte. Unstreitig hat Sie Gott ander-  
 wärts nöthig gehabt; folgen Sie also dem Ruf, der an  
 Sie ergangen ist, und vergessen Sie nicht, daß Sie in  
 dem Lande, aus welchem Sie scheiden, manchen wahren  
 Freund zurücklassen, die Ihnen auch in der Abwesenheit  
 ergeben bleiben werden.

Der Kirchenrath, der es sehr bedauert, daß seine Of-  
 tern nachdrücklichen Verwendungen für Sie allezeit ohne  
 Erfolg geblieben sind, ist nicht abgeneigt, Ihnen vielleicht  
 die ganze Hälfte des Ihnen conferirten Stipendii auszahlen  
 zu lassen. Nur müssen Sie, weil ein Rescript nöthig ist,  
 wenn Ihnen die Ephori das Geld sollen verabsolgen las-  
 sen, darum anhalten \*). Schicken Sie mir also ein Me-  
 morial; die Resolution darauf will ich beschleunigen, so gut  
 ich kan. Ich bin mit der größten Verehrung und Freunds-  
 chaft

ganz der Ihrige  
 R.

---

gleich als wäre das nur eine persönliche Sache, wolle man ihm  
 nicht übel deuten. In einem vertraulichen Briefe wagt man die  
 Worte nicht so genau ab. Uebrigens ist es ganz wahr, was R.  
 hier von sich sagt. Er hatte alles gethan, was er konnte, um  
 mir ein Plätzchen in der Welt zu verschaffen. Daß es ihm da-  
 mit nicht gelang, beweist nur, daß man sich auch auf einfluss-  
 reiche Gönner und Freunde nicht verlassen soll.

U.

\*) NB. um 45 Fl., nachdem ich dem Staate sieben Jahre ohne  
 Gehalt mit der größten Anstrengung gebient und mit Mühselig-  
 keiten aller Art gekämpft hatte!

U.

Dresden, am 25. Jan. 1802.

Thenerster Herr Professor, \*)

Empfangen Sie zuvörderst meinen Dank für die Nachrichten, welche Sie mir von Ihrer gegenwärtigen Lage gegeben haben. Es ist mir außerordentlich angenehm, daß Sie nicht ganz unzufrieden mit derselben sind; aber nicht weniger Vergnügen macht es mir, daß Sie durch dieselbe noch nicht gleichgültig gegen das Vaterland geworden sind. Wie sehr ich Sie in dasselbe zurück wünsche, wissen Sie, und was man wünscht, das hoßt man gern. Es ist mir also schon ein Trost, daß ich sehe, Sie sind nicht unwillig auf uns und wollen wiederkommen, wenn Sie gerufen werden \*\*).

Erlauben Sie, daß ich mich über das, was sich darauf bezieht, ausführlicher erkläre. Bey der mir mitgetheilten Dedication an den \* \* \* habe ich nicht das mindeste Bedenken. Sie ist so abgefaßt, wie sie einem Manne

---

\*) Der gute R. glaubte wahrscheinlich, er thäte mir einen rechten Gefallen, wenn er mich jetzt zum ersten Male als Professor begrüßte. Er irrte sich aber. Es war mir viel lieber, wenn er mich seinen Freund nannte. Er unterlag aber auch dem gewöhnlichen Schicksale der Menschen. Er ward im höhern Alter kälter und zerimonioser. Späterhin hab' ich sogar Briefe von ihm erhalten, worin er mich mit „Wohlgebohrner Herr, Höchstzuverehrender Herr Professor“ anredete. Ich habe aber diese Possen beim Abdrucke weggelassen. U.

\*\*) Ich weiß nicht mehr, ob ich mich so bestimmt ausgesprochen hatte, wie es hier klingt. Eigentlich zog mich nur die bewusste Herzensangelegenheit nach Wittenberg zurück. U.

von solchem Charakter und solchen Gesinnungen nicht mißfallen kan \*). Inländer müssen zwar, wenn sie dem \* \* \* etwas dediciren, erst anfragen und Erlaubniß dazu erhalten. Aber darüber glaube ich, können Sie sich wegsetzen, da Sie igt im Auslande leben. Der Inhalt Ihres Werks ist ja ohnehin so beschaffen, daß er dem \* \* \* unmöglich anstößig seyn kan; und da er Ihre Encyclopädie der Wissenschaften nicht ungelesen gelassen hat, so wird ihm die der Künste, bey der seine Ueberzeugungen nicht so, wie bey jener, ins Gedränge kommen, gewiß noch interessanter und angenehmer seyn. Ich lege übrigens das mir mitgetheilte Manuscript, nebst den Aushängbogen, wieder bey, und bezeuge Ihnen, daß ich auch in diesem Werke Ihren Scharfsinn und Ihre Darstellungsgabe bewundre. Den neuen schönen Künsten, welche Sie creirt haben, werden Sie schon ein tüchtiges Diploma mit in die Welt geben, damit man sie gelten lasse; denn die Künstler sowohl, als die Gelehrten, werden sehr ernstlich nach diesem Diploma fragen, und ohne zureichende Legitimation die neuen Schwester der übrigen Künste nicht anerkennen wollen \*\*).

Was aber die Stelle in Wittenberg anlangt, so rathe ich, daß Sie sich denominiren lassen, wenn Sie zur De-

\*) Ich wollte durch diese Dedikazion vornehmlich meine Dankbarkeit wegen der oberrühmten schonenden Aeußerung des \* \* \* zu erkennen geben. U.

\*\*) R. spielt hier auf die gymnastischen Künste an, die ich unter gewissen Bedingungen in den schönen Kunstkreis aufgenommen hatte. Auch Andre haben dieß getadelt. Perder aber hat in seiner Kalligone dasselbe gethan. An diesem hat es jedoch niemand gerügt. Das Ansehn des Mannes galt für einen Grund. U.

nomination gelangen können \*). Schaden kan diese Ernennung auf alle Fälle nicht, vielleicht aber nützen; vielleicht sieht man endlich doch ein, daß die Universität Ihre Philosophie nicht wohl entbehren kan, Ihre Theologie aber nicht besser unthätig gemacht werden kan, als wenn man Ihnen die Pflicht auflegt, lateinische Verse zu verfertigen. Daß ich, wenn Sie denominirt werden, die Gelegenheit vom neuem ergreifen werde, für Sie zu sprechen, wo ich kan und wo ich ein offenes Ohr finde, darauf können Sie rechnen. Vielleicht gelingt ein zweyter Sieg, da vor kurzem einer gelungen ist, der fast unmöglich schien.

Sie wollen nehmlich wissen, wer Rector in Pforta werde? Der Kirchenrath hat den Prof. Jägen in Jena dazu ernannt, der sich in einem Privatbrief an mich erklärt hatte, daß er diese Stelle wünsche. Sie kennen den Mann und seine Schriften, können sich also auch leicht vorstellen, welcher Widerstand im geheimen Consilio zu erwarten war \*\*). Aber dessen ungeachtet ist die Sache gegangen. Man giebt es zwar im Rescripte dem Gewissen des Kirchenraths anheim, daß dieser Mann gewählt worden sey; aber er wird nun doch Rector, und soll sich, wie ich hoffe, als ein sehr brauchbarer Rector zeigen. Sollte es mit Ihnen auch so gehen: so wollen wir Sie gern auf unser Gewissen nehmen, wie Jenen. Also, wie gesagt, machen Sie den Versuch.

Verzeihen Sie mir jedoch eine Erinnerung. Daß Sie sich in Ihren neuen Verbindungen nichts davon werden merken las-

\*) Es ist die Rede von der durch Meerheim's Tod erlebigten Professur der Poesie. U.

\*\*) Es lebten damat noch dieselben geheimen Rätke, die mir entgegenwirkten. U.

sen, Sie seyen nicht abgeneigt, wieder weg zu gehen, verstehe sich wohl von selbst. Man ist gegen einen Fremden, wenn er das Heimweh so früh bekommt, empfindlich, und es dürfte Ihnen, wenn es hier nicht gelänge, in Berlin Schaden, im Fall man erführe, Sie hätten bey der Dedomination mitgewirkt und sich hier um Ihre Zurückberufung beworben. Unterhandeln Sie also, wenn ich bitten darf, auch in Wittenberg nur mit solchen Menschen, auf deren Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit Sie rechnen dürfen \*). Ein guter Freund könnte Ihnen, wenn die Sache transpirirte, leicht den schlechten Dienst thun, etwas davon nach Berlin zu melden, und dort erregte dieß gewiß nicht die vortheilhaftesten Eindrücke.

Neulich erhielt ich aus Berlin die sonderbare Nachricht, der \* \* \* beschäftigte sich in allem Ernste damit, die Universitäten in seinen Staaten ganz aufzuheben, weil er sie für eine Hauptquelle der Unsittlichkeit halte. Man hat mir nicht gemeldet, auf was für ein Surrogat man etwa denkt. Allein nach den Gesinnungen des \* \* \* zu urtheilen, die mir auch auf einem andern Wege bekannt worden sind, könnte wohl etwas an der Sache seyn \*\*). Uebrigens beschreiben Sie mir die Lernbegierde der Studenten in

---

\*) Die Anregung kam selbst von Wittenberg, von meinen dortigen Universitätsfreunden, welche dringend meine Rückkehr wünschten, und sie eifrig betrieben. U.

\*\*) Es war nichts daran, so viel mir bekannt geworden. Auch die Gesinnungen des \* \* \* waren nicht der Art, wie hier angedeutet wird. Zu verkennen war aber, in Frankfurt wenigstens, nicht, daß die Studirenden nicht sehr fleißig waren. Ein junger Edelmann rühmte sich sogar öffentlich, daß er seit seiner Ankunft auf der Universität noch nie die Schwelle eines Hörsaals betreten hätte! U.

Frankfurt gerade so, wie sie mir der Cammergerichtsrath Sack aus Berlin im vorigen Sommer von allen Studenten der Monarchie beschrieb. Er dolirte nicht wenig darüber, daß ein großer Verfall der wahren Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande zu fürchten sey \*); und ich glaubte, ohne Partheylichkeit und Vorliebe, behaupten zu können, so weit sey es doch bey uns noch nicht gekommen. Kommen Sie wieder zu uns, und helfen Sie mit daran arbeiten, daß es bey uns eher vor- als rückwärts gehet Ich bin mit der herzlichsten Freundschaft

ganz der Ihrige  
H.

35.

Dresden, am 19. Apr. 1802.

Eigentlich hätte ich den Ausgang Ihrer Angelegenheit abwarten wollen; bevor ich Ihnen wieder schreibe. Da Sie mich jedoch durch einen Brief veranlassen, eher ein Paar Worte zu sagen, so melde ich Ihnen, wie die Sache gegenwärtig steht. Sie sind nemlich von dem Kirchenrathe,

---

\*) Ist, Gott sey Dank! nicht eingetreten, und wird auch nicht eintreten, so lange die preussische Regierung mit solcher Thätigkeit für Schulen und Universitäten sorgt und die Lehre frei hält, ohne die es keine wissenschaftliche Bildung und keine wahre Gelehrsamkeit geben kann, beschützt. Die humanistischen oder altklassischen Studien, die sonst wohl dort etwas vernachlässigt wurden, sind neuerlich auch wieder mehr in Aufnahme gekommen. Man fahre nur auf diesem Wege fort! Die preussischen Universitäten werden dann gewiß nicht hinter ihren deutschen Schwestern zurückbleiben.

dessen guten Willen Sie seit langer Zeit kennen, wirklich zum Professore poeseos ernannt, und man hat diese Gelegenheit von neuem ergriffen, es dem geheimen Consilio in den stärksten Ausdrücken zu sagen, daß man Sie in Wittenberg nicht entbehren könne. Nur auf den Fall, daß man sich schlechterdings nicht entschließen könnte, Sie zurück zu rufen, ist Klotzsch von uns in Vorschlag gebracht worden. Der Präsident hat dabey privatim mit dem Minister von Burgsdorff und ich mit dem Minister von Carlowitz über diese Sache Rücksprache genommen. Jener war anfangs sehr aufgebracht über den Entschluß des Kirchenraths, ließ sich aber zuletzt doch bedeuten, und erklärte sich günstiger. Dieser hingegen war sogleich willig, Sie zu unterstützen, und versprach mir, für Sie zu wirken. Da die Angelegenheit des nunmehrigen Rectors Ilgen in Pforta anfangs gerade so stand, wie die Ihrige, und da Herr von Burgsdorff sich auch auf das nachdrücklichste dagegen setzte, zuletzt aber dennoch nachgab und selbst mitwirkte: so bin ich diesmal nicht ganz ohne Hoffnung, daß es uns gelingen werde, Sie dem Vaterlande wieder zu geben. Möge mich diese Hoffnung nicht täuschen!

Daß Ihre Dedication an den \* \* \*, die mir, wie ich Ihnen neulich gemeldet habe, so ungemein gefiel, nunmehr unterbleiben muß, thut mir außerordentlich leid. Da ich Sie aber neulich selbst gebeten habe, ihre Vaterlandsliebe, um in Berlin nicht zu verstoßen, nicht allzu laut werden zu lassen, so weiß ich Ihren Gründen nichts entgegen zu setzen.

Für das überschickte Programm und den beygelegten Lectionscatolog sage ich den verbindlichsten Dank. Ich glaube nach diesen und einigen andern, in ihren vorigen



Briefen mir gegebenen Datir von Ihrer Situation in Frankfurt eine ziemlich richtige Vorstellung mir gebildet zu haben. Ihre Gelehrsamkeit kan dort unmöglich den Nutzen schaffen, den sie auf einer Akademie, wo die Studirenden besser vorbereitet sind und mehr mitbringen, schaffen könnte. Möge Sie Gott doch wieder nach Wittenberg zurück führen \*)!

Das theologische Werk, welches Sie herausgeben werden, habe ich bereits in öffentlichen Nachrichten angekündigt gefunden \*\*). Ich gestehe Ihnen, daß ich über dieses Thema etwas betroffen war. Sie scheinen das Dogma, nach dem Titel zu urtheilen, in Schutz zu nehmen. Der Himmel gebe, daß Sie es nicht mit beyden Partheyen verderben. Gerade ist durch das bekannte Phänomen meiner, leider mit einem Rescripte bewaffneten Reformationspredigt \*\*\*), die Aufmerksamkeit des theologischen

\*) Es ist ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände, daß diese beiden sonst so verschiedenen Universitäten, an denen ich eine Zeit lang gewirkt habe, dasselbe Schicksal betroffen hat, nämlich bald nach der Feier ihrer Jubelfeste aufgehoben, oder, wie es hieß, mit andern Universitäten vereinigt zu werden. U.

\*\*) Es ist die Schrift gemeint: Der Widerstreit der Bernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre; nebst einem kurzen Entwurfe zu einer philosophischen Theorie des Glaubens. U.

\*\*\*) Man sieht aus obigem leider, daß R. mit dieser Bewaffnung unzufrieden war; und nach seinen Grundsätzen mußte er es seyn. Er sagte einst zu mir: „Man bedenkt nicht, daß durch „Befehle in solchen Dingen“ — nämlich in Glaubenssachen — „mehr verdorben als verbessert wird. Statt die Gemüther „für die Sache zu gewinnen, nimmt man sie dagegen ein.“ — Und doch ließ er seine Predigt so bewaffnen. Man muß aber, um R. nicht Unrecht zu thun, bedenken, daß er in spätern Jahren, durch zunehmende Kränklichkeit verstimmt und ge-

Publici auf diese Sache hingelenkt; und wie man mir mitgespielt hat, welcher ganz eigne Widerwille unsrer stimmführenden Theologen gegen diese Lehre bey dieser Gelegenheit sichtbar geworden ist, wissen Sie. Ich fürchte, dieser Unwille wird auch Sie treffen, und da sich auch einer Ihrer izzigen Vorgesetzten in Berlin ausdrücklich wider mich erklärt hat, so werden Sie dort mit Ihrer Schrift keinen sonderlich guten Eindruck machen \*). Desio rühmlicher ist es indessen, daß Sie sich, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, über alle diese Ihnen gewiß nicht unbekannte Rücksichten weggesetzt haben, und ich gestehe, daß ich Ihrem Buche mit Verlangen entgegen sehe. Leben Sie indessen wohl, mein theuerster Freund. Möchten Sie in Frankfurt bald wieder einpacken müssen, um nach Sachsen zurück zu kehren! Ich bin mit gewohnten Gefinnungen

ganz der Ihrige  
H.

36.

Dresden, am 3. Jun. 1802.

Mein theuerster Freund, mit dem wehmüthigen Gefühl, daß getäuschte Hoffnungen zu erwecken pflegen, schicke ich

---

schwächt, immer ängstlicher und nachgiebiger gegen fremde Zudringlichkeit wurde. Er war ein ganz Anderer, als er, noch in voller Manneskraft, ein rüstiger Lehrer der Theologie und Philosophie zu Wittenberg war. Ach, warum ist der Mensch ein so gebrechliches Wesen, daß selbst der stärkste Geist endlich einem schwachen Körper unterliegt! U.

\*) Es hat mit kein Mensch in Berlin weder ein böses Wort darüber gesagt, noch auch nur eine unfreundliche Miene gemacht,

Ihnen die Beylage zu \*). Sie werden wenigstens daraus sehen, daß es mir auch dießmal nicht an Eifer gefehlt hat, Sie dem Vaterlande wieder zu geben. Die guten Eindrücke, welche Ihr kleines Buch über die Versöhnungslehre hier gemacht hat, werden Sie zwar in den nicht ganz günstigen Aeußerungen des Ministers nicht verkennen. Aber daß alles genügt mir darum nicht, weil man durch Zaudern die Zeit versäumen wird, wo Sie auf eine gute Art wieder zu erhalten gewesen wären. Verzeihen Sie übrigens, daß ich nur einige Zeilen schreibe. Ich wollte es nicht unterlassen, Ihnen mit der nächsten Post zu antworten: und da erlauben mir denn die nahen Feiertage, und die damit für mich verbundenen Arbeiten keine weitläufigen Aeußerungen. Möchten Sie die Hoffnung, oder vielmehr den Willen, einst wieder zu uns zu kommen, nur nicht ganz und auf immer aufgeben! Oft dürfen sich ja nur ein Paar Augen schließen, und alles ändert sich, alles nimmt einen andern Gang. Unabänderlich wird aber die Hochachtung und die freundschaftliche Anhänglichkeit seyn, mit der ich verharre

Em. 1c.

gehorsamster Diener

R.

---

selbst Teller nicht, auf den R. anspielt, der vielmehr bis an seinen Tod mein Freund blieb. Er würde sich auch gegen R. nicht so geäußert haben, wenn ihm nicht die Art und Weise der Verfechtung einer Lehre misfallen hätte, von der er sich nun einmal nicht überzeugen konnte.

U.

\*) Es war der Brief eines Ministers an R. Ich weiß aber nicht mehr, von wem und welches Inhalts der Brief war. Er muß also keinen starken Eindruck auf mich gemacht haben.

U.

Dresden, am Jul. 1802.

Mein verehrungswürdiger Freund, so sehr ich Ihnen zu der glücklichen Wendung Ihres Schicksals, die leicht vorauszusehen war, meine aufrichtigen Wünsche bezeuge, so sehr thut mirs leid, daß die Hoffnung, Sie dem Vaterlande wieder zu geben, fast ganz verschwunden ist. Fahren lasse ich nehmlich den Gedanken, dieß noch durchzusetzen, ganz dennoch nicht. Was ändert sich nicht oft auf einmal, wenn ein Paar Augen sich schließen! Nun weiß ich zwar wohl, daß eine philosophische Professur Sie nach dem, was Sie mir melden, bey uns nicht entschädigen kan. Allein theils rechne ich noch immer auf das dulce solum patriae, theils haben Sie neulich ein so treffliches theologisches specimen abgelegt, daß ich der Meynung bin, Sie könnten wohl noch Professor theologiae bey uns werden. Und ließe sich dieß bewirken, so wäre Ihnen die vollkommenste Ehrenerklärung gegeben, die Sie sich wünschen könnten. *Nanquam desperandum est.*

Für die Schriften, welche Sie mir gütigst überschickt haben, bin ich ungemein dankbar. Ihre Bücherverleiher sagen der berühmigten Parthey Schellings und Consorten sehr heilsame Wahrheiten\*). Sie werden dem Publico nützen; denn jene Herren selber sind unverbesserlich. Die andern beyden Schriften, womit Sie mich beschenkt haben,

---

\*) Bezieht sich auf ein literarisches, längst vergessenes Possenspiel, worin zwei Bücherverleiher die Hauptfiguren waren.

habe ich noch nicht gelesen, verspreche mir aber von ihnen eine sehr mannichfaltige Belehrung.

Zum Professor der Poesie zu Wittenberg ist nun Klosssch ernannt. Furorem hat er, ob poeticum, weiß ich nicht; das mögen die Herren verantworten, die ihn dazu ernannt haben; ich meines Orts bin daran ganz unschuldig.

Sie haben die Güte gehabt, mir durch den Hrn. D. Klügel zu Wittenberg funfzig Thaler zu Wiedererstattung eines kleinen Vorschusses übersenden zu lassen. Ich danke Ihnen auch dafür, und lege die Verschreibung bey, welche Sie mir ehemals überschickt haben. Fahren Sie fort, mich Ihres mir so schätzbaren Wohlwollens zu würdigen, und leben Sie wohl. Ich verharre mit der größten Verehrung

Erw. 1c.

gehorsamster Diener

H.

38.

Dresden, am 7. Jan. 1805.

Schon vor fast zwey Jahren hatten Sie die Güte gehabt, mir den ersten Theil des großen Werkes zu übersenden, welches Sie über die Philosophie zu schreiben gedenken. Ich hatte auch angefangen, dieses Buch mit großem Interesse zu lesen und mir mancherley darüber anzumerken, als mich auf einer Geschäftsreise, die ich nach

Weißenfels und Pforta machen sollte, in der Nähe von Chemnitz der Unfall [ein Weinbruch] traf, von welchem Sie aller Wahrscheinlichkeit nach gehört haben, und der mich ein ganzes halbes Jahr lang außer Thätigkeit setzte. Bey der Unordnung, in welche alle meine Geschäfte durch dieses Unglück gerathen waren, war mirs so wenig möglich, an etwas anders zu denken, als wieder in die alte regelmäßige Bahn einzulenken, daß ich sogar meinen Dank für jenes Geschenk schuldig geblieben bin. Nicht ohne Beschämung, aber doch auch nicht ohne Hoffnung, der angeführten Umstände wegen Verzeihung von Ihnen zu erhalten, statte ich jenen Dank erst heute ab, und bezeuge zugleich, daß Ihr Werk durch die Faßlichkeit und Klarheit, womit es geschrieben ist, und durch den regelmäßigen Gang, welchen es nimmt, einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat. Freilich habe ich hier und da Anstoß gefunden, und ich kan nicht läugnen, daß mir einige Hauptsätze als *petitiones principii* vorkamen. Allein da meine auf das Papier geworfenen Bemerkungen so kurz sind, daß ich sie ohne eine wiederholte Lectüre, die meine Geschäfte mir ikt unmöglich machen, nicht einmal selbst ganz verstehe: so wage ich es nicht, mich auf etwas Bestimmtes einzulassen, sondern begnüge mich mit der Versicherung, daß ich die Fortsetzung und Vollendung eines Werkes, das sich von dem neuesten philosophischen Galimathias so vortheilhaft unterscheidet, von ganzem Herzen wünsche.

An Ihrer Versetzung nach Königsberg würde ich einen viel freudigern Antheil nehmen, wenn der Gedanke, Sie immer weiter vom Vaterlande sich entfernen zu sehen, nicht etwas Peinliches für mich hätte. In Frankfurt habe ich

Sie noch immer als einen lieben Nachbar betrachtet, der sich wohl auch wieder entschließen könnte, in seine Heimat zurück zu kehren. Aber diese Hoffnung vermindert sich gleichsam mit jeder Meile, die Sie weiter von uns wegführt; und wie viele derselben giebt es nicht bloß Königsberg! Sollten Sie jedoch für uns wirklich und auf immer verloren seyn: so lasse Sie Gott ein neues erwünschtes Vaterland im Königreiche Preußen finden und da recht viel Gutes wirken und genießen! Daß Sie Ihr freundschaftliches Wohlwollen gegen mich auch dahin mitnehmen werden, wünsche ich nicht bloß, sondern bin sogar dreist genug, es zu hoffen. Ich selbst werde gewiß nie aufhören, mit Freundschaft und Verehrung an Sie zu denken, und zu seyn

Erw. 2c.

gehorsamster Diener

N.

39.

Dresden, am 3. May 1805.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die mir gütigst überschickten Stücke Ihrer encyclopädischen Litteratur. Ich lege hier ein freilich sehr ungleiches und unbedeutendes Gegengeschenk bey \*). Allein Sie sind Ihrem ehemaligen Vaterlande noch immer gewogen, und betrachten die Angelegenheiten desselben mit wohlthollender Theilnehmung.

---

\*) Allzubeseiden! Es waren Landtagspredigten, die immer Muster der Kanzelberedsamkeit waren.

In dieser Hinsicht sind Ihnen beygefügte Predigten vielleicht nicht ganz gleichgültig, da sie wirklich manche gute Eindrücke gemacht und bereits einige heilsame Folgen gehabt haben.

Sie bleiben diesen Sommer über noch in Frankfurt, wie Sie mir melden. Ich sehe wohl, Frankfurt und Königsberg wetteifern um Sie, und beneiden sich Ihrntwegen einander \*). Das gereicht Ihnen zur größten Ehre; mir aber, ich gestehe es aufrichtig, ist es schmerzlich; denn es beweiset, wie viel wir an Ihnen verloren haben. Möchten Sie fortfahren mich Ihres Wohlwollens zu würdigen! Ich verharre mit der größten Verehrung

Erw. 1c.

gehorsamster Diener

R.

40.

Dresden, am 7. Febr. 1806.

Für die Nachricht, welche Sie mir von Ihrer Ankunft in Königsberg und Ihrer dortigen Lage zu geben die Güte gehabt haben, bin ich außerordentlich dankbar. Sie ist mir nicht bloß ein Beweis, daß Sie sich Ihres ehemaligen Vaterlandes noch immer mit Wohlwollen erinnern; sondern ich erblicke in derselben auch ein Merkmal

---

\*) Ein feines, aber — ich muß es gestehn — unverdientes Compliment, Familienverhältnisse nöthigten mich bloß, meinen Abgang nach Königsberg zu verschieben. U.



Ihrer fortdauernden Güte und Freundschaft gegen mich. In der That haben Sie auch das, was Sie über Ihre neue Situation empfinden, nicht leicht einem Herzen anvertrauen können, das aufrichtiger daran Theil nähme, als das meinige; man kan Ihnen unmöglich eifriger alles Gute wünschen und gönnen, als ich. Möge Gott zu den übrigen Vortheilen, welche er Ihnen in Königsberg gewährt hat, noch eine recht dauerhafte Gesundheit für Sie und Ihre Frau Gemahlin setzen; so wird zwar Sachsen nie aufhören dürfen, es zu bedauern, daß es Sie nicht festgehalten hat; Sie werden es dann aber um so leichter verschmerzen können, daß man Sie in Ihrem Vaterlande nicht zu schätzen gewußt hat. Daß ich mich dieses Fehlers nie schuldig gemacht habe, bin ich mir bewußt; und damit tröste ich mich, wenn ich mir vorstelle, wie viel wir an Ihnen verloren haben.

Daß Sie in Königsberg mit entschiedenem Beyfall lehren würden, war voraus zu sehen. Zwar hatte ich geglaubt, wenigstens Einen Nebenbuhler würden Sie dort an Pörschken finden; da Sie ihn aber in Ihrem Briefe nicht einmal erwähnen, so schließe ich daraus, der Mann möge nur schriftlich lehren können\*). Doch selbst seine Schrif-

---

\*) Er war ein so unbegrenzter Verehrer Kant's, daß er, wie er mir selbst sagte, dessen Vorlesungen über die Logik sechs und die über die Metaphysik fünf mal hinter einander gehört hatte! Im Leben war er ein Sonderling und fiel dadurch zuweilen ins Lächerliche. So wollt' er den Stoiker spielen und versagte sich den Genuß des Weins und des Kaffees, trank aber Chokolade. Als ich ihn über den Grund dieser Inkonssequenz befragte, gab er zur Antwort: „Weil man die Chokolade auch als Suppe „mit Löffeln essen kann.“ Ein Grund war das allerdings; nur kein zureichender; denn der stoische Philosoph bedachte nicht,

ten scheinen es zu verrathen, daß es ihm bey mündlicher Mittheilung an Leichtigkeit und Klarheit fehlen mag; ich finde hier und da originelle Ansichten und einzelne treffliche Winke in denselben; aber wenig systematischen Zusammenhang und lichtvolle Auseinandersetzung. Gerade dadurch unterscheidet sich Ihr mündlicher und schriftlicher Vortrag zu seinem größten Vortheil; es ist also in der Ordnung, daß man dieß auch in Königsberg fühlte, und es merke, wie sehr Sie in dieser Hinsicht Ihren in so mancher andern allerdings großen Vorgänger selbst übertreffen\*).

Mit großem Vergnügen erwarte ich Ihre mir zugesprochenen litterarischen Geschenke. Fahren Sie ja fort, eine Philosophie in Schutz zu nehmen, die sich bestimmt und klar auszudrücken, und ihre Behauptungen verständlich zu machen wisse. Der Unfug, den die Philosophie des Tages treibt, ist doch wirklich zu groß, und bey dem Eingang, welchen sie bey einer Menge junger Leute findet, die dadurch auf immer verdorben werden, ist jener Unfug zu ernsthaft, als daß man darüber scherzen könnte. Ist doch selbst bey uns in Dresden ein gewisser Müller aus Berlin aufgetreten, und hält Vorlesungen über die deutsche Litteratur und Cultur, in welchen er sich als ein feuriger Ver-

---

daß man auch Weinsuppen macht und daß man selbst den Kaffee mit Löffeln essen kann, sobald man will, ja daß Tassen nichts anders als Löffel sind. Uebrigens war er ein grundehrlicher und gelehrter Mann, hatte aber wenig Beifall als Lehrer. U.

\*) Ich würde dieses zu starke Kompliment nicht haben abdrucken lassen, wenn nicht in Königsberg selbst die Meinungen über Kant's mündlichen Vortrag sehr getheilt gewesen wären. Man muß aber auch wohl hier die Jahre unterscheiden. Denn das *donum didacticum* ist ja leider ebenfalls dem Gesetze der Abnahme unterworfen. U.

theidiger und Lobredner der sublimen Schellingischen Philosophie und der eben so sublimen Schlegelischen Aesthetik zeigt. Und der Mann findet Beyfall! Eben darum, weil er in lauter dunkeln hochtönenden Phrasen spricht, bey welchen die Zuhörer gar nichts, oder doch nichts Klares denken können, glaubt der bethörte Hauffe, er trage lauter neue bisher noch nicht gehörte Dinge vor, und betrachtet ihn mit Erstaunen. Den Hauptinhalt einer jeden Vorlesung theilt er, wenn sie vorbey ist, gedruckt an seine Zuhörer aus. Ich habe eben die Quintessenz der zweyten vor mir liegen; da heißt es unter andern: „So lange das „moderne Adelsprincip dem antiken Freyheitsprincipe gewachsen war, veredelten sich beyde gegenseitig zu edelmüthiger Ergebenheit gegen Rang und Geschlecht, zu stolzer Unterwerfung, zu würdevollen (sic) Gehorsam, zu der Dienstbarkeit der Herzen, die selbst in Sclavenseelen den Geist einer erhabenen Freyheit hauchte.“ Ex ungue leonem.

Unser armes Vaterland wird noch immer von einer großen Theuerung und noch schwerer, als von dieser, durch die Armee Ihres \*\*\* gedrückt\*). Zwar ist letztre nun im Abmarsch; aber möchte sie freundnachbarlich gehandelt und bey den verbrüdereten Sachsen ein bessres Andenken zurückgelassen haben! Hier und da konnte man sich kaum enthalten, sich von Feinden occupirt zu glauben, und an den vorgebllichen Allirten irre zu werden. Wie sich doch überall die Spuren einer mächtig überhand nehmenden Verschlim-

---

\*) Daran war freilich nicht der \*\*\* Schuld, sondern die schlechte Verpflegung, über welche in dem Heere selbst gar bitter geklagt wurde.  
U.

merung zeigen! Wie stark es doch bey jeder Gelegenheit in die Augen fällt, daß wir uns den schrecklichen Zeiten des Faustrechts nähern, und das Recht bald gar nichts mehr gelten wird! Doch vielleicht sehe ich zu schwarz. Ich fange freilich an, alt zu werden, und da wird man mit seinem Zeitalter immer unzufriedner. — Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen auch für die Zukunft, und empfangen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Verehrung noch, mit der ich verharre.

Erw. 1c.

gehorsamster Diener  
R.

41.

Dresden, am 19. Aug. 1807.

Erw. 1c. erlauben, daß ich meinen alten Wunsch, Sie dem Vaterlande wieder zu gewinnen, noch einmal vor Ihnen laut werden lasse. Daß zunehmende Alter des Hofraths Platner in Leipzig, der neulich erfolgte frühe Tod des Professors Carus, und die Unbrauchbarkeit der übrigen Docenten auf jener Universität, welche Philosophie vorzutragen den Veruff haben\*), veranlaßt und nöthigt die

---

\*) Die etwas befangenen Urtheile R's in diesem und einigen folgenden Briefen über die Leipziger Universität und deren Docenten wird man dem sonst so hochverdienten Manne wohl zu Gute halten. Es sind und bleiben ja doch nur Urtheile eines Individuums, das sich irren kann. Ueberdies hatte R. eine gewisse Vorliebe für Wittenberg, wo er selbst so lange gelebt und

Regierung, einen auswärtigen Philosophen nach Leipzig zu rufen, und einem Bedürfniß abzuhelpen, das immer dringender wird. Natürlich dachte man hier vorzüglich an Ew. 1c., weil, wenn Sie sich entschließen könnten, nach Leipzig zu gehen, jenes Bedürfniß ganz und vollkommen befriedigt wäre. Die Hindernisse, welche sich Ihrer Rückkehr ins Vaterland sonst widersetzten, sind nicht mehr; es geschieht vielmehr nach einem besondern Auftrag des ersten Conferenzministers, des Herrn Grafen von Hohenthal, daß ich bey Ihnen anfrage, ob und unter welchen Bedingungen Sie einem Rufe nach Leipzig zu folgen geneigt wären. Ich muß zugleich bemerken, daß man Sie vor der Hand nur zum außerordentlichen Professor machen könnte, weil keine ordentliche Professur vacant ist. Doch könnte man, wenn Sie es wünschten, Ihnen auch eine ordentliche Professur neuer Stiftung, mit Sitz und Stimme in dem Collegio der Professoren, conferiren. Es würde inzwischen Ihr Einrücken in eine ordentliche Professur alter Stiftung sich nicht lange verzögern, da die Professoren Eck und Seydlitz alte kränkliche Männer sind, die nicht lange mehr leben können. Ew. 1c. ersuche ich also hiermit auf das dringendste, mir darüber, ob und unter welchen Bedingungen Sie eine philosophische Lehrstelle in Leipzig annehmen wollten, so bald als möglich Auskunft zu geben. Kaum kan ich glauben, daß Ihr Herz, das sich sonst so stark:

---

gelehrt hatte. Er ließ daher der Universität Leipzig nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren. Auch bemas er den Werth akademischer Lehrer zu sehr nach deren Vorlesungen, wovon doch derselbe nicht allein abhängt. Ein akademischer Lehrer kann auch auf andre Weise auf die Bildung der studirenden Jugend kräftig einwirken.

für das Vaterland erklärte, diese Sprache verlernt haben sollte. So möge es denn recht laut und nachdrücklich sprechen, und eine Antwort veranlassen, wie sie hier gewünscht wird! Mit der größten Verehrung und dem herzlichsten Wohlwollen verharre ich

Er. 2c.

gehorsamster Diener  
R.

42.

Dresden, am 4. Jan. 1808.

Hätte ich Ihnen auf die neuliche Erklärung, welche in der Hauptsache so erwünscht war, annehimliche Auerbietungen machen können: so würde ich nicht einen Augenblick gezaudert haben, Ihre Zuschrift zu beantworten. Freilich hatte man hier nicht geglaubt, daß Sie in Königsberg so gut ständen; und Sie bey einer Professur der neuen Stiftung nur einigermaßen zu entschädigen, fand man unmöglich. Es kan jedoch nicht lange mehr anstehen, so muß sich in der philosophischen Facultät zu Leipzig eine Vacanz ereignen, durch die eine Professur der alten Stiftung erledigt wird. Die beyden Professoren Seydlitz und Eck sind nicht nur sehr alte, sondern auch sehr kränkliche Männer, und dürften unstreitig bald Platz machen\*).

---

\*) Wenn Professoren oder öffentliche Beamte überhaupt „sehr alt“ und „sehr kränklich“ sind, so ist es wohl am besten, sie mit Beibehaltung ihres vollen Gehalts in Ruhestand zu versetzen

Man hat mir also von Seiten des hiesigen Ministerii aufgetragen, Sie zu bitten, daß Sie doch die Bereitwilligkeit, nach Leipzig sich versetzen zu lassen, beybehalten möchten. Wird eine besoldete Stelle in der philosophischen Facultät zu Leipzig vacant, so wird sich Ihre Entschädigung vermittelst einer Pension weit leichter bewerkstelligen lassen, und dann wird man alles thun, was man kan, Sie dem Vaterlande wieder zu verschaffen. Das arme Leipzig wird ohnehin Mühe haben, sich zu behaupten, da es, wie man nun erfährt, an Halle eine weit gefährlichere Nebenbuhlerin erhalten hat, als es bisher daran gehabt hat. Die Universität zu Halle, welche künftig unter der Curatel des Herrn von Dohm stehen soll, soll von dem neuen König [Hieronymus], wie man versichert, noch weit kräftiger unterstützt und gehoben werden, als von dem vorigen. Da mag man sich denn in Leipzig \*) zusammennehmen, wenn man nicht allzusehr verlihren will. Das bereits vor zwey Jahren angekündigte Project, der Universität zu Leipzig eine ganz neue den gegenwärtigen Umständen angemessene Organisation zu geben, ist durch die bisherigen Begebenheiten zwar gestört, aber nicht vereitelt worden, und man wird, wenn nicht neue Hindernisse dazwischen kommen, mit allem Ernste an der Ausführung desselben arbeiten. Auch dieser Um-

---

und ihre Stellen anderweit zu vergeben. Diese Stellen sind ja dann ipso facto erledigt, wenn auch der Mann noch lebt, d. h. athmet. Denn wahres Leben kann man das nicht nennen. Das kleine Geldopfer, was der Staat da bringt, kommt gar nicht in Anschlag gegen den Nachtheil, den der öffentliche Dienst durch solche Invaliden erleidet. U.

\*) Hier sollte wohl ein andrer Ort genannt sein, wenn par ratio stattfinden sollte. Denn Halle unterstützte sich nicht selbst, sondern ward von Kassel aus unterstützt. U.

stand soll, wie ich hoffe, Ihre Versetzung nach Leipzig erleichtern, und Ihnen Ihren dortigen Aufenthalt angenehmer machen.

Möge Gott Sie zum neuen Jahre mit jeder Art menschlicher Wohlfahrt segnen, und Sie den Wissenschaften so lang als möglich erhalten! Würdigen Sie mich auch künftig Ihres Vertrauens und Ihrer Freundschaft, und halten Sie sich versichert, daß ich mit der größten Verehrung und Dienstgeflissenheit bin

Ew. zc.

gehorsamster Diener

N.

43.

Dresden, am 28. März 1808.

Ew. zc. wird es bereits bekannt worden seyn, daß Sie von der Universität zu Leipzig zu der vacanten philosophischen Profession secundo loco denominirt worden sind. Der königliche Kirchenrath sowohl, als auch das hochpreisliche geheime Consilium wünschen nun ungemein, Sie dem Vaterlande wiedergeben zu können. Allein leider kan man Ihnen sogleich und auf der Stelle keine höhere Befoldung anbieten, als achthundert und funfzig Thaler. Man würde im Stande gewesen seyn, diese Befoldung ansehnlich zu erhöhen, wenn man sich nicht genöthigt sähe, den mit Ihnen primo loco denominirten Professor Brehm, welcher der Universität schon über zwanzig Jahre gedient hat, durch eine starke Pension abzufinden. Indessen würde



sich, wenn Sie sich entschließen könnten, nach Leipzig zu gehen, bald eine Gelegenheit finden, Ihren Gehalt durch eine Collegiatur \*) oder eine Pension \*\*) zu erhöhen, und Ihre Lage in Leipzig erwünschter zu machen. Daß das Honorarium für Sie sehr einträglich seyn würde, läßt sich mit großer Gewißheit vorherhersagen \*\*\*), weil außer Platznern Niemand da ist, der sich eines großen Applauses zu erfreuen hat. Einem Auftrage des königlichen Ministerii und Kirchenrathes zu Folge frage ich also hlermit an, ob Sie wohl geneigt wären, bey den obigen Bedingungen und Aussichten Königsberg mit Leipzig zu vertauschen und ins Vaterland zurück zu kehren? Ich ersuche Sie also auf das dringendste, mir so bald als möglich über Ihren Entschluß das Nöthige, und zwar in einem ostensiblen Schrei-

---

\*) Wie trügllich doch alle Aussichten und Hoffnungen sind, die sich auf menschliche Zusagen gründen! Erst nach vielen Jahren nahm mich das kleine Fürstenkollegium in seinen Schooß auf. Das große hat mich mehrmal verworfen, und mit Recht, da ich der hohen Ehre nicht würdig war, unter so großen Männern zu sitzen. U.

\*\*) Auch diese erhielt ich erst nach Jahr und Tag auf dringende Verstellung, daß ich von dem früher ausgesetzten Gehalte mit Familie nicht leben könnte. Sie betrug einhundert und funfzig Thaler. U.

\*\*\*) Eine Vorherhersagung, die anfangs ebenfalls nicht eintraf. Erst später hat sie sich mit Einführung der neuen Geseze zum Theil verwirklicht. „Sehr einträglich“ aber, so wie in Göttingen, kann das Honorar in Leipzig aus bekannten Ursachen nicht sein. Es wäre jedoch viel anständiger und besser, wenn die Lehrer gleich so besoldet würden, daß sie gar kein Honorar zu nehmen brauchten. Dazu schütteln aber leider die Finanzmänner die Köpfe. — Uebrigens sag' ich das alles nicht aus Unzufriedenheit. Der ist von allen Thoren der thörigste, der seine Zufriedenheit von solchen Dingen abhängig macht. U.

ben gütigst mitzutheilen. Bis zur Anlangung dieser Antwort wird man über die vacante Profession keinen Entschluß nehmen; und sollten Sie sich beyfällig erklären, so wird dieser Entschluß Sie sogleich designiren.

Erlauben Sie mir nun, nachdem ich mich meines Auftrags entledigt habe, noch einige Bemerkungen. Ich erkenne es wohl, daß das, was Ihnen vor der Hand geboten wird, sehr wenig ist, da Sie in Königsberg so ansehnlich salarirt sind. Gleichwol wünschte ich, daß Sie diese Anträge nicht verschmähten. Die neue Organisation der Universität zu Leipzig ist best beschloffen, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie im künftigen Sommer durch eine von dem König zu ernennende Commission vollzogen werden \*). Da wird man gleich Gelegenheit haben, Ihnen eine Collegiatur zu verschaffen, und Ihren Gehalt dadurch so zu vermehren, daß er tausend Thaler übersteigen wird. Wenn nicht alles trägt, so wird durch die neue Organisation, welche sich auch über die bestre Verwaltung der bisher unverantwortlich vernachlässigten Güter und Fonds der Universität erstrecken soll, auch ein neuer Zuwachs für den Gehalt der ordentlichen Professoren gewonnen werden, an welchem Sie dann gleichfalls Theil haben werden \*\*). Dnehin wird man Einrichtungen zu treffen suchen, durch welche

---

\*) Es sind späterhin einige Veränderungen gemacht worden, die man aber unmöglich eine „neue Organisation“ nennen kann. U.

\*\*) Der Zuwachs „durch die neue Organisation“ dürfte höchst unbedeutend werden oder gar nicht stattfinden; nur Zuschüsse von außen können dergleichen bewirken. R. war hier wirklich nicht genau von der Sache unterrichtet; sonst würd' er sich nicht so stark ausgedrückt haben. U.

die Universität auch im Auslande mehr Ruf. erlangen und eine größere Frequenz erhalten wird. Alles wohl überlegt, glaube ich, Sie würden, wenn Sie auch anfangs etwas verlohren, in der Folge Ursache haben, zufrieden zu seyn; und wen könnte man der Universität zu ihrer Wiedergeburt mehr zum Lehrer wünschen, als Sie!

Daß Sie sich übrigens in Ihrem Brief noch Transportkosten stipuliren könnten und müßten, versteht sich von selbst. Ich sehe Ihrer Antwort mit Sehnsucht entgegen, und verharre mit der größten Verehrung und herzlichsten Freundschaft

Erw. 1c.

gehorsamster Diener  
R.

44.

Dresden, am 18. Jul. 1808.

Erw. 1c. melde ich mit der größten Freude, daß Ihre Versetzung nach Leipzig unter den von Ihnen gemachten Bedingungen nun wirklich resolvirt ist. Da man, um die nöthigen Gelder zu Ihrer Versetzung zu erhalten, zu der Freygebigkeit des \*\*\* unmittelbar hat seine Zuflucht nehmen müssen: so hat sich die Entscheidung der Sache länger verzögert, als mir lieb ist. Der \*\*\* hat sich inzwischen so sehr mit Ihnen ausgesöhnt, daß er alles bewilligt hat, was von ihm verlangt worden war. Da ich diese Nachricht so eben aus dem Cabinet erhalte: so melde ich sie Ihnen vorläufig, damit sie Ihnen noch eher als auf

dem officiellen Wege bekannt werde. Der officielle Ruf dürfte sich wohl noch einige Wochen verziehen, weil er erst durch die Universität zu Leipzig, an welche von hier aus rescribirt wird, an Sie gelangen kan. Ich setze noch hinzu, daß der \*\*\* neulich auch die Absendung einer Commission zur Revision und neuen Organisation der Universität zu Leipzig beschlossen hat. Sie soll aus dem Präsidenten des Kirchenraths, dem Herrn von Mostiz, aus dem Herrn Appellationsrathе D. Kind, und mir bestehen. Wenn sie in Leipzig erscheinen werde, läßt sich noch nicht bestimmen. Möchten Sie eilen, an diesem wichtigen Werke, bey welchem man den Rath der Herren Professoren nicht bloß zulassen, sondern auch verlangen wird \*), Theil zu nehmen. Unendlich freue ich mich, daß Sie dem Vaterlande nicht nur wiedergegeben, sondern auch mit ausdrücklicher Genehmigung des \*\*\* wiedergegeben sind. Vale et, uti facis, save

Tuo R.

45.

Dresden, am 2. Sept. 1808.

Mit Erstaunen sehe ich aus der Zuschrift, mit der Sie mich beehrt haben, daß die officielle Notification von Ihrer Berufung nach Leipzig noch immer nicht bey Ihnen

---

\*) Nicht mehr als recht und billig. Eine Körperschaft, die Jahrhunderte lang mit wohlervorbnen Rechten bestanden, ist auch etwas Legitimes, und kann ohne ihre Einwilligung nicht so mit

eingegangen ist \*). Die Facultät ist schon damals beschieden worden, als ich Ihnen Ihre Ernennung privatim meldete, und es ist unverzeihlich, daß sie nicht schon längst an Sie ausgefertigt hat. Unerachtet ich nun hoffen zu dürfen glaube, daß sie ihre Schuldigkeit inzwischen beobachtet haben werde: so lege ich doch, der Sicherheit wegen, und auf Befehl des Kirchenraths, dem ich von der Saumseligkeit der Facultät zu Leipzig Kenntniß gegeben habe, eine vidimirte Abschrift von dem Ihrentwegen ergangenen Rescripte bey. Sollten Sie von Leipzig aus ja noch nicht beschieden seyn, so wird dieses Document hinreichend seyn, den erhaltenen Ruf zu beschreinigen und die Bitte um Ihre Entlassung zu motiviren \*\*).

nichts dir nichts umgeworfen oder umgestaltet werden. Es wäre das auch nichts anders als eine Revolution, wenn gleich von oben herab. U.

\*) Ich erhielt sie bald nachher von dem damaligen (jetzt verstorbenen) Dechanten der philosophischen Facultät, der sich mit seinem Alter, seiner Kränklichkeit und seinen vielen Geschäften entschuldigte. Es schadete auch weiter nichts, als daß ich ein halbes Jahr später kam. Denn ich konnte nun den Abschied nicht früher erhalten. Auf R's Zuschrift allein konnt' ich ihn nicht fordern, weil sie ein bloßes Privatschreiben war und man amtliche Anzeige verlangte. U.

\*\*) Wegen der nachfolgenden Aeußerungen R's ist Folgendes zu bemerken: Ein Privatschreiben aus Leipzig hatte mir eine eben nicht einladende Beschreibung von dem gemacht, was ich alles zu leisten und zu zahlen hätte, wenn ich als Auswärtiger in den Schooß einer Universität aufgenommen sein wollte, die sich gewöhnlich nur durch Einheimische vollzählig erhalte. Ob dieß zur heilsamen Abschreckung oder aus andrer Absicht geschehe, weiß ich nicht. Ich fragte nun bei R. an, ob man denn wirklich in Leipzig so viel von einem Auswärtigen fodre, und ob man nicht, wenn das verfassungsmäßig sey, höhern Orts per dispensationem etwas davon erlassen könne. Als ich nach Leipzig selbst kam, fand ich, was man in der Welt oft findet: Die Sache war in der Nähe lange nicht so fürchterlich, als sie in der Ferne aus-

Die specimina, welche man Ihnen von Leipzig aus zugemuthet hat, sind freilich verfassungsmäßig; die in so vielen Stücken jämmerliche Organisation der Universität zu Leipzig schreibt solche Weiterungen vor. Es ist jedoch bey der neuen Organisation, welche man vor hat, eine Hauptabsicht, durch Aufhebung solcher unnützen Formalitäten, die Einberufung auswärtiger Professoren zu erleichtern. Zeigen Sie also, entweder noch von Königsberg aus, oder wenn Sie in Leipzig angekommen seyn werden, dem Kirchenrathe vermittelst eines Memorials nur an, was Sie erlassen zu sehen wünschen: ich hoffe, man werde Sie dispensiren können \*).

Uebrigens dürfte die zu Umschaffung der Universität bestimmte Commission, von der ich Ihnen schon neulich etwas gemeldet habe, noch in diesem Monat nach Leipzig abgehen, um ihr Werk vor der Michäismesse wenigstens noch anzuz-

sah. Mein Korrespondent war zwar kein Hyperboreer, wohl aber ein Hyperboliker. Er hatte durchs Vergrößerungsglas geschaut. Die Fakultät war gleich bereit, mir die Disputation pro iuribus optimis magisterii lipsiensis dergestalt zu erlassen, daß sie mit der pro loco verbunden würde. — Uebrigens ist es allerdings wahr, daß man sonst nicht gern Auswärtige nach Leipzig rief. Das hat sich aber neuerdings sehr geändert. Es wird selten zu einer ledigen Stelle denominirt, ohne daß ein oder einige Auswärtige mit genannt werden. Und so ist es auch recht. Denn was sich in der gelehrten Welt isolirt, geht seinem Verderben entgegen. Frischer Lebenssaft ist überall nöthig.

U.

\*) Ich machte von diesem Anerbieten keinen Gebrauch, weil die Fakultät, wie vorhin erwähnt, sich von selbst hatte so billig finden lassen.

U.

fangen. — Möge Ihre Reise recht beglückt seyn! Ich  
bin mit der größten Verehrung

Erw. 2c.

gehorsamster Diener

R.

46.

Dresden, am 9. Jan. 1809.

Um recht sicher zu gehen und Ihnen auf den Wunsch, welchen Sie neulich gegen mich geäußert haben, eine bestimmte Antwort ertheilen zu können, habe ich die Sache heute dem Kirchenrathe vorgetragen \*). Allein dieser sieht, bey aller Bereitwilligkeit, Ihnen gefällig zu werden, keine Möglichkeit ein, Ihnen die Einkünfte Ihres Amtes vom neuen Jahre an zu verschaffen. Die Verfassung bringt es nun einmal mit sich, daß man sich eindisputirt haben und recipirt seyn muß, bevor man Besoldung ziehen kan; und leider ist sie so strenge, diese Verfassung, daß es nicht einmal möglich ist, Ihrem künftigen Collegen, dem Professor der Physik Weiß, der schon da ist und seit Michális mit

---

\*) Bei meiner Verpflanzung nach Königsberg hatt' ich mich reverbiren müssen, daß, wenn ich nicht wenigstens fünf Jahre dort bliebe, ich einen Theil der ansehnlichen Summe, die mir als Transportkosten bewilligt war, zurückzahlen wollte. Dieser Fall trat nun ein. Denn ich bin nur viertehalb Jahr in Königsberg gewesen. Deshalb wünscht' ich, daß mein Gehalt in Leipzig vom neuen Jahre an gezahlt werden möchte, indem ich glaube, dieser Gehalt flösse ganz aus königlichen Kassen. Das war aber nicht der Fall. Hätt' ich das früher gewußt, so hätt' ich den Wunsch gar nicht geäußert.

U.

Beyfall Collegia liefert, von Michälis an seine Befoldung zu verschaffen; die Universität besteht darauf, er müsse erst seine Disputation pro loco halten und in das Collegium der Professoren aufgenommen seyn, bevor sie etwas an ihn auszahlen könne. Bey solchen Umständen rath der Kirchenrath, Sie möchten Ihren Cursus in Königsberg endigen. Ostern fällt in diesem Jahre sehr früh; Sie werden also bey guter Zeit in Leipzig eintreffen können. Könnten Sie während der Messwochen pro loco disputiren: so müßten Sie recipirt werden, zögen von Ostern an Ihren Gehalt, und fiengen Ihre Vorlesungen zur rechten Zeit an. Auf diese Art würden Sie weder in Königsberg noch in Leipzig etwas verlernen. Es thut mir übrigens noch immer leid, daß Ihnen Ihr Gehalt nicht schon von Anfang dieses Jahres an bewilligt werden kan.

Man freut sich in Leipzig ungemein auf Ihre Ankunft, und die meisten jungen Leute wollen sich von keinem andern Mystagogen in das Heiligthum der Philosophie einführen lassen, als von Ihnen; sie warten also auf Sie. Ich hoffe daher nicht ohne Grund, daß Sie dem Studium der Philosophie in Leipzig ein neues Leben geben werden; und dies thut noth; denn bisher hat es kaum noch schwäch geathmet \*).

Mit der neuen Organisation der Universität ist es so

---

\*) Auch dies, wie so vieles Andre in diesen Briefen, muß nur als Aufmunterung betrachtet werden. Da mir R. eben etwas abgeschlagen hatte, so glaubt er diesen Abschlag auf der Stelle durch ein Compliment versüßen zu müssen. Ich habe übrigens nie nach einem Monopol in der Wissenschaft gestrebt. Denn alle Monopole sind schädlich, besonders aber in der Philosophie.



weit gediehen, daß die Commissarii ihr Geschäft an Ort und Stelle, wie ich hoffe, vollendet haben werden. Wir sind aber auch die letzte Hälfte des Novembers und die erste des Decembers über von neuem in Leipzig gewesen und haben alles vorbereitet. Mit den Veränderungen, welche beschlossen worden sind, sollen Sie, wie ich hoffe, zufrieden seyn, so bald Sie genauer davon unterrichtet seyn werden. Möge Ihre Rückkehr ins Vaterland recht glücklich seyn, und das angetretene Jahr, welches Sie in den Schooß desselben zurück führen soll, eine lange Reihe der segensvollsten Jahre für Sie anfangen! Ich verharre mit alter Anhänglichkeit und wahrer Verehrung

Erw. 1c.

gehorsamster Diener

R.

47.

Dresden, am 6. May 1809.

Es ist mir außerordentlich erfreulich, Sie nun in Leipzig zu wissen. Daß Sie auf Ihrer Reise noch Unannehmlichkeiten gehabt haben, thut mir leid; Sie haben aber freilich zu einer Zeit und in einer Witterung reisen müssen, wo es kein Wunder ist, daß Ihre Gesundheit etwas gelitten hat. Möge sie desto dauerhafter in Leipzig seyn! Möge Ihre im Vaterland wieder anfangende Wirksamkeit nicht durch die traurigen Umstände gestört werden, in die uns der so schnell ausgebrochene Krieg versetzt hat! Daß sie alsdann glücklich und segensreich seyn wird, Ihre Wirk-

samkeit, bin ich überzeugt, und hoffe Nachrichten davon bald zu erhalten.

Was Ihre dortige Besoldung anlangt, so werden Sie alles mit der Universität abzumachen haben, welche sich hierin nach ihren Gesetzen richtet. Wegen des aus der königlichen Rentkammer zu erhebenden Zuschusses aber ist die dortige philosophische Facultät mittelst Rescripts angewiesen, so bald Sie Ihr Amt angetreten haben würden, Bericht zu erstatten, und dieß anzuzeigen, damit Ihnen von Dato des Antritts an der bewilligte Zuschuß ausgezahlt werden könne. Haben Sie also die Güte, diese Berichtserstattung dort zu betreiben; Sie werden sodann darüber, wo Sie Ihr Geld erheben und in welcher Form Sie quittiren sollen, sogleich weitere Auskunft erhalten. Empfangen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Verehrung und Freundschaft, womit ich verharre

Erw. 1c.

gehorsamster Diener  
H.

48.

Dresden, am 4. Jun. 1810.

Ich kan es Ihnen auf keine Weise verargen, wenn Sie mich für eben so unhöflich als undankbar halten; denn schon seit langer Zeit bin ich Ihnen auf einen Brief die Antwort und für ein litterarisches Geschenk meinen Dank schuldig \*). Mein Trost ist indessen, daß beides nicht ohne

---

\*) Das Geschenk war der dritte Theil meines Systems der theore-

Ursache geschehen ist. Um auf Ihre Zuschrift eine ausreichende Antwort geben zu können, mußte ich den Entschluß abwarten, welchen der Kirchenrath auf das derselben beygelegte Memorial fassen würde. Dieser Entschluß ist nur erst am vorigen Freytag gefaßt worden, und hat nicht eher gefaßt werden können. Nun stehe ich aber auch nicht an, Ihnen zu melden, daß Sie der Kirchenrath zu einer jährlichen Zulage von 150 Thalern verbitten wird, und daß der deshalb zu erstattende Bericht gleich nach den Feiertagen abgehn soll. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Vorschlag des Collegii genehmigt werden wird \*).

Meinen Dank für das mir überschickte Buch wollte ich auch nicht eher abstaten, als bis ich es gelesen haben würde. Dieß ist geschehen, und ich bezeuge Ihnen meinen vollkommenen Beyfall. Ich bin nehmlich in allen wesentlichen Dingen vollkommen mit Ihnen einverstanden, und bewundre den Scharfsinn, die Umsicht und die Klarheit, mit welcher Sie auch die verwickeltesten Materien behandelt haben. Daß mir Ihre neue Terminologie nicht recht gefallen will, gestehe ich; aber eben so willig räume ich ein, daß Sie Grund hatten, sie zu bilden, und daß ich noch überdieß nichts Besseres in Vorschlag zu bringen wüßte. Hier und da hat es mir geschienen, als ob die von Ihnen beygebrachten Beyspiele und Erläuterungen nicht Würde genug hätten, wenigstens anders hätten vorgetragen werden können. Desto

---

tischen Philosophie, welcher die Aesthetik oder Geschmackslehre enthält. R. hatte wohl in der Zeit zwischen diesem und dem vorigen Briefe zweimal geschrieben, aber sehr kurz und über ganz gleichgültige Dinge; weshalb ich diese beiden Briefchen weggelassen habe. U.

\*) Ich hatte bloß um Erfüllung dessen gebeten, was mir versprochen war, und erhielt es daher auch. U.

mehr billige und unterschreibe ich alles, was wider die Aesthetiker aus der neuesten Schule von Ihnen gesagt worden ist. *Difficile est, satiram non scribere*, wenn man die Herren liest; daß Sie also hier und da die Geißel über sie geschwungen haben, ist sehr recht und billig. Was Sie sich aber in einer Note über mich und meine Predigten haben entfallen lassen: daß wird man gerne Ihrer alten Freundschaft gegen mich zu Gute halten; Ihr ästhetisches *crima* dürfte aber wohl dabey ins Gedränge kommen \*). Begierig sehe ich nun dem praktischen Theil Ihrer Philosophie entgegen, und wünsche, daß Sie ihn bald mögen erscheinen lassen \*\*).

Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich diesen Sommer das Vergnügen haben, Sie in Leipzig wieder zu sehen; möge dieß bey dem besten Wohlsseyn geschehen \*\*\*)! Mit der größten Verehrung verharre ich

Erw. 11.

gehorsamster Diener

R.

\*) Bey Unbefangenen gewiß nicht. R. wird unter den deutschen Kanzelrednern immer einen der ersten Plätze behaupten. Hier lag eigentlich seine Hauptstärke und sein Hauptverdienst. U.

\*\*) R. erlebte leider die Erfüllung dieses Wunsches nicht, was ich um so mehr bedauerte, da mir sein Urtheil hierüber vorzüglich lehrreich würde geworden seyn. U.

\*\*\*) Dieser Wunsch ging wohl überhaupt in Erfüllung, und die Freude des Wiedersehns nach so langer Trennung war von beiden Seiten sehr groß. Aber ich erschrak über R's Aussehn. Es trug schon die Farbe des Todes. Auch war sein Geist nicht mehr so heiter, so herzlich, so offen. Der Körper drückte ihn nieder. Das war für mich eine sehr schmerzliche Empfindung. Ich ahnete, daß R. nicht mehr lange der Unsrige sein würde.

U.

49.

Dresden, am 12. Jun. 1810.

Sie haben mir einen sehr rührenden Beweis Ihrer fortwährenden Freundschaft gegeben, indem Sie mir Ihr neuestes Werk: der Staat und die Schule, zugeeignet, und Ihr Wohlwollen gegen mich auch vor den Ohren des Publici ausgesprochen haben. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank auch für diesen Beweis Ihres Wohlwollens; er ist um so aufrichtiger und inniger, dieser Dank, je größer der Werth ist, den ich von jeher auf Ihre Freundschaft gesetzt habe.

Ihr Werk selbst habe ich mit großem Vergnügen und mit seltner Genugthuung gelesen. Es ist mit allen den Vorzügen ausgestattet, welche Sie Ihren Werken zu geben pflegen, mit einer Klarheit der Begriffe, mit einer Ergründung der Materie, und mit einer Ordnung in der Fortschreitung, die fast keine Wahl übrig lassen und zur Zustimmung gleichsam nöthigen. Ich bin daher fast mit allem einverstanden, was Sie über diese wichtige Materie gesagt haben; und freue mich insonderheit darüber, daß über manches Vorurtheil, und über manchen viel zu wenig beherzigten Gegenstand hier und da starke nachdrucksvolle Worte von Ihnen ausgesprochen worden sind. Erlauben Sie mir jedoch, daß ich noch Einiges, was mir beym Lesen Ihrer Schrift beygefallen ist, hier beyfügen darf.

Sie leiten das ganze Recht des Staates über die Schule aus seiner Policengewalt ab. Ueber den Begriff, welchen Sie von der Policy annehmen, will ich nicht mit Ihnen rechten. Mir scheint es aber, man könne das Recht

und die Pflicht des Staates, sich der Unterrichtsanstalten anzunehmen, eben so richtig und noch richtiger aus dem Hauptzwecke desselben, Jedem sein Recht zu sichern, deduciren. Hat nemlich jeder Mensch ein vollkommenes Recht, zu verlangen, daß man ihm zu seiner Ausbildung die nöthige Freyheit lasse, und ihn nicht vorsätzlich dabey hindere: so muß ihn der Staat nothwendig bey diesem Rechte schützen, wenn er gerecht seyn will. Er muß folglich für alle Kinder nicht bloß in Absicht auf ihr Vermögen, sondern auch in Absicht auf ihre Bildung die Obervormundschaft führen; das eine ist so nothwendig und gerecht, als das andre. Auf diese Art würde man aber die Oberaufsicht über das Schulwesen eben so gut dem Justizministerio zu theilen können, als der obersten Polizeybehörde \*). Ohne hin gewinnt es, wenn man hier alles auf die letztre reducirt, das Ansehen, die Bildung in den Schulen diene mehr ad bene esse, als daß sie etwas Nothwendiges sey, für welches der Staat auch durch Zwangsgesetze sorgen könne und müsse. Das letztre ist aber unläugbar der Fall. Der Staat kan die Eltern mit Gewalt anhalten, die Kinder

---

\*) Der gute R. hat hier meine Meinung nicht richtig aufgefaßt. Ich nannte in jener Schrift Polizeiministerium diejenige oberste Staatsbehörde, welche man jetzt auch Ministerium des Innern (nach Abtrennung der Finanzen und der Justiz) zu nennen pflegt. Daß nun Schulen und Kirchen zu diesem inneren Ministerialdepartement gehören, leidet wohl keinen Zweifel. Denn sie dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten oder gar dem Kriegsminister zuzuweisen, wäre doch gar zu widersinnig. Ich habe auch im 109. §. jener Schrift ausdrücklich erklärt, daß es für einen großen Staat besser sei, aus dem Schul- und Kirchenwesen ein besondres Ministerialdepartement zu machen und diesem den Titel eines Ministeriums der Volksbildung zu geben. U.

zur Schule zu schicken, nicht bloß, weil die Vollkommenheit und Wohlfahrt der Kinder dieß fordert, sondern auch weil Eltern, die ihren Kindern die Gelegenheit zu ihrer Bildung entziehen, Eingriffe in die Rechte der Kinder wagen, die der Staat nicht dulden kan, und denen er mit Gewalt steuern muß. Mir scheint das ganze Verhältniß des Staats zur Schule sich anders zu modificiren, und in seinen Folgen wichtiger zu werden, wenn die Sache in diesem Lichte betrachtet wird.

Sie haben sich zwar nicht anheischig gemacht, ein vollständiges System der Staatspädagogik zu entwerfen. Ein Paar Punkte hätte ich aber doch erörtert gewünscht, weil sie mit den Hauptprincipien sehr nahe zusammenhängen. Der erste betrifft das Recht, welches einzelne Corporationen, namentlich Stadträthe, über Schulen haben, die von ihnen fundirt worden sind und erhalten werden. Was und wie viel darf der Staat thun, wenn solche Schulen ausarten, in Verfall gerathen, gar keine zweckmäßige Einrichtung mehr haben? Leider ist dieß in Sachsen der Fall fast mit allen Rathsschulen\*). Gleichwohl hat man es vor einigen Jahren nicht gewagt, den Stadträthen zu befehlen, ihre ganz unnützen und unbrauchbar gewordenen lateinischen Schulen in zweckmäßige Bürgerschulen umzuschaffen; bloß angerathen und empfohlen ist ihnen dieß durch ein Kirchenrathsescript worden\*\*); und da haben denn

---

\*) Seit der Zeit ist doch schon manches besser geworden, obwohl noch viel zu thun übrig ist. U.

\*\*) Das Anrathen und Empfehlen ist, wo kein Nothfall eintritt, immer besser als das Befehlen. Dieses erregt nur Widerwillen, und am Ende geschieht das Befohlene doch nicht. Die Regierungen bilden sich fälschlich ein, sie könnten alles durch Be-

nur vier Stadträthe im ganzen Lande sich bewegen lassen, eine Abänderung zu treffen; die übrigen, auch in kleinern Städten, haben ihre elenden lateinischen Schulen beybehalten. Der andre Punct, welchen ich gern von Ihnen erörtert gesehen hätte, betrifft die verschiedenen Religionspartheyen in einem Staate. Was ist der Staat befugt zu thun, wenn darunter Partheyen sind, welche die Jugendbildung ganz vernachlässigen, oder derselben eine ganz verkehrte Richtung geben, wie dieß bisher der Fall bey den Juden gewesen ist? Und was soll man von der Unternehmung halten, die izt von so vielen Staaten begünstigt wird, gemeinschaftliche Schulausaltcn für Kinder von allen Religionspartheyen anzulegen\*)?

Doch ich bin unbeschelden, und verlange mehr, als Sie haben geben wollen. Ohnehin haben Sie so viel Gutes gegeben, daß man schon damit vollkommen zufrieden seyn kan. Unbekannt scheint Ihnen geblieben zu seyn, was in Sachsen in den lezten acht Jahren geschehen ist, die von Ihnen S. 95. bemerkten Bedürfnisse zu befriedigen. Ich kenne in Deutschland kein Land, wo in dieser Hinsicht mehr gethan worden wäre, als bey uns. Freilich ist es ohne alles Geräusch geschehen, und daher weiß nicht Jedermann davon. Da ich Hoffnung habe, Sie in diesem Jahre zu

---

fehle erzwingen. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Das Anrathen und Empfehlen wird freilich auch nicht immer beachtet. Aber das schadet weit weniger, als wenn man sich durch zu vieles Befehlen compromittirt.

U.

- \*) Ist wohl nicht zu mißbilligen, wenn in Ansehung des Religionsunterrichtes kein Zwang angewandt und überhaupt alle Proselytenmacherel vermieden wird. Das verdirbt nur die Herzen der Kinder.

U.



sehen, so werde ich Ihnen mündlich mehr darüber sagen. —  
Mit der aufrichtigsten Verehrung

Erw. 16.

gehorsamster Diener  
R.

50.

Dresden, am 12. Jun. 1811.

Leider kan ich von dem philosophischen Geschenk, welches Sie mir zu übersenden die Güte gehabt haben, ist nicht einmal einen Gebrauch machen. Seit einigen Wochen bin ich ein Leidender, dem nicht bloß der Arzt, sondern auch die Natur selbst, alles untersagt haben, wozu einige Anstrengung des Geistes nöthig ist. Ich bin ganz außer Stand gesetzt, meine Geschäfte zu verrichten; und kan kaum meinen Freunden noch in einigen Zeilen sagen, daß ich lebe. Allein eben darum, weil ich dieß kan, will ich es nicht aufschieben, Ihnen für die mir mitgetheilten naturrechtlichen Abhandlungen wenigstens meinen Dank abzustatten; lesen und genießen werde ich sie, so bald ich wieder fähig seyn werde, mich mit stärkerer Spelse zu nähren. — Uebrigens freue ich mich ungemein darüber, daß Ihre Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie bey den dortigen Studirenden Eingang finden; gewiß werden die bessern Köpfe sich durch die Reize dieser Geschichte bald gefesselt fühlen, auch die Vortheile, die sie Ihnen gewähren kan, bald einsehen lernen \*).

---

\*) In einem frühern Briefe (vom 14. Mai 1811), der die Unterzeuchens Lebensreise.

Gott erhalte Ihre Gesundheit, und lasse Sie immer nachdrucksvoller auf die dortige Jugend wirken! Mit wahrer Verehrung und alter Freundschaft

Erw. 1c.

gehorsamster Diener

R.

51.

Dresden, am 8. Apr, 1812.

Mit großem Vergnügen habe ich die kleine Schrift [über die Beförderung des Wohllauts der deutschen Sprache] gelesen, mit welcher Sie mich zu beschenken die Güte gehabt haben. Zwar sind mir bey manchem Ihrer Vorschläge, wie unsrer Sprache mehr Wohllaut zu verschaffen sey, als vielerley Bedenklichkeiten beygegangen. Dieß mag aber vornehmlich darum geschehen seyn, weil mir unsre Sprache überhaupt nicht so rauh und übelklingend vorkommt, als

---

bringung meiner Söhne auf der Schulpforte und andre dem Publikum gleichgültige Dinge betrifft, sagte R. in derselben Beziehung: „Durch den Vortrag der philosophischen Geschichte erwerben Sie sich ein großes Verdienst um die dortige Universität. „Die Unwissenheit der jungen Leute in diesem Puncte ist unglaublich. Ich bin in den gegenwärtigen Candidateneraminibus auf „Manches gekommen, was dahin einschlägt: aber da war altum „silentium, und man sah wohl, es war den Leuten gar nicht „begefallen, von der Geschichte der Philosophie Kenntniß zu „nehmen, und zu glauben, daß sie dem Theologen etwas nützen „könne“ — oder vielmehr, daß sie jeden Gebildeten interessieren müsse.

U.

Andern, und weil ich den sonderbaren Glauben habe, eine gewisse Härte gehöre zum Charakter einer Sprache, die von einem so kraftvollen, kunstlosen, mehr auf inneren Gehalt, als auf ein gefallendes Aeußeres sehenden Volk, wie das deutsche ist, geredet wird. Ich fürchte, Hauptvorzüge unsrer Muttersprache dürften verlohren gehen, wenn man sie so geschmeidelig, wie die französische, und so sangbar, wie die italiänische, machen könnte \*). Doch hierin fruatur quilibet suo judicio. Möchten wir Deutsche nur besser prononciren lernen. Unfre Sprache klingt oft bloß darum unangenehm und hart, weil sie schlecht ausgesprochen wird. Dagegen gewinnt sie in einem Munde, der Richtigkeit und Leichtigkeit in der Aussprache verbindet, auch an Wohlklang \*\*).

Daß sich Ew. rc. der L. L. Z. so eifrig annehmen, hat mir Hr. Hofrath Beck schon gerühmt; Sie erwerben sich auch dadurch wirklich ein großes Verdienst. Das Publicum über ein philosophisches Werk zu rechte zu weisen, das leicht blenden und die Unvorsichtigen bethören kan, halte ich für etwas sehr Wichtiges; und wie kan dieß schicklicher und mit größerem Erfolge geschehen, als durch eine gründliche Recension? Dergleichen haben sich denn auch in den bis izt erschienenen Blättern der neuen L. L. Z. schon wirk-

\*) Das war auch gar nicht meine Absicht, sondern nur, solche Dinge zu entfernen, die nicht zum Wesen unsrer Sprache gehören und sie doch oft, ohne alle Noth und ohne ihre Kraft zu verstärken, hart oder schleppend machen. Deren giebt es aber gar viele, wie in jener Schrift hinlänglich erwiesen worden. U.

\*\*) Sehr wahr! R. selbst war ein lebendiger Beweis davon. Seine Predigten fielen auch recht angenehm ins Ohr, wenigstens in der frühern Zeit, wo seine Sprachorgane noch ihre volle Kraft und Beweglichkeit hatten. U.

lich gefunden, und sind unstreitig Ihr Werk\*). Sehr angenehm war es mir, daß auch dem (verzeihen Sie mir den Ausdruck) philosophischen Seiltänzer Jacobi neulich über seine eben nicht sehr göttlichen Dinge auf eine gute Art die Wahrheit gesagt worden ist; anderwärts hat man ihm bloß tiefe Verbeugungen gemacht\*\*). Inzwischen verdient sein wütender Gegner noch weit schärfer gezüchtigt zu werden, und ich glaube hoffen zu dürfen, man werde in Leipzig seine ungeheuern Behauptungen nicht ungerügt lassen\*\*\*).

Genehmigen Sie die Versicherung der aufrichtigen Verehrung und Freundschaft, womit ich verharre

Erw. 11.

gehorsamster Diener

H.

---

\*) Zu viel Ehre! Die E. L. Z. hat im philosophischen Fache treffliche Mitarbeiter; die wenigsten Rezensionen dieses Faches sind von mir. Doch ist diejenige allerdings von mir, auf welche H. nachher anspielt. U.

\*\*) Das Wort Seiltänzer mag wohl etwas zu hart sein. Aber wahr ist und bleibt es doch, daß der sonst wackere Jacobi oft solche Geniesprünge machte, die man allenfalls für Sprünge eines Seiltänzers, wo nicht gar für Bocksprünge halten konnte. Und doch haben eben diese Sprünge auch ihre Bewunderer gefunden! U.

\*\*\*) Facta est voluntas tua. U.

## N a c h s c h r i f t.

---

Dieß war R.'s letzter Brief an mich. Er war mit zitternder, gleichsam sterbender Hand geschrieben. Am 6. Sept. desselben Jahres verschied der edle Mann, nachdem er lange mit einem kränklichen Körper gekämpft hatte. Tief erschütterte mich die Nachricht von seinem Tode, ob ich gleich voraus sahe, daß er nicht lange mehr leben konnte. Zwanzig Jahre lang (von 1792 bis 1812) hatten wir in regelmäßigem Briefwechsel gestanden. Ich war gewohnt, ihm über alle meine Lebensverhältnisse zu schreiben; und wenn es ihm nur irgend seine Zeit und seine Gesundheit erlaubten, so antwortete er pünktlich. Doch sind nicht alle seine Briefe an mich hier abgedruckt. Einige eigneten sich nicht zur öffentlichen Mittheilung — selbst aus den mitgetheilten ist manches der Art weggelassen worden — andre sind mir abhanden gekommen. In allen zeigt sich derselbe wohlwollende, an fremden Schicksalen herzlich theilnehmende Geist. Und darum vornehmlich hab' ich sie abdrucken lassen. Sie sollten nicht bloß meiner Lebensbeschreibung zur Beglaubigung und Erläuterung dienen, sondern auch ein Denkmal von R.'s menschenfreundlichem Herzen sein. Denn R. ward oft von dieser Seite verkannt. Weil er zuweilen Umwandlungen von einer satyrischen Laune

hatte und seine Gefühle nicht gern zur Schau trug, so ging es ihm, wie vielen andern Menschen der Art. Man hielt ihn für kalt, wohl gar für hartherzig. Viel, sehr viel verdank' ich ihm, wie die Welt; und wenn ihm auch nicht alles gelang, was er erstrebte, so verdient doch schon das Streben selbst dankbare Anerkennung. Darum hielt ich es für Pflicht, sein Andenken auch von Seiten des Gemüths in Ehren zu halten, wie es von Andern bereits in andrer Hinsicht geschehen ist.

Sit tibi terra levis!



---

---

## Verbesserungen und Zusätze.

---

S. 117. Z. 5. von oben ist Hegel statt Vogel zu lesen.

S. 130. Z. 4. von unten ist zu den jüngern Dozenten, welche damals in Frankfurt an der Oder sich auszeichneten, noch der Doct. Med. J m m a n u e l M e y e r zu setzen, der später bei Verlegung der Universität nach Breslau als Professor der Arzneikunde daselbst angestellt wurde und mehrere mit Beifall aufgenommene Schriften herausgegeben hat. Es ist derselbe, der an meinem encyclopädischen Handbuche der wissenschaftlichen Literatur, als Verfasser des 7. Heftes, welches die medizinische Literatur enthält, Mitarbeiter war. Von Geburt war er Jude aus der Familie Füg; er ließ sich aber nachher mit seiner ganzen Familie taufen, wobei er mich zu Gevatter hat. Dieser talentvolle Mann würde wahrscheinlich den Wissenschaften noch mehr genützt haben, wenn er nicht im blühenden Mannesalter gestorben wäre. Seiner Freundschaft verdank' ich manche Erleichterung meines anfänglichen Aufenthalts in Frankfurt;

und darum hielt ich es für Pflicht, seiner hier noch besonders zu erwähnen, da es in der Lebensbeschreibung selbst nicht geschehen. — Bald nach meiner Ankunft in Frankfurt ward auch Weber (der Kameralist) von Leipzig dorthin berufen, mit dem ich, schon durch Landsmannschaft verbunden, später in noch engere und angenehmere Verhältnisse kam. Da Wunsch und Schneider auch geborne Sachsen waren, so lieferte das kleine Sachsen dem großen Preußen nicht weniger als vier Lehrer an einer einzigen Universität. Es befanden sich aber auch in Königsberg, als ich dorthin kam, und auf den übrigen preussischen Universitäten, so wie auf vielen preussischen Gymnasien und Lyzeen, zu jener Zeit mehrere Lehrer, die aus Sachsen gebürtig waren; und dieß ist noch immer der Fall, während man auf den sächsischen Lehranstalten äußerst wenig geborne Preußen antrifft. Wie mag dieß Verhältniß wohl zu erklären sein? Und ist diese geistige Wohlthat auch wohl immer recht anerkannt und gewürdigt worden?

C. 141. 3. 4. von oben ist noch Folgendes beizufügen: Ich bin hier eine Art von réparation d'honneur den Berlinerinnen schuldig, von denen ich früherhin viel Böses gehört und auch wohl, wie man in solchen Dingen oft sehr leichtsinnig ist, nachgesagt hatte. Ebendarum hatt'ich mir fest vorgenommen, die Berlinerinnen wie die Pest zu fliehen und ums Himmels willen keine von ihnen zu heirathen. Nun fügt' es sich aber durch ein seltsames Geschick und gleichsam zur Bestrafung meines Frevels, daß ich auf meine ganze Lebenszeit in das Garn einer Berlinerin fiel.



Denn meine Frau war in Berlin nicht nur geboren, sondern auch erzogen, und eine so echte Berlinerin, daß sie noch, als ich ihre Bekanntschaft machte, zuweilen mich statt mir sagte, wie die Dresdnerinnen umgekehrt zuweilen mir statt mich sagen (was ich übrigens auf beiden Seiten für keinen Fehler halte, wenn es aus einem weiblichen Munde kommt; denn da die Weiber schon von Natur ihre eigne Logik haben, so dürfen sie auch von Gottes und Rechts wegen ihre eigne Grammatik haben). Es hieß also auch bei meiner Verheirathung, wie fast immer im menschlichen Leben: „Der Mensch denkt, aber Gott lenkt.“ Indes hat es mich nicht gereut, daß Gott anders lenkte, als ich dachte. Denn ich habe gefunden, daß man in Ansehung der Berlinerinnen mich falsch berichtet oder vielmehr den bekannten Fehlschuß vom Besondern aufs Allgemeine gemacht hatte.

- S. 147. Z. 9. von unten ist der Name Hagen noch hinzuzufügen. H. war nämlich Professor der Chemie in Königsberg und trug diese schwierige Wissenschaft (eigentlich mehr Aggregat von allerlei Kenntnissen und Kunststücken als Wissenschaft) mit solchem Beifalle vor, daß seine Vorlesungen nicht bloß von den Studirenden, sondern auch von Männern aus allen Ständen fleißig besucht wurden. Ich selbst, als sein Kollege, hörte noch bei ihm Chemie zugleich mit dem Staatsminister und General der Kavallerie Grafen von Schulenburg, der auch eine Zeit lang Gouverneur von Königsberg war, und mit dem Konsistorialrathe (jetzigem geheimen Oberregierungs-

rathe) Nicolovius. Bei der Gelegenheit zeigte sich der Professor, der zugleich Hofapotheker war, so überaus höflich, daß er, als er einmal ein sehr übelriechendes Experiment mit der Schwefelleber machte, den Minister-General mit den Worten: „E. E. halten zu Gnaden, es wird jetzt etwas stinken!“ um Verzeihung bat, wogegen jener mit ungemein gnädiger Herablassung den Nasen seiner Mithörer durch eine Prise Tabak aus einer kostbaren Dose zu Hülfe kam.

S. 149. Z. 5. von oben ist kameralistischen statt kantistischen zu lesen. Denn es ist dort nicht von Kant's, sondern von Krause's Vorlesungen allein die Rede, die theils philosophisch theils kameralistisch waren.

S. 186. Z. 15. von oben ist noch Folgendes beizufügen: Man hat in und außer Leipzig, mündlich und schriftlich, wenn von der Schlacht bei Leipzig und vom Rückzuge der Franzosen nach derselben die Rede war, oft die Fragen aufgeworfen: „Warum ließen die „Verbündeten, die ganz Leipzig umzingelt hatten, „Napoleon mit dem Ueberreste seiner Truppen „so ungehindert über Lindenau abziehen? Warum „besetzten sie nicht, da die Straße von Leipzig nach „Lindenau ein schmaler mit vielen Brücken durchschnittener Damm zwischen Wiesengründen ist, „mithin einen Engpaß (défilé) bildet, der seine „einzige Mündung (débouché) in Lindenau hat, „wenigstens dieses Dorf mit einer Abtheilung ihres „Heeres und schnitten dadurch die Franzosen von „der ihnen noch allein übrigen Verbindungslinie „mit Frankreich ab? Hätte sich dann nicht Napo-

„Leon mit dem ganzen Ueberreste seiner Truppen  
 „den Verbündeten ergeben müssen? Und wäre da=  
 „durch nicht der Kampf mit einem Schlage been=  
 „digt, mithin jedes weitere Opfer an Menschen=  
 „blut erspart worden?“ — Auf diese Fragen,  
 die einen bedeutenden Vorwurf gegen die Verbünde=  
 ten zu enthalten scheinen, kann ich hier eine authen=  
 tische Antwort aus dem Munde des Fürsten von  
 Schwarzenberg selbst geben, der bekanntlich die  
 verbündeten Heere bei Leipzig befehligte und sich  
 später in Leipzig lange Zeit aufhielt, um seine zer=  
 rüttelte Gesundheit herzustellen, was ihm aber leider  
 nicht gelang. Denn der Tod, der ihn auf dem  
 Schlachtfelde bei Leipzig nicht erreichen konnte, er=  
 reichte ihn hier auf dem Krankenbette. Eh' er aber  
 bettlägrig wurde, sah' er oft Gesellschaft bei sich.  
 Als ich daher einst bei ihm gespeist hatte und nach  
 Tische das Gespräch auf die Schlacht bei Leipzig  
 fiel, nahm ich mir die Freiheit, ihm selbst jene  
 Fragen vorzulegen — versteht sich, mit geziemender  
 Bescheidenheit. Darauf antwortete der edle Fürst  
 mit der ihm eigenthümlichen, höchst liebenswürdigen  
 Unbefangenheit und Leutseligkeit: „Wir hatten nicht  
 „so viel Truppen, um alle Ausgänge stark genug  
 „zu besetzen; auch ist es nicht immer rathsam, ei=  
 „nen Feind, der noch Kräfte hat, zur Verzweiflung  
 „zu bringen. Uebrigens kann sich Leipzig glücklich  
 „schützen, daß es nicht dahin gekommen ist, denn  
 „die Stadt wäre wahrscheinlich darüber zu Grunde  
 „gegangen.“ — Sonach hätte man jenes Loch  
 absichtlich offen gelassen, entweder weil man sich

zur Verschließung desselben nicht stark genug fühlte, oder weil man die Stadt schonen wollte, oder auch um beider Ursachen willen. Indessen schien es doch am 16. Oktober, als hätte man wenigstens einen Versuch machen wollen, was man vermöchte. Denn an diesem Tage ward auch in der Gegend von Lindenau gefochten. Es brannte sogar im Dorfe, welches theilweise genommen und wieder verloren wurde. Der Versuch mißlang also. Denn die Franzosen behaupteten sich gegen Abend im Besitze des Dorfes und wurden nachher nicht weiter beunruhigt. Ihr Rückzug durch Lindenau begann aber schon den 18. Oktober und wurde bis zum 19. Mittags in immer beschleunigter Progression und Konfusion, weil die Massen immer dichter wurden, fortgesetzt. Ich konnte das alles sehr bequem aus meinem Fenster beobachten. Als die Brücke am äußern Mannstädter Thore durch das angebliche Versahn eines Korporals, höchst wahrscheinlich aber auf Befehl des Kaisers selbst, aufflog, war der Druck der Luft so stark, als wenn ein heftiger Windstoß zu den offenen Fenstern hineindränge, der Knall aber verhältnißmäßig minder stark, vermuthlich weil die Explosion auf dem Wasser geschah, welches ihr keinen elastischen Resonanzboden darbot. Darum und wegen des übrigen Lärms und Getümmels in der Stadt hatten viele Bewohner derselben nichts davon gehört, und verwunderten sich nachher sehr, als sie die Brücke von Grund aus, nebst mehreren Häusern in der Nachbarschaft, zerstört fanden.

S. 220. Z. 1. von unten und S. 221. Z. 1. von oben sind

noch die Namen Beckedorf und Eylert einzuschalten. Ich habe nämlich auch gegen diese beiden Männer geschrieben — gegen den Ersten, weil er, ein Protestant und Diener eines protestantischen Fürsten, der Luther'n selbst ein öffentliches Denkmal gesetzt und die Leibeigenschaft in allen seinen Staaten aufgehoben, dennoch den Katholizismus und die Leibeigenschaft auf eine höchst sophistische Weise vertheidigte — gegen den Zweiten aber, weil er, ein christlicher Prediger, der überall und besonders in den Herzen der Gewaltigen Liebe und Vertrauen wecken sollte, in einer bekannten Rede als öffentlicher Ankläger seiner Zeit (noch dazu ohne allen Beweis, bloß deklamirend) auftrat und dadurch gerade das Gegentheil von dem that, was sein Veruf und seine Zeit heischte. — Wenn man mir übrigens den Vorwurf gemacht, daß ich so viel polemische Schriften herausgegeben, so sollte man wohl bedenken, daß es in der Menschenwelt überhaupt zweierlei Naturen giebt und geben muß, friedfertige, welche fünf gern gerade sein lassen, und streitbare, welche das durchaus nicht ertragen können. Leider gehört' ich zur zweiten Klasse. Zwar versucht' ich oft, mich in die erste zu versetzen. Ich sagte zu mir selbst: „Was hilft dir all dein Kämpfen? Du wirfst die Welt, doch nicht ändern, und machst dir nur überall, besonders oberwärts, Feinde. Sitze doch still und verzehre das Wiffchen, was du hast, in Ruhe!“ — Aber es war vergeblich. So oft ein Sophist auftrat und behauptete: „Zwei mal zwei macht fünf,“ prickelt' es mich Tag und Nacht so lange, bis ich

sagte: „Nein! es macht vier.“ — Da merkt' ich denn wohl, daß ich recht eigentlich zur streitenden Kirche gehörte und daß ich es ebendarum nicht weit in der Welt bringen würde. Ich gränzte mich aber nicht deshalb. Denn ich erinnerte mich, daß selbst unser großer Meister gesagt hatte: „Ich bin nicht „kommen, Friede zu senden, sondern das Schwerdt.“ — Und was möchte wohl aus der Menschenvelt geworden sein, wenn es immer nur solche Naturen gegeben hätte, wie etwa Melanchthon und Erasmus waren? Ich bin weit entfernt, dem Ruhme dieser Männer zu nahe zu treten. Es waren in ihrer Art trackere Männer. Aber nimmer hätten sie eine Kirchenverbesserung zu Stande gebracht. Und wenn es gleich jetzt einer solchen Verbesserung nicht mehr bedarf — also auch keines Luther's, der, oft und in verschiedner Absicht zurückgewünscht, mit seiner Heftigkeit jetzt nur übel ärger machen, auch bald zur Ruhe gebracht werden würde, wenn er mit den Heinrichen und Georgen nach seiner herben Manier reden wollte — so ist es doch gut, wenn jede Zeit Männer hat, die nicht fünf gerade sein lassen. Wer demnach keine Polemik will, der mag sich nur, nicht nach dem Monde, sondern nach Utopien versehen lassen. Denn im Monde giebt es ja Festungen, wie man neuerlich entdeckt hat. Wo es aber Festungen giebt, da giebt es gewiß auch Polemik, nicht bloß körperlich, sondern auch geistig genommen.

---

OTANOX  
czyszczenie  
I 2009

KD.4714  
nr inw. 6053